Georg Langenhorst

*Toter Pfarrer – guter Pfarrer*

Mord am Altar

Kriminalroman

Georg Langenhorst

# *Toter Pfarrer – guter Pfarrer*

## Mord am Altar

Kriminalroman

echter

*Dankbar gewidmet den Erstleser*innen*
*Anne, Klaus, Maria, Ruth*
*für wichtige Korrekturen und Impulse*

*Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen*
*wären reiner Zufall und sind auf keinen Fall beabsichtigt.*
*Auch unmittelbare Bezüge zu real existierenden Institutionen*
*oder Orten entbehren jeglicher Absicht.*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über ‹http://dnb.d-nb.de› abrufbar.

1. Auflage 2020
© 2020 Echter Verlag GmbH, Würzburg
www.echter.de

Umschlag: wunderlichundweigand.de
Coverfoto: Screeny/Photocase.com
Satz: Crossmediabureau, Gerolzhofen
Druck und Bindung: CPI-books – Clausen & Bosse, Leck

ISBN
978-3-429-05522-6
978-3-429-05102-0 (PDF)
978-3-429-06493-8 (ePub)

## Folgende Personen treten auf

*Dr. Johann Bregnitzer*, Arzt und Kirchenpfleger von St. Korbinian

*Hilde Bregnitzer*, Ehefrau

*Elmar Maria Brandtstätter*, Professor für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät

*Dr. Werner Jacobs*, Polizeipräsident von Friedensberg

*Tino Gassner*, Gymnasiast und Messdiener

*Elke Goll-Fiedler*, Leiterin des katholischen Kindergartens

*Martin Häferle*, Pfarrvikar

*Birte Friedrichsen*, evangelische Pfarrerin

*Karsten Kaiser*, Organist

*Bernd Kellert*, Kriminalhauptkommissar

*Beate Kellert*, Steuerfachfrau

*Witold Koslowski*, Hausmeister

*Hannah Mellrich*, Polizei-Kommissariats-Anwärterin

*Gertrud Mooslechner*, Rentnerin

*Vitus Mooslechner*, Pfarrer

*Reinhard Severin*, Diakon im Pfarrverbund

*Monika Stickroth*, Pfarrsekretärin

*Dominik Thiele*, Kriminalkommissar

*Marie Walterscheid*, Mesnerin

*Barbara Winkler*, Vorsitzende des Pfarrgemeinderates

*Lena Winter-Drexler*, Kommissariats-Sekretärin

*Judith Zoller*, Pastoralreferentin

und viele mehr

# I.

*Gibt es Gott? Ja oder nein! Das ist eine gute Frage, die älteste aller Zeiten. Sie benennt ein Problem, das noch kein Denker überzeugend gelöst hat.* ICH *werde die Frage beantworten. Definitiv. Ich werde das Problem lösen. Endgültig.* ICH!

*Was haben die Menschen nicht alles versucht. Vor* MIR. *Gottesbeweise haben sie sich ausgedacht. Klug. Kompliziert. Gewunden. Logisch. Aber haben sie irgendjemanden überzeugt? Gilt irgendeiner dieser Beweise als gelungen? Hat das den Unglauben in all den Jahrhunderten ausgebremst?*

*Sie haben einen Fehler gemacht. Klug wie sie waren, die gelehrten Herren. Einen entscheidenden. Es geht nicht um Logik. Nicht ums widerspruchsfreie Denken. Es geht um Erfahrung. Um konkrete Anschauung. Um den Erweis mitten im Leben.*

*Da werde* ICH *ansetzen. Direkt da. Das geht nicht ohne ein gewisses Risiko. Genauer: Da geht es um Leben oder Tod. Das ist mir bewusst. Aber es wird nicht* MEIN *Risiko sein.* ICH *bin der Inszenierer, der Beobachter, der Bewerter. Du kannst sagen, das ist eine Art Experiment. Gut, von mir aus. Eine Versuchsanordnung. Eine Beweisführung im Diesseits. Und zunächst wird es im Geheimen durchgeführt. Das muss sein. Aber wenn es funktioniert – und es wird funktionieren! – werde ich es wiederholen. Offen, für alle sichtbar. Und die Frage, ob es Gott gibt oder nicht, wird*

*beantwortet sein, ein für alle Mal. Und das Problem wird gelöst sein, endgültig. Und* MEIN *Name wird dafür stehen.* MEIN *Name! Für Jahre, für Jahrzehnte, für Jahrhunderte. Für immer.*

*Du denkst, dass sich das verrückt anhört? Dass ich verrückt sein könnte, verrückt bin? Ja, den Gedanken hatte ich auch. Habe lange darüber nachgedacht. Von verschiedenen Seiten aus. Hin und her überlegt. Aber er ist falsch. Verrückt wäre, nichts zu tun. Einfach so weiter zu leben. Ohne Antwort. Ohne Lösung.* ICH *habe alles genau durchdacht.* ICH *muss es versuchen. Das Risiko eingehen. Nicht mein Risiko. Nicht meines.*

## 1.

„Nehmet und esset alle davon! Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird." Pfarrer Vitus Mooslechner sprach die Wandlungsworte, hob die Hostie in die Höhe, wunderte sich wie so oft über die ehrfurchtsvolle Stille der knapp fünfzig Menschen im halbdüsteren Kirchenschiff. Er wartete noch zwei Sekunden länger, als es ihm sein Instinkt gebot, legte dann die handtellergroße, millimeterdünne Brotscheibe in die goldene Schale zu den anderen, kleineren Hostien, setzte die Schale behutsam auf dem Altar ab, verbeugte sich mit dem ganzen Oberkörper nach vorn und blieb einige Zeit in dieser Haltung.

Er liebte die Adventszeit. Zwei Kerzen brannten an dem großen, auf einem mächtigen Holzständer angebrachten Adventskranz inmitten des Kreises aus buschigem, duftendem Tannengrün, geschnitten aus den hiesigen Wäldern. Dafür war Manfred da, Manfred Schachner, sein ‚Mann

für alle Fälle'. Immer verlässlich. Immer bereit für ‚Hand- und Spanndienste', Arbeiten in der Kirchengemeinde, wenn praktischer Einsatz erforderlich war.

Durch die mit bunt gestalteten biblischen Motiven eingefassten Glasfenster hinter Vitus Mooslechner in der Apsis drang nur wenig Helligkeit in den Raum. Im Dezember blieb es hier immer dämmrig. Er hatte sich in den inzwischen fast zwölf Jahren seiner Tätigkeit in dieser Kirche erfolgreich dagegen gewehrt, eine hellstrahlende Lichtanlage installieren zu lassen. Halbdunkel, Undurchschaubarkeit, letzte Entzogenheit – er fand, dass gerade so die Feier der Eucharistie ihren richtigen Rahmen fand. Denn sie war ein Mysterium. Ein Geheimnis. Richtiges Wort.

Wie oft hatte er dieses Ritual seit seiner Priesterweihe vor knapp fünfundvierzig Jahren vollzogen? Er hatte es vor Kurzem einmal in Gedanken überschlagen. Vierzehntausend Mal! Eher mehr. Unvorstellbar! Vierzehntausend Mal hatten seine Hände, hatten die von ihm gesprochenen, traditionell feststehenden Gebete und seine genau vorgeschriebenen Gesten das innigste Geheimnis der katholischen Kirche vollzogen, die Wandlung von Brot und Wein, den ‚Früchten menschlicher Arbeit', in Leib und Blut Christi.

Er war sich der Bürde der zweitausendjährigen Tradition nur zu gut bewusst. Der Würde, ein kleines, ein winziges Kettenglied in dieser Milliarden Menschen verbindenden Perlenschnur zu sein. Des unfassbaren Gedankens, dass nicht *er* es war, der diese Wandlung vollzog, sondern der Geist des einen, unfassbaren Gottes, der sich seiner bediente. Unwürdig und würdig zugleich, das war er, Vitus Mooslechner, zweiundsiebzig Jahre alt, katholischer Pfarrer der Gemeinde St. Korbinian in Polzingen. Dass es seine letzte Eucharistiefeier sein würde, dass er dabei war, seine letzte

Heilige Messe zu feiern, ahnte er noch nicht. Er hatte nur noch drei Minuten zu leben.

Er richtete seinen Oberkörper wieder auf, griff mit der rechten Hand nach dem bereitstehenden goldenen Kelch, hielt auch ihn in den mit dichter Spannung gefüllten, gleichzeitig absolut ruhigen Raum und sprach den zweiten Teil der auf Jesus zurückgeführten Einsetzungsworte: „Ebenso nahm er den Kelch mit Wein, dankte wiederum, reichte ihn seinen Jüngern und sprach: ‚Nehmet und trinket alle daraus. Das ist der Kelch des neuen und ewigen Bundes, mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Tut dies zu meinem Gedächtnis.'"

Mooslechner stellte den Kelch neben die Hostienschale und verbeugte sich erneut. Rechts und links von ihm schlossen sich die sechs Ministrantinnen, die heute ihren Dienst am Altar versahen, und Tino, der einzige männliche Messdiener, ihm an. Ihre Verbeugungen waren aber eher Andeutungen. Sich richtig tief zu verneigen, trauten sie sich nicht. Sie waren sich bewusst, dass sie von einigen der Gemeindemitglieder beobachtet wurden. Ganz genau betrachtet. Und genau das ist ein Gedanke, den Heranwachsende zutiefst verabscheuen. Beobachtet, angeschaut, gesehen zu werden. Von den falschen Leuten.

Nach einigen weiteren Gebeten nahm Vitus Mooslechner eine der Hostien aus der Goldschale, betrachtete sie kurz, legte sie sich in den Mund, kaute bedächtig und schluckte. Bevor er die übrigen Hostien an die Kirchgänger austeilen würde, nahm der Priester selbst den ‚Leib Christi' in sich auf. So war es üblich. Dann nahm er den Kelch, stutzte kurz, zögerte, blickte irritiert auf den glänzenden Pokal in seiner Hand, führte ihn dann aber an seine Lippen und trank. So wie immer. Mehr als vierzehntausend Mal.

Doch dieses Mal war anders. Ganz anders. Wie immer setzte er den Kelch auf dem Altar ab, direkt neben der Hostienschale. Besser gesagt: Er wollte genau das tun. Plötzlich riss er die Augen jedoch weit auf, schnappte nach Luft, der Kelch entglitt seinen Händen und schepperte schrill über den Steinboden. Sonst blieb es still. Totenstill. Der gewandelte Wein floss aus dem Kelch und bildete ein tropfendes Delta. Das soeben noch ehrfürchtige Schweigen im Raum ging von der einen zur nächsten Sekunde in eine Stille des Entsetzens über. Lähmend. Wie eingefroren aus Unklarheit darüber, was da vor sich ging.

Vitus Mooslechner verdrehte die Augen, würgte, versuchte sich am Altar festzuklammern, die Hände fanden jedoch keinen Halt. Schon sank er seitlich zu Boden, Arme und Beine verkrampften sich, zuckten wild, ermatteten, blieben bewegungslos und verdreht liegen. All das geschah in wenigen Bruchteilen von Sekunden.

Wie versteinert blickten die Menschen im Kirchenschiff nach vorn. Sie konnten nicht fassen, was sie da gerade sahen. Auch die Messdienerinnen, die in der Nähe des Altars standen, waren erstarrt. Tino reagierte als Erster. „Ein Arzt", schrie er, während er auf den am Boden liegenden Pfarrer zustürzte, sich zu ihm herabbeugte: „Wir brauchen einen Arzt! Ist ein Arzt im Raum?"

Sofort geschahen viele Dinge gleichzeitig. Der Raum füllte sich mit spitzen Entsetzensschreien; zwei Messdienerinnen knieten sich zum Pfarrer und zu Tino hinab, der hilflos Kopf und Schulter des Geistlichen hielt. Ein jüngeres Ehepaar, das mit zwei Kindern in der dritten Reihe saß, eilte nach vorn, die Kinder in der Sitzbank zurücklassend. Gleich mehrere schreckensgeweitete Augenpaare drehten sich um hin zur zweitletzten Reihe, hinten links.

Dort saßen Dr. Johann Bregnitzer und seine Frau Hilde. Immer schon. Immer am selben Platz. Und so verlässlich in jedem Sonntagsgottesdienst wie das Amen in der Kirche. Zwei Weißköpfe mit fast austauschbarem Haarschnitt: eisgrau, kurz, eng anliegend wie eine Kappe. Mehr als vierzig Jahre lang war Dr. Bregnitzer als allgemein praktizierender Arzt in Polzingen tätig gewesen. Seine Praxis kannte jeder. Bis er sich vor drei Jahren zur Ruhe gesetzt hatte. Vorbei. Seine Praxis hatte eine junge Ärztin aus Hamburg übernommen. Eine gute Medizinerin. Aber ohne Gefühl für die Menschen und ihre Anliegen. Das war bei Johann Bregnitzer anders gewesen. Viele sehnten sich nach ihm zurück. Vergeblich.

Bregnitzer hatte sich längst erhoben, eilte nun durch das Kirchenschiff nach vorn, so schnell es seine fünfundsiebzigjährigen Beine ihm erlaubten. Fast alle Gottesdienstbesucher hatten sich aus ihren Bänken erhoben und starrten wie hypnotisiert auf den Arzt. Wie selbstverständlich spielten sie ihm die Autorität zur Deutung des Geschehens zu. Schließlich war er eine Respektsperson, saß seit mehr als drei Jahrzehnten im Gemeinderat von Polzingen. Nun erhofften sie sich von ihm Aufklärung und Anweisungen: Was war geschehen? Wie sollten sie sich verhalten?

Während Dr. Bregnitzer die drei marmorierten Steintreppen zum Altarraum emporeilte, wichen die Messdienerinnen und das junge Ehepaar wie von selbst zurück. Sie öffneten ihm eine Schneise, damit er zum Körper des verrenkt am Boden liegenden Pfarrers gelangen konnte. Nur Tino blieb leise wimmernd neben dessen Kopf sitzen.

Der Arzt kniete nieder, untersuchte kurz die starr nach oben blickenden Augen des Pfarrers, lauschte mit enganliegendem Ohr nach irgendwelchen Atemzügen aus den

leblosen Lippen, fühlte nach dem Puls der Halsschlagader, blickte auf die sich hellrot verfärbende Gesichtshaut, schüttelte den Kopf.

Dann hielt er kurz inne, runzelte die Stirn, schnupperte nahe an den Lippen des Toten. Ernst, sehr ernst blickte er vor sich hin. Mühsam rappelte er sich auf. „Komm mein Junge, lass es gut sein", sagte er leise zu Tino, nahm ihn an der Hand, zog ihn hoch und von der Leiche weg. Denn daran, dass Vitus Mooslechner tot war, bestand für ihn offensichtlich kein Zweifel.

Johann Bregnitzer war in seiner besten Zeit einen Meter zweiundneunzig groß gewesen. Einige Zentimeter mochte er bereits geschrumpft sein, so wie es im Alter eben üblich ist. Nie hatte man ihn anders gesehen als aufrecht, sehr gerade, von fast schon stolzer Haltung. ‚Arrogant', dachten diejenigen, die ihn nicht mochten. Nun wirkte er gebrochen, niedergebeugt. Er ging mit unsicheren Schritten vor den Altar, blickte auf die verstörten und geschockten Menschen vor ihm, die er fast alle kannte. Mit manchen war er befreundet. Andere waren ihm als Patienten vertraut. Für alle Rollen seines Lebens beherrschte er die richtigen Sprachformen. Nun fehlten ihm die Worte.

„Ich fürchte ..., also ich muss Ihnen mitteilen, dass Pfarrer Mooslechner tot ist", druckste er dann heraus. Ein halb unterdrückter, gleichwohl vielstimmiger Schrei füllte als Echo den hallenartigen Raum. Zwei Messdienerinnen liefen tränenüberströmt zu ihren Eltern im Kirchenschiff. Einige ältere Frauen hielten sich, die Augen weit aufgerissen, die Hand vor den Mund, eine hilflose Geste des Entsetzens.

„Aber das, das ist noch nicht alles", stammelte Dr. Bregnitzer weiter, mitten hinein in das Stimmenwirrwarr. „Ich fürchte, dass er ermordet worden ist. Vergiftet. Alles deutet

darauf hin.“ Hilflos sahen sich die plötzlich wieder verstummten Menschen an. Manche wiederholten die Worte des Arztes, raunten sie ihren Nachbarinnen und Nachbarn zu. „Vergiftet!?“ Was sollte man nun tun? Helfen konnte man offensichtlich nicht, aber konnte man jetzt einfach so nach Hause gehen, hinein in diesen zweiten Adventssonntag?

„Kommissar Kellert!“, rief Tino plötzlich. Verständnislos schauten ihn die anderen an. „Na, der Kellert, der ist doch vor ein paar Jahren hierhergezogen, wohnt doch oben im Sanddornweg. Der ist bei der Mordkommission. Der war vor einigen Wochen bei uns in der Schule und hat uns von der Arbeit bei der Polizei erzählt“, ergänzte der Vierzehnjährige aufgeregt und mit sich überschlagender Stimme. „Der kann uns helfen. Der weiß, was zu tun ist.“

Verwirrt schauten sich die Umstehenden an. Dr. Bregnitzer spürte, dass man von ihm eine Einschätzung des Vorschlags erwartete. „Gute Idee, Junge! Schau mal nach, ob er zu Hause ist. Wir werden auf alle Fälle sofort die Polizei in Friedensberg und den medizinischen Notdienst verständigen. Auch wenn Letzteres eigentlich nicht mehr nötig ist.“ Mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung seines eisgrau gekrönten Kopfes nickte er seiner ihm zum Verwechseln ähnlich aussehenden Frau zu, die auch über mehrere Sitzreihen hinweg sofort verstand, was er von ihr wollte. Sie griff zu ihrem Handy und tippte bereits eine Nummer ein.

Bregnitzer wandte sich wieder an den Jungen: „Wenn er da ist, dieser Herr Kellert, erzähl ihm, was passiert ist. Und bitte ihn, hierher zu kommen. Er wird schon wissen, was dann zu tun ist.“ Darauf wandte er sich an die Anderen, die spürbar froh waren, dass jemand die Initiative und Verantwortung übernahm: „Und wir, wir sollten jetzt Ruhe

bewahren. Wir können sowieso nichts tun. Aber wir sollten alle hierbleiben, bis die Polizei eintrifft. Alle."

## 2.

Der Sonntagmorgen war für den zweiundfünfzigjährigen Kriminalhauptkommissar Bernd Kellert und seine Frau Beate eine besondere Zeit. Zumindest dann, wenn er keinen Bereitschaftsdienst hatte. Das begann schon damit, dass sie einmal in der Woche länger schlafen konnten als sonst. Dabei liebte Bernd Kellert eigentlich das frühe Aufstehen. Er war ein Morgenmensch, gleich wach, agil und tatendurstig. Dass sein alter Radiowecker in der Regel um sechs Uhr den Betrieb aufnahm, machte ihm nichts aus. Er wäre ziemlich sicher auch ohne dessen akustische Nachhilfe aufgewacht. Der sonntägliche Luxus bestand jedoch schon daraus, innerlich von Anfang an die Zügel locker lassen zu können.

Beate Kellert, die grundsätzlich mehr Mühe damit hatte, morgens auf Touren zu kommen, stand sonntags gegen die sonstige Regel als Erste auf, setzte die alte Filterkaffeemaschine in Gang, bereitete den Frühstückstisch vor und legte eine CD ein. Meistens irgendetwas Klassisches. Bach, Haydn, Albinoni, Händel – ziemlich wahllos. Die Musik diente sowieso nur zur atmosphärischen Hintergrundgestaltung. Ihre Tochter Jenny beschwerte sich immer über diese ‚Funktionalisierung von Musik', wie sie das nannte, aber das war Beate Kellert ziemlich egal. Sie mochte es nun einmal genau so.

Heute griff sie mal wieder zu Vivaldi. Das schien ihr gut zu einem zweiten Adventssonntag zu passen. Sie zündete erst die bereits zu einem Drittel abgeschmolzene, dann nach

kurzem Auswahlblick auch noch die rechts danebensteckende, zweite Wachskerze am Adventskranz an. Zufrieden schaute sie in das gemütliche Wohn- und Esszimmer des ehemaligen Knechtshauses, das die Kellerts vor knapp vier Jahren in Polzingen gekauft, für ihre Zwecke umgebaut und dann bezogen hatten.

Als ihr Mann in dieses gut vorbereitete Szenario eintrat, leger gekleidet in eine Jogginghose und einen viel getragenen, blauen Pullover, merkte man auch ihm die Zufriedenheit an. Ausnahmsweise unrasiert, sah der etwas über einsachtzig große, immer noch schlanke und durchtrainierte Polizist mit seinem kurzgeschnittenen, inzwischen völlig ergrauten – „silbernen!", pflegte Beate zu betonen – Kopf ein bisschen wie George Clooney aus. Ein bisschen.

Außer einem wie selbstverständlich dahin gebrummten „Guten Morgen" brauchte es zwischen den seit siebenundzwanzig Jahren Verheirateten keine Worte. Bernd Kellert setzte sich auf seinen Platz mit dem Blick auf das Fenster zum Vorgarten, nahm die Samstagszeitung aus dem silbernen Zeitungsständer und freute sich auf ein ungestörtes halbes Lesestündchen. Beate, die ihm ausnahmsweise den Kaffee eingegossen hatte, griff ihrerseits zu dem Wochenendmagazin, das der Zeitung beilag. Er schmierte sich ein am Vortag gekauftes Brötchen mit Butter und Erdbeermarmelade, legte es dann jedoch beiseite und nahm den ersten Schluck Kaffee.

„Wunderbar", freute er sich, atmete tief durch und blickte sich kurz im Zimmer um. Kaum dass er Platz genommen hatte, sprang eine auf den ersten Blick vollkommen schwarz wirkende Katze auf seinen Schoß, streckte einmal den überraschend weiß glänzenden Hals in die Höhe und rollte sich dann schnurrend zusammen. Pucki. Ganz automatisch be-

gann Bernd Kellert damit, der Katze sanft das Fell zu kraulen. Wohlig schnurrte sie vor Behaglichkeit.

Ihr alter Kater, Barry, hätte das nie getan. Der hatte jede Form von Berührung gehasst, von Zärtlichkeiten ganz zu schweigen. Ein wilder Feger, eigensinnig, abweisend. Barry war jedoch vor eineinhalb Jahren gestorben. Und Bernd Kellert war insgeheim froh darüber gewesen. Er hatte nie eine Katze gewollt. Aber sie hatten Barry für ihre Tochter Jenny angeschafft, als ‚Stabilisator in den harten Jahren der Pubertät', wie Bernd Kellert das immer erklärt hatte. Aber wie es so geht: Die Tochter wurde erwachsen und zog in eine Studentenwohnung. Wer blieb, war Barry.

Doch, Bernd Kellert hatte sich dann an das Tier gewöhnt. Und war irgendwie traurig und bewegt, als der Kater starb. Aber ein neues Tier, geschweige denn auch noch eine neue Katze, hatte er nicht gewollt. Aber dann war es anders gekommen. In einem seiner Fälle war es ihm gelungen, die Täterin zu überführen. Eine kinderlose Witwe, die eben diese Katze besaß. Pucki, das Schmusetier. Man hätte die damals siebenjährige Katze in ein Tierheim bringen müssen. Und das konnte Kellert innerlich nicht zulassen. Er hatte durchaus Mitleid mit der Täterin empfunden, damals. Wusste gleichzeitig, dass sie zu Recht verurteilt worden war. Aber ihre Katze konnte doch nichts dafür!

Völlig zu seiner eigenen Überraschung hatte er seiner Frau den Entschluss mitgeteilt, dass sie, die Kellerts, Pucki aufnehmen würden. Und sie hatte verblüfft, aber nur zu gern zugestimmt. Beate Kellert hatte den felligen Mitbewohner doch weit mehr vermisst, als sie es ihrem Mann gegenüber zugegeben hatte. Seitdem lebte die Katze bei ihnen. Seitdem gehörte ein gemütliches Schnurren zur Geräuschkulisse ihres Hauses. Wie jetzt gerade.

Beate lächelte ihrem Mann zu. Beide mochten den Advent. Das Flackern der Kerzen stiftete eine anheimelnde Atmosphäre. An den kleinen Fenstern hing Glasschmuck, an den größeren hingen Strohsterne. Die stammten noch von Beates Mutter, die längst schon verstorben war. ‚Ein bisschen spießig', dachte Kellert immer wieder, um innerlich zu ergänzen: ‚Aber schön. Finde ich.'

Das sonntägliche Nachsinnen des Kommissars wurde jedoch jäh unterbrochen. Es läutete an der Haustür. Ziemlich lang, ziemlich ungeduldig. Kellert sah seine Frau überrascht und fragend an. Ihre Tochter Jenny lebte in Friedensberg, der eine gute halbe Stunde entfernt liegenden Kreis- und Universitätsstadt. Jenny hatte für diesen Nachmittag einen Besuch angekündigt. Aber eben erst für nachmittags. Ohne Vorwarnung stand sie eigentlich nie vor der Haustür.

Tobias, der ältere Sohn, befand sich mitten im Abschluss-Semester seines Studiums in München. Er kam kaum noch im Haus seiner Eltern vorbei, sehr zum Kummer von Beate. Tobias hatte es seinen Eltern bis heute nicht verziehen, dass sie ihre Eigentumswohnung in Friedensberg verkauft hatten und raus aufs Land gezogen waren. „Ihr habt meine Kindheit verkauft", hatte er ihnen einmal vorgeworfen. „Da war ich zu Hause. Nur da. Das gibt es jetzt einfach nicht mehr. Was soll ich bei euch in Polzingen?"

Sonst klingelte kaum jemand bei ihnen. Auch nach vier Jahren hatten sie nur wenig Kontakt zu den Nachbarn. Man grüßte sich und fertig. Oder kam kurz ins Gespräch über die Katzen. Früher über Barry, jetzt über Pucki. Das Gespräch über Haustiere funktionierte immer. Mehr Austausch gab es selten. Bernd Kellert war es recht.

„Ich schau mal, wer das ist", knurrte Kellert, als das Läuten nicht aufhörte. Seufzend streifte er die Katze von seinem

Schoß, erhob sich und ging in den Flur. „Ja, bitte?“, fragte er, nachdem er die Haustür geöffnet hatte. Pucki nutzte die Gelegenheit, um kurz nach draußen zu huschen. Sie würde schon bald wieder um Einlass betteln, so viel war klar. Sie hasste die Kälte.

Ein Junge stand vor Bernd Kellert, vielleicht vierzehn Jahre alt. Das von der eisigen Luft rotgefärbte Gesicht kam ihm vage bekannt vor, er hätte aber nicht sagen können, woher. Der Junge atmete heftig, stieß sofort zu Rauchwölkchen gefrierende Atemzüge aus. Das Fahrrad, das am Geländer lehnte, musste wohl ihm gehören. ‚Wer fährt denn bei diesen Minustemperaturen mit dem Fahrrad?‘, überlegte Kellert, während sein Blick über die von Raureif überzuckerten Vorgärten, Wiesen und Bäume streifte.

„Sie müssen kommen. Der Pfarrer ist tot! Er wurde umgebracht. In der Kirche! Sie sind doch Kommissar!“ Hastig stieß der Junge die kurzen Sätze aus. Er war kaum zu verstehen. Dass das kein übler Scherz war, sah Kellert sofort. Der Junge vor ihm war völlig aufgelöst, sichtlich geschockt. „Nun mal langsam, mein Junge“, meinte Kellert und legte ihm beruhigend die rechte Hand auf die Schulter. „Komm erst mal rein, draußen holt man sich ja den Tod.“ ‚Unpassende Bemerkung‘, schoss es ihm durch den Kopf.

Inzwischen war Beate Kellert hinzugetreten, zog den Bub und ihren Mann in den Flur, blickte den Jungen forschend an und meinte dann: „Du bist doch der Tino, Tino Gassner, oder?“ Überrascht blickte der Junge sie an. „Ich bin mit deiner Mutter in der Gymnastikgruppe beim TSV“, schob Beate Kellert erklärend hinterher. Sie hatte etwas mehr Kontakte in Polzingen, obwohl auch sie, wie ihr Mann, in Friedensberg arbeitete. Vor allem über den Sportverein kannte sie inzwischen jedoch erstaunlich viele Leute in dieser Gemeinde

von knapp über achttausend Einwohnern. Sportverein oder Haustiere, das waren die besten Wege für Hinzugezogene, um mit den Alteingesessenen in Kontakt zu kommen.

Der Junge nickte eifrig, wirkte aber nach wie vor völlig außer sich. „Genau", bestätigte er, immer noch heftig keuchend, „der bin ich. Und Sie" – nun deutete er auf Bernd Kellert – „waren doch vor den Herbstferien bei uns am Karl-Rahner-Gymnasium in Friedensberg und haben von Ihrer Arbeit bei der Polizei erzählt." ‚Ach, daher kenne ich das Gesicht', dachte der Kommissar. Da hatte ihn Thomas Brox, der neue Direktor dieser Schule, eingeladen. Sie kannten sich von einem früheren Fall, er hatte ihm das Anliegen nicht abschlagen können. Ihm blieb jedoch nicht viel Zeit für seine Gedanken.

„Schnell, Sie müssen kommen. Der Pfarrer ist tot!", wiederholte der Junge in höchster Aufregung und klammerte sich dabei an Kellerts rechten Pulloverärmel. In stockenden Worten erzählte er, was vorgefallen war. Der Kommissar unterbrach ihn. „Okay, ich schaue mir das an. Du fährst mit dem Fahrrad zurück. Ich komme sofort. Keiner soll etwas anrühren, hörst du? Alles so lassen, wie es ist!"

Kellert sprang die Treppen zu ihrem Schlafzimmer hoch, wechselte rasch in eine offiziellere Kleidung, eilte in den Flur und griff sich den Autoschlüssel. „Soll ich mitkommen?", rief Beate, die den Jungen zu seinem Fahrrad begleitet hatte. „Nicht nötig", brummte Kellert, öffnete die Garagentür, drückte auf die Fernbedienung des neuen Golf-Kombi, setzte sich hinters Steuer und fuhr auch schon auf den Hof ihres weitläufigen Geländes. Normalerweise hätte auch er sein Fahrrad benutzt, aber das stand angesichts des unfreundlichen Wetters im Keller. Im Winter nutzte er das Auto.

Die Kellerts waren katholisch. Aber keine Kirchgänger. Wie andere eben auch. An Weihnachten und Ostern gingen sie in die Messe, außerdem zu besonderen Anlässen wie Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen. Gleich dreimal hatte Bernd Kellert im kirchlichen Milieu Mordfälle aufklären müssen. Die Einblicke in die tiefmenschlichen Strukturen dieser Institution hatten seine Identifikation mit ihr nicht gerade erhöht. Trotz manch beeindruckenden und auch nachhaltigen persönlichen Begegnungen.

In der Polzinger Kirche waren sie erst einige wenige Male gewesen. Er erinnerte sich flüchtig an Pfarrer Mooslechner als einen gütigen, Ruhe ausstrahlenden, klugen, warmherzigen Seelsorger. Man konnte ihm gut zuhören. Er hatte etwas zu sagen, das spürte man sofort. Aber die Gottesdienste waren sonntags immer schon um neun Uhr, das war ihm und seiner Frau einfach zu früh. Als Berufstätiger war das der einzige Morgen, an dem man es mal langsamer angehen lassen konnte.

Ein Weiteres kam dazu: Seit einiger Zeit gab es diese Messfeiern nur noch jede zweite oder dritte Woche, im Wechsel mit den Kirchen in den benachbarten Orten Wörnsfeld und Gernotshofen. Aber wer konnte sich schon merken, wann nun diese Kirche an der Reihe war, wann jene? Selbst wenn er Lust dazu verspürt hätte, in die Kirche zu gehen, so wäre es praktisch fast unmöglich. Sagte er sich. Und schmunzelte insgeheim über sich, weil er nur zu gut spürte, dass er diese Gedanken als Alibi-Entschuldigung nutzte. Egal. Er war ein freier Mensch.

‚Nicht ganz so frei', schoss es ihm nun durch den Kopf. ‚Beamter bist du, Bernd! Und Kommissar. Und wenn das stimmt, was dieser Tino sagt, dann kommt eine Menge Arbeit auf dich zu. Arbeit und Ärger!'

## 3.

Zwei Minuten, länger brauchte Kriminalkommissar Bernd Kellert nicht für den kurzen Weg zur Kirche. Schon tauchte der historisch und bautechnisch kaum bedeutsame Bau vor ihm auf: ein über all die Zeiten hinweg nur wenig verändertes Kirchenschiff aus dem achtzehnten Jahrhundert. Vor über zwanzig Jahren war der ganze Bau in einem zitronenfarbenen Gelb gestrichen worden, aber die Farbe war mit der Zeit abgestumpft in einen verwitterten Braunton. Über der Apsis erhob sich ein plumper Turm, von einer Zwiebelhaube gekrönt. Mehrere Menschen standen vor dem Haupteingang, manche mit verweinten Gesichtern, einige still für sich, andere in erregte Gespräche vertieft.

Kellert bremste seinen Wagen direkt vor der Doppeltür des Gebäudes ab, sprang die Treppen hoch und eilte nach vorn zum Altar. Dort lag ein Körper in liturgischen Gewändern, kein Zweifel. Den hoch aufgeschossenen Mann, der sich jetzt langsam zu ihm herum wandte, erkannte Kellert sofort: Dr. Bregnitzer, eine der führenden Persönlichkeiten in Polzingen. Das hatte selbst Kellert mitbekommen.

Sie begrüßten sich kurz per Blick und Handschlag. Dann stellte der Arzt fest: „tot, leider kein Zweifel." Kellert hatte sich mit einem raschen Blick bereits selbst von dieser unumstößlichen Tatsache überzeugt. Er war lange genug Leiter des Morddezernats von Friedensberg, hatte genug Leichen gesehen – ‚viel zu viele', schoss es ihm durch den Kopf –, um die Bestätigung des Mediziners gar nicht mehr zu benötigen.

„Aber wieso Mord?", fragte Kellert. „So hat es der Junge, dieser Tino, gesagt." Tino Gassner war schon vor dem Kommissar wieder in der Kirche eingetroffen und hatte sich

unterdessen zu den anderen Messdienerinnen und ihren Eltern – soweit sie denn dabei waren – gesellt. Wie die anderen verfolgten sie die Worte und Handlungen von Arzt und Polizist ganz genau.

„Genau: Mord. Kein Zweifel. Vergiftung. Schauen Sie doch", erklärte Dr. Bregnitzer im Wissen darum, dass es jetzt nicht vieler Worte bedurfte, und wies auf die Verkrampfungen sowie die rosafarbene Gesichtshaut der Leiche. Ja, das konnte auf Vergiftung schließen lassen, stimmte Kellert innerlich zu. Der Mediziner griff nach seinem Arm und zog ihn sanft, aber bestimmt zu dem Leichnam hinunter, ganz nahe an den Kopf. „Riechen Sie!", forderte er den Kommissar auf und wirbelte mit der Hand einige Luftströme um den Mund des Toten.

„Nichts. Ich rieche nichts!", entgegnete Kellert verwundert, nachdem er einige Zeit lang versucht hatte, etwas Besonders zu erschnuppern. Spuren von Weihrauch, Bienenwachskerzen, Tannengrün, Staub, abgestandener Luft, aber sonst? „Riechen Sie das wirklich nicht?", fragte der Mediziner, schnupperte seinerseits noch einmal, erklärte dann: „Ein klarer Hauch von Bittermandel. Ganz typisch. Ich tippe auf Kaliumcyanid. Also: Zyankali."

„Nichts", wiederholte Kellert, nachdem er seine Bemühungen noch einmal wiederholt hatte. Er schaute verdutzt auf den Arzt. Wollte der ihn auf den Arm nehmen? Dr. Bregnitzer lachte einmal auf, trocken, kurz, freudlos. „Keine Sorge, Herr Kommissar. Das kann schon sein, dass Sie nichts riechen. So ist das nämlich bei diesem Stoff. Den riecht nur jeder Dritte. So ungefähr. Alle anderen nehmen nichts wahr. Gar nichts. Komisches Zeug. Aber absolut tödlich. Das wissen Sie ja. Ich wette: Zyankali. Aber das wird die Obduktion noch genauer klären."

Aus den Augenwinkeln sah Kellert, dass Tino mit weit aufgerissenen Augen dem Gespräch von Arzt und Kommissar gelauscht hatte. Immer wieder fiel sein Blick auf die am Boden liegende Leiche. Der Junge schnupperte, versuchte offenbar den Geruch selbst wahrzunehmen. Das war aber über die fünf, sechs Meter Abstand nicht möglich. ‚Ich sollte ihn wegschicken', dachte Kellert, ‚er ist ja total verstört.'

In diesem Moment hörte man die rasch näherkommenden Warntöne von Polizeisirenen. Wenig später stürmten vier Streifenpolizisten und zwei in Schutzanzüge gekleidete Mitarbeiter der Spurensicherung in den Kirchenraum, angeführt von Kriminalkommissar Dominik Thiele und Hannah Mellrich, Kommissariats-Anwärterin in seiner Dienststelle. Beide waren die engsten Mitarbeiter von Hauptkommissar Kellert.

Der blickte hoch: „Dominik! Hannah! Gut, dass ihr da seid. Tod durch Vergiftung. Ihr wisst ja, was zu tun ist. Tatort sichern, Spuren aufnehmen, Zeugen befragen – die ganze Palette." Verblüfft schaute Thiele zu seinem Chef. Wie kam der denn hierher? Er, Thiele, seit neun Monaten zum Kriminalkommissar befördert, hatte doch Bereitschaftsdienst!

„Bernd, was machst du denn hier?", fragte er entgeistert, während sie sich kurz und kräftig die Hand schüttelten. „Ach, ja!", er tippte sich mit der rechten Hand an die Stirn, „du wohnst ja hier gleich um die Ecke!", fiel es ihm dann ein. „Das hatte ich jetzt in der Hektik ganz vergessen."

Hannah Mellrich wies die Kollegen in ihre Aufgaben ein. Die Streifenpolizisten nahmen die Personalien der Gottesdienstbesucher auf, sprachen kurz mit ihnen, schickten sie dann nach Hause. Man konnte mit Händen greifen, wie schockiert und verwirrt die Leute waren. Als sei das alles nur ein böser Traum. Die Kollegen von der Spurensicherung

grenzten unterdessen den Altarraum ein und begannen damit, mögliche Spuren zu sichten.

So konnte Bernd Kellert seinen Mitarbeiter kurz zur Seite nehmen. „Mensch, Dominik, du siehst fertig aus. Müde. Überarbeitet. Gestresst. Du hast Ringe unter den Augen, ehrlich. Was ist denn los?“ „Was, sieht man das so deutlich?“, gab Dominik Thiele sichtlich getroffen zurück. „Du weißt doch, Bernd: Julian. Der hat seine Dreimonatskoliken. Schreit durch, die ganze Nacht. Da kann man kaum etwas machen. Spazierengehen, herumtragen, summen, wiegen. Alles versucht. Vergebens. Verena und ich wechseln uns immer ab. Im Zweistundenrhythmus. Damit jeder wenigstens zu einem kleinen bisschen Schlaf kommt. Aber trotzdem: Da bist du morgens wie gerädert. Und freust dich geradezu auf die Ruhe bei der Arbeit.“

Sein Chef musste grinsen. Doch, er konnte sich durchaus noch daran erinnern, wie das gewesen war, als seine eigenen Kinder auf die Welt gekommen waren. Lange her. Aber diese mühsamen Phasen vergaß man einfach. Die positiven Bilder blieben. So war das zumindest bei ihm. Schöne Erinnerungen. Lange her. „Du Armer“, versuchte er Dominik Thiele zu trösten. „Wie gut, dass wir Hannah haben. Die schmeißt den Laden zur Not auch allein.“

Die Kommissar-Anwärterin war vor über einem Jahr zu ihrer Dienststelle abkommandiert worden. Kellert hatte eigentlich keine weibliche Mitarbeiterin im Team gewollt. Aber inzwischen hatte er sie durchaus zu schätzen gelernt. Dominik Thiele war vor zehn Wochen erstmals Vater geworden. Seine Frau, Verena, hatte einen gesunden Buben zur Welt gebracht und seinen Namen vorgeschlagen: Julian. Dominik Thiele hatte zugestimmt. Auch zur Taufe des Babys, die vor zwei Wochen im Dom von Friedensberg stattgefunden hatte.

Bernd Kellert war natürlich auch eingeladen gewesen. Nur hatte er seinen Mitarbeiter nicht ganz so derangiert in Erinnerung.

„Da hilft nur warten", gab der Hauptkommissar nun zum Besten. „Wenn ich mich richtig erinnere. Sobald das Kind drei Monate alt wird, hört das auf. Schlagartig. Bis dahin hilft nur Durchhalten." ‚Dass du dich mal mit einem Kollegen über den Umgang mit Kleinkindern austauschen würdest, hättest du vor Kurzem auch nicht gedacht. Und das nur wenige Meter neben einer Leiche', ging es ihm durch den Kopf. Er verzog das Gesicht zu einer schwer deutbaren Grimasse.

Inzwischen war nur noch Dr. Bregnitzer im Kirchenschiff geblieben. Außer den Polizeibeamten natürlich. Der Arzt kam nun auf die beiden Kommissare zu und wandte sich an Kellert: „Was machen wir mit dem Adventskranz?" Kellert blickte ihn fragend an. Dann antwortete er: „Die Kerzen auspusten. Wie die anderen auch."

## 4.

Montagmorgen. Dr. Werner Jacobs war schon seit fast zwanzig Jahren Polizeipräsident von Friedensberg, zuständig für den ganzen Landkreis. In drei Jahren würde er in den Ruhestand gehen, aber diese Perspektive lähmte seinen Arbeitseifer in keinster Weise. Die Polizei von Friedensberg hatte eine der höchsten Aufklärungsquoten in Deutschland, darauf war er stolz. Und das sollte sich unter seiner Ägide auch nicht ändern.

Er hatte einige Mitarbeiter zu einer Dienstbesprechung in dem dafür vorgesehenen, nüchtern-zweckmäßig eingerichte-

ten Büro versammelt. Sie trugen die Erkenntnisse zum Fall des ermordeten Pfarrers zusammen. „Tod durch Vergiftung, kein Zweifel“, fasste Dominik Thiele die Faktenlage zusammen. „Zyankali, auch das steht nun definitiv fest“, ergänzte Hannah Mellrich. „Mal was Neues bei uns, oder?“, fügte Lena Winter-Drexler hinzu, die Kommissariats-Sekretärin, die der Präsident überraschend zu der Sitzung hinzugebeten hatte.

„Das hatte der Arzt, der vor Ort war, dieser Dr. Bregnitzer, ja gleich vermutet“, warf Kellert ein. „Ich tippe mal, dass der Messwein damit versetzt war“, fügte er hinzu. „Also ich weiß nicht, ob das stimmen kann“, überlegte Hannah Mellrich. „Ich habe mich da noch einmal schlau gemacht. Zyankalikristalle lösen sich schnell und problemlos in Wasser auf, in alkoholhaltigen Flüssigkeiten aber nicht. Und Messwein“ – sie blickte in die Runde – „enthält doch wohl Alkohol, oder nicht?“

Kellert wirkte überrascht. Daran hatte er nicht gedacht. Auch die anderen überlegten einen Moment lang. „Nun, warten wir die Analysen der Obduktion und der kriminaltechnischen Untersuchung ab. Natürlich habe ich Reste des Weins aus dem Kelch dem Labor zur Analyse gegeben. Das meiste war ja verschüttet, aber eine kleine Lache konnten wir noch sicherstellen. Und Kristalle waren da bestimmt nicht dabei. Das hätte dieser Pfarrer, also Vitus Mooslechner, doch auch bemerkt. Hmmm? Da stimmt etwas nicht! Aber was? Das werden wir schon noch herausbekommen.“

Der Polizeipräsident, am Kopf der u-förmig gestellten Tische sitzend, nickte. „Gut, Herr Kellert. Mitten im Fall. Schön! Sie haben natürlich schon die Federführung der Aufklärung übernommen. Richtig so. Hiermit beauftrage ich

Sie auch ganz offiziell mit der Leitung der Untersuchung. Thiele und Mellrich unterstützen Sie, so wie immer. Und Frau Winter-Drexler" – er blickte zu der bald sechzigjährigen Sekretärin – „steht ihnen mit ganzer Arbeitskraft zur Verfügung."

Die künstlich blond Gefärbte blickte überrascht auf. Normalerweise war sie für das ganze Morddezernat zuständig. Da gab es ständig viel zu tun. Dass sie sich auf einen Fall konzentrieren sollte, war absolut ungewöhnlich. Auch Kellert und Thiele blickten verwundert zu ihrem Chef.

Der räusperte sich. „Verstehen Sie: Ich will, dass wir den Fall so schnell wie möglich aufklären. Auf jeden Fall vor Weihnachten. Nein: diese Woche noch! Jeder Tag zählt. Die Presse sucht doch nur nach Aufhängern für sensationelle Schlagzeilen zu Weihnachten. ‚Toter Priester/Stille Nacht' oder ‚Mord am Adventskranz' – was weiß ich, was die sich alles ausdenken. Diese Story sollen sie nicht aus Friedensberg bekommen. Nicht von hier. Verstanden?"

Er blickte sich um. Sein Blick drückte absolute Entschlossenheit aus. „Wenn nötig, stelle ich Ihnen weiteres Personal zur Verfügung, Kellert! Sie melden sich bei mir!?" Der Angesprochene nickte. Mit einer Handbewegung deutete Dr. Jacobs an, dass die Besprechung beendet war. Die Mitarbeiter erhoben sich und verließen den Raum.

„Äh, Kellert", Dr. Jacobs hielt den Kriminalhauptkommissar zurück, „noch ein Wort. Das ist immer heikel, diese Zusammenarbeit mit der Kirche. Gerade hier bei uns, in einer Bischofsstadt." Kellert stand in der geöffneten Tür, während sein Vorgesetzter immer noch auf seinem Stuhl saß. „Heikel", wiederholte der Polizeipräsident. „Da ist die öffentliche Neugier besonders groß. Und es ist eben doch eine eigene Welt. Mit eigenen Gesetzen, scheint mir."

Er blickte Kellert sympathie-heischend in die Augen: „Eben habe ich einen Anruf erhalten. Vom Herrn Bischof höchstpersönlich. Er bittet um äußerste Diskretion und um die Vermeidung aller Gerüchte. Nicht, dass das nötig gewesen wäre, wir verstehen uns, Kellert! Sie sind mein bester Mann. Und ich bin froh, dass Sie im Umgang mit dieser Welt einige Übung haben. Wenn ich mich richtig erinnere: Erst ein Professor der Theologischen Fakultät, dann der Regens des Priesterseminars, schließlich der Chef des Domgymnasiums im Frühjahr des nun ausklingenden Jahres – und nun ein Pfarrer. Noch dazu der von der Gemeinde, in der Sie wohnen!"

Dr. Jacobs schmunzelte, fügte dann an: „Fast könnte man meinen, dass Sie solche Fälle anziehen." Kellert grinste säuerlich, verkniff sich aber jegliche Erwiderung. Sein Chef spürte, dass er seinem Mitarbeiter etwas zu nahegetreten war, lächelte Kellert aufmunternd zu und brachte das Gespräch jovial zu Ende: „Jedenfalls wünsche ich Ihnen viel Fingerspitzengefühl bei der Aufklärung. Und baldigen Erfolg." Damit war auch Kellert entlassen. ‚Schon seltsam', dachte dieser auf dem Weg über mehrere Treppenhäuser und Flure in sein Büro. ‚Tatsächlich mein vierter Fall im kirchlichen Milieu. Darauf hätte ich gern verzichten können. Aber man kann es sich ja nicht aussuchen.'

„Lena, bitte stellen Sie mir alles zusammen, was Sie über Priester-Morde in Erfahrung bringen können", rief er der Kommissariats-Sekretärin im Vorbeigehen an deren Büro zu. Er wusste, dass er sich auf ihre Recherchen verlassen konnte. Lena Winter-Drexler arbeitete schnell, präzise und zuverlässig. Ihre Mitarbeit war ihm sehr recht. Er wollte bei diesem Fall unbedingt breit ansetzen. Nicht, dass er gleich von Anfang an etwas übersah.

Kellert hörte das knappe „Wird gemacht, Chef“, drehte sich dann jedoch noch einmal um, blickte durch die Tür hinein zu seiner in jahrelanger Kooperation vertrauten Mitarbeiterin, schenkte der Sekretärin ein Lächeln und fügte hinzu: „Sie wissen ja: in Papierform.“ Ihr Chef, das wusste Lena Winter-Drexler nun wirklich, konnte mit Dateien wenig anfangen. Er brauchte Ausdrucke, Papier, etwas, das man in die Hände nehmen, lesen, unterstreichen, markieren konnte.

„Komm, wir fahren raus nach Polzingen“, rief Kellert Thiele zu, kaum dass er den gemeinsamen Büroraum betreten hatte. „Hannah, kommen Sie bitte auch mit!“, ergänzte er, als Hannah Mellrich das Zimmer betrat. Die Kommissariats-Anwärterin, achtundzwanzig Jahre alt, kurzer blonder Haarschnitt, war inzwischen zu einem festen Baustein ihres Teams geworden. Kellert hatte sich fast daran gewöhnt, täglich mit einer Frau zusammenzuarbeiten. Fast.

„Ich habe gleich mehrere Gesprächstermine ausgemacht“, erklärte Kellert. Thiele, etwas größer als sein Chef, fünfzehn Jahre jünger, auch er athletisch, kurzhaarig, aber mit akkurat gestutztem Dreitagebart, hatte damit schon gerechnet. „Auf geht's“, gab er zurück, schnappte sich den Autoschlüssel des Dienstwagens und die Dienstjacke und folgte seinem Chef zur Tiefgarage. Hannah Mellrich schloss sich den beiden an, ohne ein Wort zu sagen. Denn das war nicht erforderlich.

## 5.

„Wer bringt bloß einen alten, freundlichen, grundanständigen Priester um?“, sinnierte Kellert auf dem Beifahrersitz vor sich hin, während Thiele den Dienst-BMW gewohnt zügig

seinem Ziel entgegensteuerte. „Ich kannte den ja sogar ein bisschen, den Pfarrer Mooslechner. Zweiundsiebzig war der, habe ich gelesen. Dafür wirkte er aber noch ziemlich fit. Bei Kirchens ist ja nichts mit einer Rente ab siebenundsechzig. Da arbeitet man, so lange man kann. Ein netter Typ, durch nichts besonders herausragend. Hat so einer Feinde? Todfeinde?"

Thiele blickte zu seinem Chef hinüber. „Das weißt du ja, Bernd, dass die jeder haben kann. Hat. Wenn alles schlecht zusammenkommt." Kellert nickte. In der Tat, das hatten ihn seine fast dreißig Dienstjahre bei der Polizei nun wirklich gelehrt. „Wobei ich hier allerdings von vornherein einige Motive ausschließen würde", setzte er seine Gedankenkette fort. „Hier geht es nicht um Politik oder das große Weltgeschehen. Das passt einfach nicht in unser beschauliches Polzingen. Da lebt man doch noch ein bisschen wie vor fünfzig Jahren. Das ist zumindest mein Eindruck."

„Wenn Sie sich da mal bloß nicht täuschen, Chef", entgegnete Hannah Mellrich von der Rückbank des Wagens aus. Nach wie vor siezte sie sich mit Bernd Kellert. „Die äußeren Fassaden sehen vielleicht so aus wie damals. Aber was hinter den Türen, Fenstern und Mauern passiert, das wissen wir nicht. Die haben alle Zugang zu hunderten von Fernsehprogrammen. Alle surfen täglich im Internet. Damit kennen sie sich aus. Die wissen, was los ist in der Welt."

„Stimmt wahrscheinlich, Hannah", räumte Kellert nach einigem Nachdenken ein. Er sprach seine Mitarbeiterin zwar beim Vornamen an, ließ aber durch das gegenseitige Siezen eine übergroße Nähe gar nicht erst aufkommen. Draußen zog die ihm so bekannte Landschaft des Flusstals zwischen Friedensberg und Polzingen vorbei – wenn auch in einem Tempo, das ihm kaum vertraut war. „Trotzdem tippe ich auf

irgendein persönliches Motiv. Eines, das im Umfeld genau dieses Pfarrers zu finden ist. Also nichts, was mit ihm als Repräsentant der Kirche oder von Was-auch-immer zu tun hat..."

Thiele blickte skeptisch, sagte aber nichts. Auch Hannah Mellrich schüttelte abwägend den Kopf. Eines hatte sie freilich in den knapp zwei Jahren an der Dienststelle in Friedensberg gelernt. Auf Bernd Kellerts Gespür war Verlass. Meistens. Er selbst würde sagen: ‚immer'. Schon gerieten die ersten Häuser der kleinen Marktgemeinde in den Blick, überragt vom Zwiebelturm von St. Korbinian. Die Gemeinde hatte stets der Versuchung widerstanden, ihr Weichbild durch Hochhausbauten zu zerstören. Gut so.

„Also!", Kellert riss sich aus den abschwirrenden Gedanken. „Folgendes Vorgehen. Dominik: Du checkst ab, woher der Messwein kommt. Ich bin sicher, dass das Gift darüber in den Körper des Toten gelangte. Woher kommt der Wein? Wo wird er aufbewahrt? Wer hat Zugang dazu? Wie kommt der Wein in den Kelch? Jede Kleinigkeit. Alles!" Thiele nickte. Sein Chef müsste nach über vierjähriger Zusammenarbeit eigentlich wissen, dass er all das genauso getan hätte, auch ohne präzise Anweisung. Aber so war er nun mal, der Kellert.

Er blickte auf die Uhr. Später Vormittag. Kurz vor elf. Pünktlich. So war es ausgemacht. „Und wir, Hannah, wir verschaffen uns einen Überblick über mögliche Motive und Hintergründe. Ob es Streit gab. Wie die Atmosphäre in der Pfarrei war. Was immer uns helfen kann", ergänzte der Kommissar. „Und dann sehen wir weiter."

Sie wurden schon erwartet. Kaum, dass sie vor dem Gemeindezentrum von St. Korbinian vorgefahren waren, trat ein trotz seines schütteren Haares wohl kaum älter als

dreißigjähriger Mann in schwarzem Anzug und mit Priesterkragen aus dem Haus. In seinem Gefolge befanden sich eine dunkel gekleidete, rundliche Frau jenseits der Sechzig und Dr. Bregnitzer, den sie beide ja schon kannten, dessen Anwesenheit sie jedoch trotzdem überraschte. Alle hatten sich rasch Mäntel übergeworfen. Draußen herrschten Temperaturen um den Gefrierpunkt.

„Häferle, Martin Häferle", stellte sich der bereits zur Fülligkeit neigende junge Geistliche den Polizisten vor, während er ihnen die Hand schüttelte. Ganz offensichtlich fühlte er sich dafür verantwortlich, die erforderlichen Vorgänge zu koordinieren. „Ich bin hier Vikar im Pfarrverbund. Der ermordete Pfarrer Mooslechner – Gott sei seiner Seele gnädig – war sozusagen mein Chef."

‚Hat der jetzt gerade ‚Ficker' gesagt?', fragte sich Hannah Mellrich einen Moment lang, musste unwillkürlich grinsen, hatte sich aber sofort wieder unter Kontrolle. Offenbar hatte keiner der Anwesenden ihr Mienenspiel beobachtet. ‚Vikar, natürlich!', ging es ihr durch den Kopf. ‚Kaplan', so hätte man dazu in Speyer gesagt, wo sie aufgewachsen war. Aber das war wohl genau dasselbe.

Der Vikar hatte sich mit einer kurzen Bewegung bekreuzigt, etwas affektiert, fand Kellert. Vikar Häferle sprach jedoch mit erstaunlich hoher Stimme und in raschen, ineinander übergehenden Sätzen weiter. „Darf ich Ihnen die Vorsitzende unseres Pfarrgemeinderates vorstellen, Barbara Winkler, Grundschullehrerin hier in Polzingen?" Die so miteinander bekannt Gemachten lächelten einander zu, bekräftigten das übliche Vorstellungsprozedere dann per Handschlag.

„Und Dr. Bregnitzer kennen Sie ja bereits, wenn ich das richtig verstanden habe", fuhr Häferle fort. Dieses Mal

beließ man es bei einem freundlichen Kopfnicken. Kellert fragte jedoch nach: „Völlig richtig. Nur weiß ich nicht genau, warum Sie, Herr Doktor, heute mit vor Ort sind. Bitte nicht falsch verstehen, ich habe nichts dagegen, wundere mich nur ein bisschen."

„Ich bin hier der Kirchenpfleger. Wussten Sie das nicht?", antwortete Dr. Bregnitzer höflich, wenn auch distanziert, vielleicht ein wenig pikiert, dass man dieses Faktum noch erklären musste. Kellert bemerkte, wie Frau Winkler kurz ein schadenfrohes Grinsen über das Gesicht huschte, das aber gleich wieder verschwunden war. Und er registrierte Dominik Thieles fragenden Blick und Hannah Mellrichs neutralen Gesichtsausdruck.

Thiele war zwar evangelisch getauft, aber weitgehend religionslos in einem Vorort von Frankfurt aufgewachsen. Die meisten Traditionen, Bräuche und Begrifflichkeiten der katholischen Kirche waren ihm fremd. Er war zwar letztes Jahr zur katholischen Kirche konvertiert, aber das vor allem deshalb, weil seine damalige Verlobte, jetzt Ehefrau, als katholische Religionslehrerin an einem Gymnasium in Friedensberg arbeitete. Und da erwartete man eine kirchliche Eheschließung. Ihm war es recht gewesen, auch der Übertritt, der für ihn persönlich kaum eine innere Bedeutung hatte.

Hannah Mellrich hingegen war völlig religionslos aufgewachsen. Sie gehörte keiner Glaubensgemeinschaft an. Der Begriff ‚Kirchenpfleger' war ganz offensichtlich weder Thiele noch Mellrich vertraut. Kellert, Katholik seit seiner Taufe kurz nach der Geburt, kannte den Begriff zwar durchaus, war sich aber letztlich nicht sicher, was er nun genau bedeutete. Er nickte Thiele aufmunternd zu.

„Entschuldigen Sie, wenn ich nachfrage", unterbrach dieser deswegen die Vorstellungsrituale. „Und was ist das

genau, ein ‚Kirchenpfleger'?" Bregnitzer lächelte nachsichtig. Dem jungen, gutaussehenden Polizisten und seiner charmanten – genau so dachte er das! – Kollegin würde er das gern erklären. Bei Kellert hätte das wahrscheinlich anders ausgesehen.

„Kurz gesagt, junger Mann", – aus Bregnitzers Perspektive mochte diese Anrede noch berechtigt sein – „das ist derjenige, der die Hauptverantwortung für eine Kirchengemeinde hat." Vikar Häferle hüstelte. Bregnitzer unterbrach sich, blickte verwirrt auf den Vikar, ergänzte dann: „Natürlich nur im Blick auf Finanzen und rechtliche Belange. Alles Religiöse, alle Belange der Seelsorge unterstehen selbstverständlich der hohen Geistlichkeit."

Häferle hüstelte erneut. Hannah Mellrich beobachtete die kleinen verbalen Scharmützel und Dr. Bregnitzers gewundene Sprache mit kaum verhohlenem Amüsement. Der Arzt sprach weiter: „Richtig, der Kirchenpfleger ist sozusagen der Sprecher einer demokratisch gewählten Gruppe von Gemeindevertretern" – „und Vertreterinnen", ergänzte Barbara Winkler – „der so genannten ‚Kirchenverwaltung'. Aber hauptverantwortlich bin schon ich als Person."

Der Vikar blickte ein bisschen gequält, Barbara Winkler lächelte und ergriff nun ihrerseits die Initiative. „Nun kommen Sie doch erst einmal herein, meine Herren. Und die Dame natürlich auch. Drinnen redet sich's besser. Und es ist ja auch wieder lausig kalt heute." „Danke, aber ich komme nicht mit", entgegnete Kriminalkommissar Thiele. „Ich schaue mich mal ein bisschen um. Und für das Gespräch brauchen Sie mich auch nicht unbedingt, denke ich mal."

Mit diesen Worten hatte er sich umgedreht und ging auf das Kirchengebäude zu. Die drei Gemeindemitglieder schau-

ten ihm überrascht nach. Vikar Häferle zuckte mit den Schultern. Zu fünft gingen sie in einen Besprechungsraum des Gemeindezentrums. Hannah Mellrich blickte sich neugierig um. Die bereits recht verblichene Tapete, die abgenutzte Einrichtung, die leicht modrige, biedere Gemütlichkeit – all das wirkte für sie wie ein Relikt aus fernen Zeiten. In solchen Räumen war sie selbst noch nie gewesen.

„Und der Pfarrgemeinderat, was macht der so?", fragte Kellert Frau Winkler, die resolut wirkende, ihre Rundungen unter weiter Kleidung geschickt verbergende Vorsitzende dieses Gremiums, deren Haare dezent braun gefärbt waren. Sie waren dabei, ihre Mäntel an einem Kleiderhaken aufzuhängen. Die beiden anderen Herren waren schon vorgegangen, um Tische und Stühle bereitzustellen.

„Na, die ganze praktische Arbeit, die hier so anfällt", platzte es aus der Lebendigkeit ausstrahlenden Frau heraus: „Feste vorbereiten; Leute besuchen, die es nicht mehr zum Gottesdienst schaffen; Zuzügler nach Polzingen begrüßen; Wortgottesdienste durchführen; dem Pfarrer bei allem, was er tun muss, zur Seite stehen; überlegen, wie es weitergeht – alles!"

Richtig, erinnerte sich Kellert. Kurz nach ihrem Einzug vor vier Jahren war mal eine Frau von der katholischen Pfarrgemeinde bei ihnen zu Besuch gewesen. Hatte sie begrüßt und auf alle Möglichkeiten hingewiesen, wie man sich am Gemeindeleben beteiligen konnte. Nein, das war nicht Frau Winkler gewesen, da war er sich absolut sicher. Auch wenn er sich an kein Gesicht mehr erinnern konnte. Nett war das gewesen. Aber was ihn betraf, weitgehend folgenlos.

Inzwischen hatten sich alle um eine Tischgruppe gesetzt. ‚Gleich die Zügel der Gesprächsführung übernehmen,

Bernd!', nahm sich Kellert vor, als er sah, dass Vikar Häferle zu einer Rede anhob. Er schnitt ihm das noch nicht einmal ausgesprochene Einführungswort ab. „Schön, dass Sie sich die Zeit genommen haben." Häferle schluckte seine Worte herunter, sichtlich verärgert. Egal.

„Wir alle wollen, dass dieser unsägliche Mord an Pfarrer Mooslechner so bald wie möglich aufgeklärt wird. Ich kannte ihn ja selbst. Ein guter Mann!" Die drei Mitglieder der Pfarrgemeinde nickten in unterschiedlicher Intensität: Barbara Winkler mit heftigen Bewegungen, Dr. Bregnitzer mit gerunzelter Stirn, gemessen und gefasst, Vikar Häferle ausdruckslos und mit bloßer Andeutung.

„Deswegen ist das auch für mich" – er unterbrach sich, lächelte seine Begleiterin an und ergänzte – „für uns kein Fall wie alle anderen. Bitte, helfen Sie mir bei der Aufklärung. Halten Sie nichts zurück. Je genauer wir uns ein Bild von den Hintergründen machen können, umso eher werden wir ein Ergebnis liefern. Ich ahne durchaus" – hier blickte er jedem der drei zielgenau und länger als erwartet in die Augen –, „dass nicht alles, was nun angesprochen werden muss, angenehm ist. Manches ist peinlich. Manches privat. Manches intim."

Wieder machte er eine kleine Pause – ‚Einführung in die Gesprächsführung. Lektion vier', schoss es Hannah Mellrich durch den Kopf. Ihr Chef fuhr fort: „Aber glauben Sie mir aus meiner langen Berufserfahrung: Je eher die Fakten auf dem Tisch sind, umso besser für alle. Bis auf den Täter oder" – hier blickte er auf Barbara Winkler – „die Täterin". Sie lächelte müde, verzog die Mundwinkel, winkte ab. „Nichts bleibt geheim", fügte Kellert hinzu, „aber alles unter uns, solange es den Fall betrifft. Dafür gebe ich Ihnen mein Wort."

## 6.

Die drei Vertreter von St. Korbinian – Vikar Martin Häferle, Kirchenpfleger Dr. Johann Bregnitzer und die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates Barbara Winkler – wirkten ein wenig eingeschüchtert. Niemand ergriff das Wort. Gebannt warteten sie darauf, was der Kriminalhauptkommissar von ihnen wollte. ‚So muss es sein', dachte Bernd Kellert zufrieden und schmunzelte innerlich, ‚genau so'. Hannah Mellrich konnte ihre Anerkennung kaum verbergen. ‚Siehst du', sagte sie zu sich selbst, ‚genau das willst du lernen.'

„Also", eröffnete Kellert das Gespräch: „Gab es hier in St. Korbinian Streit? Oder ist Ihnen zu Ohren gekommen, dass Pfarrer Mooslechner außerhalb der Gemeinde Streit hatte?" „Sie sind gut, natürlich gab es Streit, ständig! Was denken denn sie?", brach es aus Frau Winkler heraus. „Gerade in den letzten zwei Jahren. Seit der Einführung dieser unsäglichen Seelsorge-Einheiten. So ein Unsinn!"

„Na, na", unterbrach Vikar Häferle, „nun werden Sie doch bitte nicht gleich wieder so emotional und unsachlich!" „Ist aber doch wahr!", beharrte die Pfarrgemeinderatsvorsitzende. Dr. Bregnitzer hielt sich zurück. Tat so, als ginge ihn das gar nichts an. Kellert hatte gleich registriert, dass er offensichtlich mitten in ein Wespennest gestochen hatte, und fragte deshalb nach: „Setzen Sie mich doch einfach mal ins Bild, Herr Doktor? Worum geht es da genau? Ich habe darüber zwar ab und zu etwas in der Tagespresse gelesen, aber so richtig habe ich das, scheint mir, doch nicht begriffen."

Da er den Arzt direkt angesprochen hatte, zügelten die beiden anderen tatsächlich ihr Temperament. ‚Hierarchie wirkt oft Wunder', dachte Kellert. Bregnitzer räusperte sich,

überlegte kurz, hatte offensichtlich wenig Lust darauf, ein schon oft besprochenes Thema noch ein weiteres Mal zu entfalten, ergriff dann aber doch das Wort. „Aber nur, wenn Sie mich nicht unterbrechen!“, gab er den beiden Mitarbeitern aus der Pfarrei aus funkelnden Augen als Mahnung mit.

Aufrecht saß er da. Ein älterer distinguierter Herr. Immer noch eine imposante Erscheinung. „Das ist so: Sie sind ja auch Mitglied unserer Gemeinde. Sie wissen ja, viele gehören offiziell dazu, haben aber innerlich nur wenig mit der Kirche zu tun.“ Hannah Mellrich hatte der ältere Herr zunächst zwar als attraktive junge Dame taxiert, nun – da das Gespräch ernst wurde – schien er sie jedoch kaum noch wahrzunehmen.

Kellert wollte einen Einwand machen, aber der geübte Redner Bregnitzer kam ihm zuvor: „Verstehen Sie mich recht. Ich kritisiere das gar nicht. Niemanden, erst recht nicht Sie, wie käme ich dazu? Einer der Vorteile unserer Zeit liegt darin, dass jeder das tun kann, was er oder sie für richtig hält. So lange man nicht die Gesetze bricht. Gut so, sage ich, gut so! Auch in Sachen Religion ist jeder Zwang falsch.“

Dieses Mal nickte Barbara Winkler beifällig. Vikar Häferle zog eine Grimasse, die eher Skepsis oder Unzufriedenheit mit der Gesprächssituation ausdrückte. „Jedenfalls ist es doch so“, fuhr Dr. Bregnitzer fort. „Die Pfarrgemeinden schrumpfen. Jedes Jahr um mehrere Prozent. Einige treten aus der Kirche aus, weil sie Steuern sparen wollen oder sich über irgendetwas geärgert haben, was der Papst oder ein Bischof gesagt hat. Was weiß ich? Außerdem sterben viel mehr Alte weg, als Junge getauft werden. Und hinzu kommt, dass von den Verbleibenden immer weniger am Gemeindeleben teilnehmen. Da lassen sich die alten Strukturen nicht aufrechterhalten. Beim besten Willen nicht.“

„Man darf nicht vergessen: Es gibt ja auch immer weniger Pfarrer", fiel ihm Frau Winkler nun doch ins Wort, sehr zu Bregnitzers Missfallen. „Eben", riss er die Rede wieder an sich. „Eins kommt zum anderen. Und da ziehen die deutschen Bistümer seit einiger Zeit die Reißleine. Nun eben auch bei uns. Man löst die alten Pfarreien auf und fügt sie zu so genannten Pfarrverbünden zusammen. Oder Seelsorge-Einheiten. In einigen Bistümern hat man dafür andere Namen: Pastoralverband, Pfarreiengemeinschaft. Im Erzbistum Köln haben sie den schönen Namen ‚Sendungsraum' erfunden. Aber das Prinzip ist überall ähnlich. Pfarreien werden fusioniert und bilden ein großes Gefüge."

„Und? Das klingt doch vernünftig, würde ich sagen", warf Kellert ein. „Ach, was glauben Sie, was das für ein Hauen und Stechen gab und gibt!", nutzte Barbara Winkler die Möglichkeit, sich erneut einzubringen. „Verteilungskämpfe noch und noch. Wo bleibt ein Pfarrer, wo wird er abgezogen? Welche leer werdenden Stellen werden wiederbesetzt, welche gestrichen? Wie verteilt man die knapper werdenden Geldmittel gerecht zwischen den plötzlich zusammengeschlossenen Gemeinden? Wo werden Pfarrbüros geschlossen? Wo bleibt die Kirche noch vor Ort? Wer sind die Ansprechpartner? Muss man ganze Kirchen komplett stilllegen oder sogar abreißen? Das hat es alles gegeben! Sie haben ja keine Vorstellung."

Bregnitzer war dieses hitzig vorgetragene Plädoyer spürbar zuwider. Er kniff den Mund zusammen und schüttelte kaum merklich den schlohweißen Kopf. Kellert wandte sich dem Vikar zu, der sich bislang herausgehalten hatte. „Und was sagen Sie als Geistlicher dazu?"

Häferle verdrehte die Augen. „Was soll ich dazu schon sagen?", entgegnete er. „Wenn die Bischöfe das so entscheiden,

dann wird das auch so gemacht." ‚Hierarchie!', dachte Kellert, ‚hab' ich es nicht gesagt?' Der Vikar sprach weiter: „Die Arbeit wird für uns bestimmt nicht leichter. Jetzt betreuen wir eben vier, oder wie hier bei uns, sechs Gemeinden, die früher irgendwann alle mal einen eigenen Pfarrer hatten."

„Aber doch in einem Seelsorgeteam", warf Dr. Bregnitzer ein: „Der Herr Pfarrer, Sie als Vikar, Reinhard Severin, der Diakon, und dann noch Frau Zoller, die Pastoralreferentin." „Natürlich, sonst ließe sich das doch gar nicht bewältigen", bestätigte Häferle, „trotzdem sind wir nun auf sechs Gemeinden verteilt."

„Für uns hier in Polzingen heißt das aber, dass wir nicht mehr, wie früher, zwei Gottesdienste haben, einen am Vorabend und einen sonntags um neun, sondern nur noch alle zwei, manchmal alle drei Wochen die Neun-Uhr-Messe", warf Frau Winkler ein. „Was glauben Sie, was wir da zu hören bekamen, im Pfarrgemeinderat, als wir das den Leuten sagen mussten. Und der Herr Pfarrer erst!"

„Was denn?", mischte sich Hannah Mellrich, hellhörig geworden, ein. „Na, wüste Beschimpfungen aller Art. Austrittsdrohungen – und einige sind dann auch tatsächlich ausgetreten. Natürlich auch Zeugnisse echten Entsetzens und tiefer Trauer. Man raubt den Leuten Liebgewonnenes. Das ihrem Leben Halt gegeben hat", erklärte die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates. „Aber doch nicht aus Mutwillen oder Boshaftigkeit, Frau Winkler", gab Dr. Bregnitzer zu bedenken. „Diese Strukturreformen sind einfach unausweichlich." „Und wir haben doch unser Bestes dafür gegeben zu erklären, warum diese Änderungen notwendig sind", ergänzte Vikar Häferle.

„Phhh, unausweichlich? Notwendig? Wer sagt denn das?", gab sich Barbara Winkler nicht zufrieden. Kellert wollte dem

Gespräch nun jedoch eine andere Wendung geben und übernahm das Wort: „Was für mich jetzt viel wichtiger ist: Wie stand denn Pfarrer Mooslechner zu diesen Veränderungen? Wurde er da wirklich auch persönlich beschimpft oder sogar bedroht?“

Es entstand eine kurze Stille. Diese Frage schien keiner der drei potenziell Angesprochenen beantworten zu wollen. Bregnitzer und Winkler blickten zu Vikar Häferle, der widerwillig einsah, dass er sich einer Antwort kaum entziehen konnte. „Sie müssen das so verstehen. Der Vitus, der gehörte noch einer anderen Pfarrergeneration an. Das waren die Achtundsechziger in der Kirche, die Generation, die vom Konzil geprägt war. Die einen Aufbruch wollten, politische und gesellschaftliche Veränderungen.“

Bregnitzer warf ein: „Er war aber schon ruhiger geworden, der Vitus Mooslechner. Realistischer mit den Jahren. Er war ja nur ein wenig jünger als ich. Ein guter Seelsorger wollte er sein, bei den Menschen. Mitten im Leben. So war der.“ „Genau, ein guter Seelsorger, ein verdammt guter“, schluchzte Barbara Winkler auf und wischte sich eine Träne von der rechten Wange.

Dass Vikar Häferle diese Einschätzungen so nicht teilte, war an seinem Gesicht abzulesen. Aber er sprach weiter. „Er hat sich gegen die Pläne des Bischofs gestellt, der Vitus. Gehörte zu einer Gruppe von Pfarrern, die Alternativkonzepte erarbeiten wollten. Als ob das nicht alles schon bedacht worden wäre! Jedenfalls hat er trotzdem die angeordneten Maßnahmen hier durchgeführt. Es blieb ihm auch gar nichts anderes übrig. War persönlich nicht leicht für ihn, denke ich.“

„Wie: Er war gegen diese Veränderungen, hat sie aber selbst trotzdem mitgemacht? Habe ich das richtig verstan-

den?“, fragte Kellert nach. „Das haben ganz viele Pfarrer so gemacht!“, warf Frau Winkler ein. „Man schätzt, dass fast zwei Drittel aller Geistlichen gegen die Veränderungen waren – und auch immer noch sind.“ „Bitte nicht wieder so unsachlich, Frau Winkler!“, mokierte sich Dr. Bregnitzer. „Das ist doch völlig aus der Luft gegriffen, was Sie da sagen! Dafür gibt es doch gar keine Belege. Nur weil Ihnen persönlich diese Anpassungen nicht gefallen, müssen Sie doch nicht ständig mit haltlosen Behauptungen operieren.“

Noch bevor es zu einem weiteren Aufschaukeln der Emotionen kommen konnte, mischte sich Kellert wieder ein: „Und gab es nun konkrete Beschimpfungen oder Drohungen gegen Pfarrer Mooslechner persönlich?“ Die drei Angesprochenen sahen einander an. Hoben die Schultern. „Nichts Außergewöhnliches, nein“, meinte dann Barbara Winkler, nun wieder beruhigt. „Natürlich gibt es einige von den Alten, die geben dem Pfarrer die Schuld daran, dass wir keine eigenständige Pfarrei mehr sind. Die sehnen sich nach den Zeiten zurück, als St. Korbinian noch selbstständig war. Mit eigenem Pfarrer. Mit zwei regelmäßigen Gottesdiensten am Wochenende. ‚Vorabendmesse‘ und ‚Hochamt‘, schöne Namen.“

Vikar Häferle lachte auf, erntete aber nur unverständige Blicke und verstummte wieder. Barbara Winkler schüttelte kurz den Kopf, sprach dann aber weiter. „Da gibt es einige, die sagen: ‚Wenn der Herr Pfarrer sich nur genug eingesetzt hätte, wären wir heute immer noch selbstständig. Er hat sich nicht genug zur Wehr gesetzt.‘ Was vollkommen absurd ist.“ „Da stimme ich Ihnen ausnahmsweise einmal zu“, warf Dr. Bregnitzer ein.

Barbara Winkler ging über diese Bemerkung hinweg und redete weiter. „Aber das haben die ihm bis zuletzt

vorgeworfen, immer wieder. Auch die alte Mesnerin, Frau Walterscheid. Sie werden sie noch kennen lernen. Und ihr Adlatus, der Hausmeister. Unzertrennlich, die beiden. Also nicht, dass die ein Paar wären, Gott bewahre. Aber hier in der Gemeinde gibt es sie nur im Duett. Witold Koslowski. Guter Hausmeister, da kann man nichts sagen. Aber konservativ bis über beide Ohren. Nun ja: ein Pole halt." „Frau Wagner!", mahnte Dr. Bregnitzer. „Was soll das nun schon wieder? Diese Verallgemeinerung."

Sie hob beschwichtigend beide Hände. „Ja, schon gut. So war das ja auch gar nicht gemeint. Aber kirchenpolitisch ist der nun einmal in den Fünfzigerjahren stehen geblieben ..." „Wo gar nicht alles so schlecht war, wie Sie und Ihresgleichen es gern darstellen", ereiferte sich der alte Arzt. Nun wurde es Kellert doch zu bunt: „Nun mal ganz ruhig, die Damen und Herren. Bitte! Habe ich das jetzt richtig verstanden, dass es also einige Leute gibt, die dem Pfarrer vorwerfen, seine Gemeinde, wie sage ich das jetzt, verraten zu haben?"

„Ganz richtig, gut zusammengefasst", bestätigte Barbara Winkler, als gäbe sie einem ihrer Schüler eine gute Note für einen gelungenen mündlichen Beitrag. Lehrergewohnheit! „Aber nicht aggressiv. Oder bedrohlich. Diese Leute sind eben auch hierarchiegläubig, Herr Kommissar! Ein ‚Herr Pfarrer', das hat für sie schon noch eine Bedeutung." „Im Gegensatz zu Ihnen", warf Dr. Bregnitzer ein, der eben doch auch Lust an diesem verbalen Scharmützel zu haben schien. Die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates überhörte seinen Einwand geflissentlich. Dann fiel ihr noch etwas ein: „Moment! Drohungen gab es schon. Das sollten wir nicht ganz vergessen." Sie sah sich um. „Die alte Rotraud, natürlich."

Kellert sah sie mit fragendem Blick an. „Ach so! Rotraud Zimmerer! Die alte Rotraud“, erklärte die Lehrerin. „Aber die kann man nicht so richtig ernst nehmen. Die ist schon über achtzig. Und schimpft ständig über alles und jeden. Über die Bundeskanzlerin, über den Bürgermeister, den Papst ... und natürlich auch über den Pfarrer. Haben Sie die nicht auch schon einmal gesehen, hier in Polzingen? Im Sommer läuft sie doch immer laut redend durch das Dorf. Gestützt auf ihren alten Holzstock. Schimpfend und drohend. Aber die ist harmlos, die Rotraud. Die muss man einfach in Ruhe lassen.“ Richtig, die seltsame alte Frau war Kellert in der Tat schon das ein oder andere Mal aufgefallen. Da hatte er sie aber noch nicht so recht einordnen können.

## 7.

Dominik Thiele hatte sich derweil das Gelände von St. Korbinian angesehen. Hatte die Außenmaße der Kirche, des Pfarrhauses und des Gemeindehauses in Augenschein genommen. Nun war er in den Kirchenraum zurückgekehrt, den er gestern Mittag verlassen hatte. Die Absperrungen im Altarbereich waren schon wieder beseitigt worden. Die Kollegen von der Spurensicherung hatte ihre Arbeiten vor Ort längst beendet. Irgendjemand hatte ein Bild des Pfarrers vor den Altar gestellt. Mehrere vor dem Bild aufgebaute Kerzen erhellten die Gesichtszüge des Seelsorgers im halbdunklen Kirchenraum. Außer ihm war kein Mensch im Raum.

Doch! Aus der Bankreihe vorne rechts löste sich der Schatten einer Frau. Sie mochte Ende siebzig sein, schätzte Thiele, vielleicht auch schon Anfang achtzig. In Schwarz gekleidet. Hager. Gekrümmt. „Herr Kommissar?“, fragte

sie unsicher. Als Thiele nickte, gab sie ihm schüchtern ihre zerbrechlich wirkende rechte Hand. „Mooslechner", stellte sie sich vor, „die Schwester. Gertrud Mooslechner. Ich habe Sie mit den Polizeiwagen kommen sehen, deswegen habe ich Sie erkannt", fügte sie mit brüchiger Stimme hinzu.

Thiele fiel auf, dass die Frau zitterte, fast einknickte, also wies er ihr einen Platz in der Bankreihe zu. „Setzen Sie sich doch, Frau Mooslechner!" Er selbst hockte sich auf die Bank vor ihr, drehte sich etwas mühsam zu ihr hin. „Wohnen Sie denn auch hier?", fragte er. „Ich wusste gar nicht, dass Pfarrer Mooslechner eine Schwester hat." Tatsächlich, das hatten sie noch gar nicht recherchiert.

„Eine? Wo denken Sie hin?", gab Gertrud Mooslechner zurück. „Sechs Schwestern hat er gehabt, der Vitus. Unsere Eltern waren katholisch, junger Mann! Das hieß damals noch etwas, in meiner Zeit. Da hatte man so viele Kinder, wie der Herrgott es wollte. Aber ich bin die einzige, die noch lebt. Alle anderen sind schon gestorben. Waren ja auch alle schon weit über achtzig. Wissen Sie", sie berührte ihn sacht am Unterarm, „der Vitus war ja der Jüngste. Ein Nachzügler. Da hat ja keiner mehr damit gerechnet, dass da noch ein Kind kommt! Und dann auch noch ein Junge. Unser Vater – Gott hab ihn selig! – hatte sich doch sein Lebtag einen Stammhalter gewünscht! Er sollte doch das Geschäft übernehmen. Die Korbmacherei. Dass der Herrgott ihm dann doch noch einen Bub geschenkt hat! Aber unsere Mutter hat von Anfang an gesagt: ‚Der geht nicht ins Geschäft. Das wird ein Priester!' So ist es dann ja auch gekommen."

Sie versank in ihren Gedanken. Der Kirchenraum wurde vom unruhigen Flackern des Kerzenscheins vor dem Erinnerungsbild erhellt. Ein zarter Tannennadelduft erinnerte daran, dass Advent war. Der Raum war nur spärlich geheizt

worden. Je länger man hier herumsaß, umso mehr kroch einem die lauernde Kälte scharf in die Knochen. Die alte Frau fröstelte, schickte sich aber nicht an, die Kirche zu verlassen. Das Gespräch über ihren Bruder schien ihr gut zu tun.

„Ich bin die Zweitjüngste", nahm die alte Frau ihren Erzählfaden wieder auf, ohne darum gebeten werden zu müssen. Sie sprach die Sätze, als habe sie sie schon lange mit sich herumgetragen, fast ohne Betonung. „Und da habe ich dem Vitus den Haushalt geführt. Achtunddreißig Jahre lang. Bin unverheiratet geblieben. Und das gern. Für den Vitus eben. Und für den Herrgott. Da tut man das gern." Sie sah dem jungen Kommissar in die Augen, so gut das in diesem Halbdunkel möglich war.

Sie schnalzte leise mit der Zunge. „Aber ich habe Ihre Frage ja noch gar nicht beantwortet", schalt sie sich selbst. „Ich werde ein bisschen vergesslich. Das kommt mit dem Alter ganz von selbst, glauben Sie mir. Was haben Sie noch gleich wissen wollen?" Thiele musste selbst einen Moment lang überlegen, dann entgegnete er: „Ob Sie auch hier gewohnt haben? Im Pfarrhaus. Bei Ihrem Bruder."

Gertrud Mooslechner schüttelt langsam den Kopf. „Nein, nein, ich wohne doch nicht hier. Nicht mehr. Schon seit sieben Jahren nicht mehr. Ich wohne im Altenheim St. Anna, drüben in Wörnsfeld. Da geht es mir gut. Da sind ja die Ordensschwestern, wissen Sie?"

Sie sah den fragenden Blick ihres Gegenübers. „Es ging nicht mehr", erklärte sie. „Die Gicht! Sehen Sie doch hier, meine Hände!" Sie hielt ihm die kleinen, blassen, seltsam verknoteten Hände hin. „Ich taugte ihm einfach nicht mehr als Pfarrhaushälterin. Ich war nur noch eine Belastung. Da bin ich gegangen. Er hätte mich nie selbst entlassen, dafür war er ein viel zu feiner Mensch, der Vitus."

Erneut versank sie in einem tiefen Schweigen. Thiele ließ ihr Zeit. Ein Gespräch am Ort des Geschehens, so frisch nach der Tat! Er ahnte, dass er hier Wichtiges erfahren konnte. Aber die alte Frau sprach nicht weiter. Wie kalt es hier drinnen war! Ungeheizt und ungemütlich. ‚Hoffentlich holst du dir hier keine Erkältung', dachte er. ‚Und steckst dann noch den Julian an. Das fehlte gerade noch!' Nach einer langen Stille entschloss er sich, doch eine Frage zu stellen. „Und wer hat dann den Haushalt Ihres Bruders geführt?" Gertrud Mooslechner zuckte richtiggehend zusammen, als die Stimme des Kommissars die Stille durchschnitt. Nur mit Mühe fand sie aus dem Reich ihrer Gedanken zurück.

Sie blinzelte Dominik Thiele an, als müsste sie sich mühsam erinnern, wer ihr da eigentlich gegenübersaß. „Niemand", flüsterte sie dann kaum hörbar, fuhr aber mit etwas lauterer Stimme fort: „Er sagte, das könne er ganz gut allein. Und hat das ja auch irgendwie hinbekommen. ‚Für die paar Jahre', hat er immer gesagt. Er wollte mit Siebzig in den Ruhestand gehen, wissen Sie? Aber der Bischof hat ihn ja nicht gelassen. Bis fünfundsiebzig wollte er dann weitermachen. Was heißt ‚wollte'? Musste! Aber dazu ist es nun ja nicht gekommen."

„War er denn gesund, Ihr Bruder?", hakte Thiele nach, nachdem sich die alte Frau die Augen mit einem Stofftaschentuch abgetupft hatte. „Gesund? Der Vitus?", sie blickte überrascht auf. Überlegte kurz. „Jaja, schon! So gesund, wie man in unserem Alter eben sein kann. Die Sache mit dem Alkohol hatte er ja in den Griff bekommen ...". Unwillkürlich schlug sie sich mit der rechten Hand auf den Mund und führte den Satz nicht weiter. Offensichtlich war ihr etwas entschlüpft, was sie lieber für sich behalten hätte.

Aber Thiele hatte natürlich sofort registriert, dass hier ein heikles Feld berührt worden war. „Ein Alkoholproblem?",

fragte er nach, bemühte sich dabei, seiner Stimme jeden Anflug von Strenge, Vorwurf oder übergroßer Neugier zu nehmen. Nicht der übliche Verhörton, das war klar. „Ach, nichts", entgegnete die alte Frau, schaute mit unklarem Blick nach oben, überlegte dann aber und korrigierte sich. „Na gut. Sie sind von der Polizei. Sie werden es sowieso erfahren. Warum dann nicht von mir? Dann sagt wenigstens niemand etwas Falsches."

Sie seufzte, blickte sich um, beugte sich weit vor, so dass ihre dünnen Arme auf der Lehne der Vorderbank aufruhten. „Das gibt es doch so oft. Die Herren Pfarrer. Sind eben doch allein. Nach all den Jahren. Und als Schwester bist du eben auch nicht wirklich ein Freund. Ich war doch eher die Haushälterin. Doch, das war so. Ich habe es immer gewusst. Nicht eine Vertraute. So mit Fünfzig hatte der Vitus ein Problem mit dem Alkohol. Ihren Wein trinken die Herren Pfarrer ja alle gern. Da ist ja auch nichts dabei. Aber es wurde zu viel. Jeden Abend mehr als eine Flasche. Heimlich weggeräumt, damit ich es nicht sehe."

Sie schüttelte den Kopf, versunken in der Erinnerung. „Erst wollte er es nicht wahrhaben. Als ich ihn vorsichtig darauf ansprach, wurde er richtig patzig. Unwillig, Sie verstehen schon. Hat es noch mehr vor mir zu verbergen gesucht. Brachte die leeren Flaschen nachts, wenn es dunkel war, heimlich zum Glascontainer. Warf sie vorsichtig hinein, sodass niemand etwas hören konnte. Dachte er. Ich habe es natürlich trotzdem bemerkt. Und ich war nicht die Einzige. Dann, irgendwann, ging es nicht mehr. Er kam morgens nicht mehr aus dem Bett. Hatte Kopfschmerzen. Zog sich von den Leuten zurück. Dabei hatte er doch immer so eine gute Nähe zu den Menschen. Kannte jeden. Und sie mochten ihn. Die meisten wenigstens."

„Und dann?“, ermunterte Thiele die alte Frau, die wieder verstummt war. „Ja, dann muss ihm einer seiner Mitbrüder klargemacht haben, dass es so nicht weitergehen könne. Dass er eine Entziehungskur machen müsse. Und das hat er dann auch getan. Sich von seiner alten Gemeinde verabschiedet. War dann sechs Monate in Bad Orb, im Spessart. Wo ihn niemand kannte. In einer Spezialeinrichtung. Ich war nie dort. Aber sie haben ihm geholfen. Und dann ist er in eine andere Gemeinde versetzt worden. Hierher. Vor, ach Gott, wie lange ist das jetzt her? Zwölf Jahre? Ja, da war er gerade sechzig geworden. Und hat seitdem keinen Tropfen Alkohol mehr angerührt. Glauben Sie mir: Keinen Tropfen! Von dieser Geschichte weiß hier in Polzingen übrigens niemand etwas. Niemand!“

Thiele dachte nach. Konnte das so stimmen? Ein Gedanke ließ ihn nicht los. „Aber als Pfarrer muss er doch Wein trinken, oder nicht?“, überlegte er. „Also ich meine: bei der Wandlung!?“ Er verfluchte sich. Ausgerechnet er musste dieses Gespräch führen! Er kannte sich doch in diesen Angelegenheiten kaum aus. Auch wenn er nun manchmal mit seiner Frau in einen Gottesdienst mitging. Ihr zuliebe. Immerhin war er ja auch katholisch geworden. Aber diese Welt war ihm nach wie vor fremd. Sagte man das so, ‚Wandlung‘? Kellert wäre hier der richtige Gesprächspartner, dachte er. Aber egal. Jetzt war *er* hier, jetzt musste er das Beste aus der Situation machen.

Gertrud Mooslechner blickte ihn unsicher an. Was sollte sie diesem jungen Polizeibeamten sagen? Durfte sie ihm trauen? Müsste sie ihren erst gestern verstorbenen Bruder nicht schützen? Sie schüttelte sich kurz, streckte einmal ihren krummen Rücken durch und blickte ihren Gesprächspartner an. „Sind Sie katholisch, Herr Kommissar?“, fragte sie mit

erstaunlich starker Stimme. ‚Nein', wollte er spontan sagen, denn das war er ja sein Leben lang tatsächlich nicht gewesen, aber das stimmte ja seit letztem Jahr nicht mehr. Er korrigierte sich, bevor er seinen ersten Gedanken ausgesprochen hatte. „Ja!", bestätigte er, und spürte, dass er tatsächlich ein bisschen rot wurde. Das konnte man im Halbdunkel des Kirchenraums aber nicht erkennen.

„Soso! Dann wissen Sie ja, dass unser Heiland tatsächlich Wein getrunken hat, damals beim letzten Abendmahl. Mit seinen Jüngern. Und dass er ihn verwandelt hat in sein Blut! So feiern wir das in jeder Heiligen Messe." „Ja eben, Wein. Echten Wein!", unterbrach Thiele die alte Frau. Und spürte, dass er sich zu stark eingemischt hatte. ‚Hast du denn gar nichts von Kellert gelernt, Mensch!', fuhr er sich selbst in Gedanken an. ‚Lass sie erzählen!'

Gertrud Mooslechner schien seine Unterbrechung aber nicht zu stören. Sie nahm seine rechte Hand, blickte ihm in die Augen und bat ihn: „Bitte, das, was ich jetzt sage, dürfen Sie nicht weitersagen. Das müssen Sie mir versprechen! Bitte! Der Vitus hat seit damals immer Traubensaft genommen. Auch wenn es verboten ist."

„Wie?" Dominik Thiele fühlte sich endgültig überfordert. Er war froh, immerhin das eingeforderte Versprechen gar nicht erst abgeben zu müssen. Das würde er nicht halten können. Aber sein Gegenüber redete einfach weiter. „Das darf man schon, in Ausnahmefällen, Traubensaft nehmen statt Wein. Gerade als Alkoholiker. Oder wenn man mit Alkoholikern zu tun hat in seiner Gemeinde. Oder im Krankenhaus. Aber eigentlich muss da der Bischof zustimmen. Einen ‚Dispens' nennt man das, glaube ich. So hat der Vitus das jedenfalls genannt. Und den hat er nicht eingeholt. ‚Was soll der Aufwand?', hat er immer gesagt. ‚Außerdem muss

der Bischof auch nicht alles wissen, oder?' Und hat deshalb immer gut aufgepasst, dass keiner das merkte. Er wollte nicht, dass das bekannt wurde."

Ein Gedanke blitzte in Thieles Hirn. Er musste sofort seinen Chef sprechen. Sofort! Er verabschiedete sich von der alten Frau, die erschöpft auf die Kirchenbank zurücksank, notierte sich ihre Adresse und Telefonnummer, versprach, sich bald bei ihr zu melden und eilte aus der Kirche. „Haben Sie ihn denn schon, den Täter?", fragte Gertrud Mooslechner ihn mit matter Stimme beim Abschied als Letztes. „Noch nicht!", gab er zurück. „Aber mein Chef kriegt sie alle. Wirklich! Und ich sage Ihnen dann Bescheid. Versprochen!"

## 8.

Sie liefen sich fast direkt in die Arme. Bernd Kellert und Hannah Mellrich hatten sich ebenfalls von ihren Gesprächspartnern verabschiedet und gerade auf die Suche nach ihrem Kollegen begeben. „Chef, Hannah!", rief ihnen Dominik Thiele entgegen, als sie beim Dienstwagen zusammentrafen. „Ich habe etwas Wichtiges herausgefunden." Rasch berichtete er den beiden Kollegen von seinem Gespräch mit der Schwester des Ermordeten.

„Traubensaft!", unterbrach Hannah Mellrich ihren Kollegen. „Natürlich!" Thiele schmunzelte und nickte wortlos. Kellert blickte so, als habe er noch nichts verstanden. Hatte er auch nicht. „Traubensaft!", wiederholte seine Mitarbeiterin in gespielt gestrengem Ton. „Darin löst sich Zyankali natürlich restlos auf. In Wein nicht. Das war doch das Erstaunliche!"

Allmählich dämmerte Kellert die Bedeutung dieser Erkenntnis. „Das wird uns die KTU natürlich bestätigen", nickte er nun, bemüht, seine kurzfristige Begriffsstutzigkeit zu überspielen. „Das heißt dann aber doch wohl, dass der Mörder – oder die Mörderin – gewusst hat, dass Vitus Mooslechner Traubensaft benutzte. Mit Wein wäre das ja alles gar nicht möglich gewesen!"

„Vielleicht, Chef, vielleicht", bremste Thiele die Gedanken seines Vorgesetzten. „Es kann aber auch sein, dass das jemand war, der sich damit nicht so genau auskannte. Und dann aus seiner Sicht einfach Glück hatte." „Schon möglich, Dominik, durchaus möglich", räumte Bernd Kellert ein. „Du hast Recht. Langsam! Keine Möglichkeit ausschließen. Obwohl ich da kaum an Zufall glauben kann."

„Chef! Hannah! Da ist noch etwas. Diese Schwester meinte, dass niemand hier in Polzingen wusste, dass ihr Bruder immer nur Traubensaft benutzte. Dann müsste es jemand von außerhalb gewesen sein. Jemand von früher vielleicht." Hannah Mellrich schaute skeptisch und schüttelte den Kopf. „Das scheint mir nun eine etwas voreilige Schlussfolgerung von dir zu sein, Dominik." Die beiden hatten sich von Anfang an geduzt. Und waren so vertraut miteinander, dass die junge Polizistin sich diesen Einwand erlauben durfte.

„Wieso?", fragte er ohne alle Anzeichen von Gekränktsein. „Das kann ich euch sagen", antwortete die junge Polizistin: „Was glaubt ihr, wie viel in so einem Ort wie Polzingen getratscht wird. Über alles und jeden. Wahrheit und Erfindung. Gerücht und Vermutung. Alles! Ständig! Ich komme zwar nicht von hier, aber aus einem ähnlichen Kaff. Das ist überall gleich. Ich bin mir sicher: Ganz schön viele Leute wussten, dass ihr Pfarrer immer Traubensaft benutzt."

„Das werden wir schon noch herausbekommen“, bündelte Kellert das Gespräch. Thiele hatte den Dienstwagen mit der Fernbedienung aufgeklickt und Kellert setzte sich auf den Beifahrersitz. Nein! Er wollte sich dorthin setzen. Er hatte die Autotür geöffnet, sich hineingebeugt, dabei noch einmal kurz umgedreht, als wollte er noch etwas zu seiner Mitarbeiterin sagen, da schoss ihm ein heftig blitzender Schmerz in den Rücken. Er schrie laut auf. Griff sich ins Kreuz. Verharrte in einer halb gebückten, seltsam verdrehten Haltung. „Au! Scheiße, verfluchte!“, rief er, ohne sich zu bewegen und ohne alle Rücksicht auf die ihm selbst im Dienst wichtige sprachliche Korrektheit.

Auf der anderen Seite des Parkplatzes vor der Kirche war Dr. Bregnitzer gerade dabei, seinerseits in sein Auto zu steigen – einen alten, aber bestens gepflegten silberfarbenen Mercedes –, als er den Schrei des Kommissars hörte. Er blickte hinüber, erkannte die Situation und eilte mit raschen, aufrechten, ein wenig steifen Schritten zu dem Polizeiwagen.

„Nicht bewegen!“, riet er dem Kommissar, der diese Bemerkung überflüssig fand. Genau das konnte er nämlich ohnehin nicht. Dr. Bregnitzer betastete Schultern und Rücken und drehte diesen leicht zur Seite. „Ah!“, entfuhr es Kellert. Verdammt, das war wirklich schmerzhaft! „Oh je“, kommentierte der alte Arzt seine rasche Untersuchung. „Ein klassischer Hexenschuss, fürchte ich. Und zwar ein heftiger! Da hilft Ihnen nichts als Ruhe und Wärme. Und liebevolle Betreuung“, fügte er schmunzelnd hinzu.

Irgendwie gelang es den drei Dabeistehenden, Kellert in den BMW der Friedensberger Polizei zu verfrachten. Seine beiden Kollegen fuhren ihn die kurze Strecke nach Hause. Viel schwieriger war es, ihn aus dem Auto wieder herauszube-

kommen. Irgendwie gelang es ihnen. Sie nahmen ihn in die Mitte und führten ihn die Stufen zur Haustür hinauf. „Bin ich denn ein Tattergreis? So komme ich mir jedenfalls vor", rief er unter angehaltenem Atem. „Nein, aber ein Pflegefall schon", grinste Dominik Thiele. „Zumindest auf Zeit."

Schließlich saß er auf dem Sessel in seinem Wohnzimmer. Hannah Mellrich hatte ihm eine Wolldecke über die Knie gelegt, die sofort von Pucki in Beschlag genommen wurde. „Warum nicht?", kommentierte Bernd Kellert und kraulte ihr den Rücken. „Wärme soll ja helfen." Dominik Thiele hatte Kellerts Frau Beate angerufen, die sich sofort auf den Weg gemacht hatte. Sie würde in Kürze eintreffen und die Pflege übernehmen.

„Rechnen Sie mit vier bis fünf Tagen Ruhe", hatte ihm Dr. Bregnitzer mitgegeben. Vier bis fünf Tage! Wie stellte der sich das vor!? Sie mussten einen Fall lösen. Jetzt! Sofort! Andererseits konnte sich Kellert wirklich nicht regen. Kein Gedanke daran, die ärztlichen Ratschläge in den Wind zu schlagen. „Es hilft nichts!", gab er seinen beiden Kollegen mit auf den Weg. „Jetzt seid ihr in der Verantwortung! Ich weiß den Fall bei euch in guten Händen. Aber: Ich bitte um ständigen Kontakt. *Ich* leite die Ermittlungen! Zur Not dann eben von hier aus. Vielleicht kann der Alte euch ja doch noch den ein oder anderen Ratschlag geben."

„Sie sind nicht alt, Chef", gab Hannah Mellrich pflichtschuldig zurück und wechselte mit Dominik Thiele einen winzigen Blick, versehen mit dem Hauch eines Schmunzelns. Kellert hatte den Blick zwar bemerkt, verkniff sich aber einen Kommentar. „Und wir werden bestimmt nicht auf deinen Rat verzichten!", ergänzte Thiele. „Aber erst einmal musst du dich erholen. Gönn dir Ruhe! Lass dich pflegen. Kümmere dich um dein Kätzchen", fügte er an, da Pucki ein

deutliches Schnurren hören ließ. Ihr schien die Situation zu gefallen. Aber damit war sie wohl allein.

„Dann wollen wir mal!“, ermunterte Thiele sich selbst und seine Kollegin, als sie die Haustür hinter sich zugezogen hatten. ‚Das ist jetzt dein Fall, Dominik‘, ging es ihm durch den Kopf. ‚Egal, ob Bernd Kellert sich noch immer als leitender Kommissar fühlt. Ich übernehme. Ich bin sicher, dass Dr. Jacobs das auch offiziell bestätigen wird. Auf, Dominik! Darauf hast du doch so lange gewartet. Jetzt zeig, was du kannst!‘

## 9.

‚Wie macht der Chef das immer?‘, fragte sich Dominik Thiele, während er den Dienstwagen durch die winterliche Dämmerung zurück zur Kirche von Polzingen steuerte. ‚Beruft alle relevanten Personen ein zu einem Gruppengespräch. Hofft, dass sich in dieser Konstellation irgendetwas ergibt, das den Fall voranbringt. Also gut, dann mache ich das auch so.‘

„Und, Hannah, wie wäre es erst mal mit einem Kaffee?“, fragte er die junge Kollegin, die rechts neben ihm auf dem Beifahrersitz saß. Dort, wo sonst immer der Chef saß, Bernd Kellert. Innerlich musste er schon über sich selbst grinsen. Denn diese neue Rolle gefiel ihm durchaus. Jetzt hatte er die Verantwortung, zumindest fast. Sie hielten vor einer kleinen Bäckerei, die einen Nebenraum als Stehcafé eingerichtet hatte. Hannah Mellrich wärmte ihre Hände an einem Cappuccino, Thiele kaute auf einem ziemlich stark gesüßten Gebäckteilchen herum, nippte ab und zu an seinem Espresso.

Hannah Mellrich war sich ihrerseits nicht so sicher, ob ihr diese neue Konstellation gefiel. Kellert hatte immer eine

professionelle Distanz gewahrt, fast schon zu sehr, hatte sie manchmal gedacht. Aber letztlich war ihr das lieber gewesen als zu große Nähe. Bei Dominik Thiele war sie sich da nicht so sicher. Klar, der war erst seit zwei Jahren verheiratet, glücklich, wie es schien, und war frisch Vater geworden. Aber seine Blicke waren nicht immer eindeutig lesbar.

‚Also los!', sagte sie sich. ‚Frag ihn nach seiner Familie!' „Und, was macht euer kleiner Sonnenschein?", begann sie das Gespräch. „Julian?", nahm Thiele, ganz der stolze Vater, den Faden gleich auf. „Prächtig! Doch, dem geht's gut. Allerdings brüllt er viel. Koliken, sagt der Doktor. Wird sich von selbst legen. Kann aber dauern. Und ist schon anstrengend. Vor allem nachts."

Er hatte diese Satzfetzen halb kauend, halb schluckend eingeworfen, nahm nun den letzten Schluck seines Espresso und fuhr dann fort: „Für Verena ist es nicht ganz leicht. Ist ja jetzt völlig ans Haus gebunden. Und sie vermisst ihre Schule, die Arbeit. Sie ist ja total gern Lehrerin. Doch, das soll es geben!", setzte er nach, als er Hannah Mellrichs skeptisches Stirnrunzeln bemerkte. „‚Man sieht mich plötzlich nur noch als Mutter', klagt Verena immer. ‚Du auch!', wirft sie mir vor. ‚Ich spiele plötzlich überhaupt keine eigene Rolle mehr. Nicht als ich. Nur noch als ‚Mutter von'." Dominik Thiele hob die Augenbrauen, runzelte die Stirn. „Also: Wir müssen uns neu finden. Und Verena hat ja Recht: Mit der Zweisamkeit ist es nun auch vorbei. Da ist immer der Kleine dazwischen. Geht immer vor. Soll er ja auch, süß wie er ist. Ehrlich. Aber trotzdem: Da muss man sich schon umstellen."

Er zwinkerte ihr mehrdeutig zu. Genau das hatte sie befürchtet. ‚Sorry, nicht mit mir!', dachte sie. Obwohl ihr Dominik Thiele sympathisch war. Aber sie hatte an ihrer alten Arbeitsstelle in Speyer eine längere Affäre mit einem ihrer

Kollegen gehabt. Mit einem verheirateten Vorgesetzten. Die eine Erfahrung reichte ihr. Nicht zuletzt deshalb hatte sie sich nach Friedensberg versetzen lassen. „So, dann wollen wir mal!“, gab Thiele das Zeichen zum Aufbruch.

Für vierzehn Uhr hatten sie die Personen in das Gemeindehaus bestellt, die in St. Korbinian arbeiteten. Als sie drei Minuten zu spät ankamen, wartete ein etwa sechzigjähriger Mann vor der Tür, genüsslich an seiner Pfeife ziehend. „Kaiser“, stellte er sich vor, „Karsten Kaiser! Bin hier der Organist. Nebenberuflich, versteht sich.“ Er sprach ziemlich schnell, abgehackt und durch die Nase. Man musste schon genau hinhören, um ihn zu verstehen. Aber er kam nicht von hier. Sein Tonfall war unverkennbar norddeutsch. Er lächelte freundlich und wies den beiden Polizisten den Weg.

Bis auf Martin Häferle, den Vikar, waren ihnen die Anwesenden noch unbekannt. Frau Zoller, die Pastoralreferentin, hatte sich entschuldigen lassen. Eines ihrer Kinder war krank und sie musste mit ihm zum Hals-, Nasen- und Ohrenarzt. Seit Dominik Thiele selbst Vater war, hatte er für diese Situation viel mehr Verständnis als vorher.

Hannah Mellrich machte sich auf ihrem Notepad Notizen zu den Gesprächspartnern, die ihnen vorgestellt wurden und die sie mit knappem Handschlag begrüßten: Neben dem Organisten waren das Witold Koslowski (Hausmeister), Elke Goll-Fiedler (Leiterin des katholischen Kindergartens), Marie Walterscheid (Mesnerin), Reinhard Severin (Diakon), Monika Stickroth (Pfarrsekretärin) und Olga Tychin (Reinigungskraft). Diese Situation ergab sich bei jedem Fall, das wusste Hannah Mellrich. ‚Auf einmal hast du es mit vielen neuen Menschen zu tun. Verdächtige, Zeugen, Zufallsbekanntschaften. Musst dir viele Namen und Lebensläufe merken.‘ Die Notizen halfen ihr, sich die Personen schnell

einprägen zu können. Sie notierte sich Stichworte, Zitate, alles, was den Namen ein Profil geben konnte.

‚Wie wird er vorgehen?', fragte sich Hannah Mellrich und blickte neugierig auf ihren Kollegen. Tatsächlich, diese Situation war neu für Dominik Thiele. Das waren Kellerts Auftritte gewesen. Immer. Er liebte sie. Genoss seine urplötzlich wie selbstverständlich vorgegebene Macht über verunsicherte Menschen. Die Kellert niemals ausnutzte. Es handelte sich um eine Macht im Dienst der Sache: der Aufklärung eines Kapitalverbrechens.

Thiele war nervös, ohne es sich anmerken zu lassen. Da saßen also diese acht Kirchenangestellten etwas verloren in dem viel zu großen Versammlungsraum des Gemeindezentrums von St. Korbinian. Der Raum war in den 1970er Jahren eingerichtet und seitdem im immer gleichen Zustand erhalten worden. Gepflegt, das ja. Aber über und über von Gebrauchsspuren gezeichnet. ‚Meine Mutter würde sich hier wohlfühlen', dachte Hannah Mellrich. ‚Ich nicht.' Irgendjemand hatte vier Tische zu einem Karree gestellt, auf einem fand sich ein Adventskranz, an dem zwei Kerzen entzündet waren. Die Polizistin hatte sich mit an einen der Tische gesetzt. Thiele stand. ‚Los!', ermahnte er sich selbst.

„Danke, dass Sie gekommen sind!", begann er in freundlichem, aber bestimmtem Ton. „Ich weiß, sie alle haben viel zu tun. Wir werden Sie auch nicht lange aufhalten. Ich fürchte aber, dass ich mich mit Ihnen allen anschließend auch noch unter vier Augen unterhalten muss. Meine Kollegin, PKA Mellrich, wird mich dabei unterstützen." Er lächelte seiner Begleiterin freundlich zu. ‚Nett, dass er mich erwähnt', dachte diese. ‚Und mich als Kollegin vorstellt, nicht als Mitarbeiterin.'

„Bitte behandeln Sie die Informationen, die ich Ihnen geben werde, als vertraulich", fuhr Thiele fort. „Das sind

Interna, die diesen Raum nicht verlassen dürfen. Ich muss Sie zu Stillschweigen verpflichten!" Nun schaute er nicht mehr so freundlich, sondern richtig streng, fand Hannah Mellrich. Doch, diese Haltung konnte er auch!

„Ihr Chef, Pfarrer Mooslechner, ist vergiftet worden. Es war kein Unfall, sondern Mord. Irgendjemand hat ihn umgebracht. Und wir werden herausfinden, wer das war. Genau dazu brauchen wir Ihre Mithilfe! Halten Sie keinerlei Informationen zurück, die uns helfen könnten. Bitte! Wir werden es ja doch herausfinden, glauben Sie mir! Aber dann mit einer Verzögerung, die Ihnen nicht hilft und uns auch nicht!"

Die beiden Kerzen flackerten sanft in einem Luftzug, der durch den klammen Raum zog. „Aber was sollen wir denn schon wissen?", fragte Reinhard Severin, der sich als Diakon vorgestellt hatte. Ein weichlich wirkender Mittvierziger, der auf den ersten Blick so durchschnittlich aussah, dass man kaum Attribute fand, um ihn zu beschreiben. Sein Händedruck war derartig schwammig und kraftlos gewesen, dass Dominik Thiele fester zugedrückt hatte als für ihn üblich. Hannah Mellrich hatte ihre Hand schnell wieder zurückgezogen.

„Das überlassen Sie einfach mal uns", entgegnete Thiele. „Immer im Plural reden!", hatte ihm Bernd Kellert gleich nach seinem Amtsantritt mit auf den Weg gegeben. „Immer ‚wir', ‚uns', ‚unser'. Nicht ‚ich', ‚mir', ‚mein'. Wir stehen für die Polizei. Für den Staat. Für Recht und Ordnung. Wir!" Und noch etwas hatte Thiele von seinem Chef gelernt: ‚Nicht lange drumherum reden. Gleich mitten rein, in die Vollen!'

„Ihr Chef, Pfarrer Mooslechner, war Alkoholiker. Wussten Sie das?", fragte Thiele nun unvermutet. Das stimmte so zwar nicht, aber er wollte sehen, welche Reaktionen er mit dieser Frage hervorrufen würde. Vier Augenpaare blickten

ihn mit Unverständnis an, mit Blicken voller Fragezeichen. Die der Reinigungsfrau, der Pfarrsekretärin, der Kindergartenleiterin und des Diakons. Am ehesten hatte sich Vikar Häferle gefasst und murmelte nun: „Ich habe mir so etwas fast schon gedacht! Ja, das passt." Weitere Kommentare ließ er sich aber nicht entlocken.

Karsten Kaiser, der Organist, fingerte an dem ledernen Täschchen herum, in dem er seine Rauchutensilien mit sich herumtrug, vermied aber jeglichen Blickkontakt. Nur Witold Koslowski, der Hausmeister, und Marie Walterscheid, die Mesnerin, tauschten rasch einen gehetzten Blick aus. Der war Hannah Mellrich nicht entgangen. Ihre Aufgabe bestand ja darin, die Reaktionen der Anwesenden genau zu beobachten. Auch Dominik Thiele hatte den geheimen Austausch bemerkt. Der eben doch nicht geheim geblieben war.

Wortlos sah er die beiden streng an. Mit hartem Blick. Ohne die Augenlider zu bewegen. Marie Walterscheid, eine vielleicht siebzigjährige, nur knapp einssechzig große Frau in einem langen, abgetragenen, dunkelblauen Kostüm, knickte als Erste ein. Sie ertrug den Blick nicht. Bevor der Polizist sie dazu auffordern musste, stammelte sie. „Ich, wir, also Witold und ich, wir wussten davon. Aber ich glaube, niemand sonst. Und es war ja schon so lange vorbei. Der Herr Pfarrer hatte das doch im Griff." Witold Koslowski, im hellblauen Arbeitsanzug, ein glatzköpfiger Mann Mitte Sechzig, bestätigte in gebrochenem Deutsch: „Lange her. War früher. Kein Alkoholiker, der Pfarrer."

Die fünf anderen sahen die beiden mit großen Augen an. Offensichtlich hatten die Mesnerin und der Hausmeister etwas verraten, was den Übrigen tatsächlich nicht bekannt war. Thiele hakte nach: „Woher wussten Sie beide denn davon?" Marie Walterscheid wand sich. Es war deutlich, dass

sie nichts Falsches sagen wollte. Und der polnische Hausmeister konnte oder wollte ihr nicht helfen. „Wissen Sie", druckste sie, „der Herr Pfarrer ließ sich doch immer den Wein kommen. Aus Apulien, den roten. Von dem Weingut, das er da kannte. Santo Filippi, oder so."

„Ja, und? Den brauchte er doch für die Messe!", warf der Diakon ein. „Schon. Aber den hat er eben immer ausgetauscht", gab die Mesnerin zu. „Er bestellte ja nur Flaschen mit Drehverschluss. Da fiel das nicht so auf. Wein raus, weggeschüttet, mit viel Wasser nachgespült, Traubensaft rein. So wird er das gemacht haben. Und in der Messe hat er eben immer nur Traubensaft benutzt. Schon seit Jahren."

Mit großen Augen schauten die Angestellten der Gemeinde die alte, kleine, leicht vornüber gebeugt dastehende Mesnerin an. Die plötzlich um wenige Zentimeter zu wachsen schien. Sie stand nur selten im Zentrum der Aufmerksamkeit und schien die Situation inzwischen auch ein wenig zu genießen. „Wir haben ihn einmal überrascht", ergänzte Marie Walterscheid, „der Witold und ich. Da roch es stark nach Wein in der Sakristei. Wir konnten es uns nicht erklären. Und dann standen da drei Packungen, wie nennt man die noch ...". „Tetra-Pack?", schlug Karsten Kaiser vor. „Genau!", bestätigte die Mesnerin. „Diese Behälter von Traubensaft. Leer. Wir haben uns gewundert. Uns in der Sakristei umgeschaut. Das war dem Herrn Pfarrer aber gar nicht recht."

Sie schaute von einem zur anderen, suchte den bestätigenden Blick von Witold Koslowski. Der nickte ihr zu. „Aber dann hat er uns alles erklärt. Dass er mal Alkoholiker war, aber die Sucht überwunden hat. Und dass er niemals mehr etwas trinken will. Auch nicht in der Heiligen Messe. Und deshalb eben Traubensaft nimmt. Dass wir das aber nicht erzählen dürfen. Niemandem. Das haben wir ihm verspro-

chen", ergänzte sie. „Aber jetzt mussten wir es doch sagen, oder?"

Thiele nickte. „Ach, deshalb!", entfuhr es dem Vikar, der sich mit der rechten flachen Hand gegen die Schläfe schlug. „Was, deshalb?", fragte Hannah Mellrich nach, als Martin Häferle nicht weitersprach. „Deshalb gab er den Kelch nie an andere weiter! Nicht an mich, wenn ich mit ihm zelebrierte. Was ja fast nie der Fall war. Oder an Sie, Herr Diakon", wandte er sich an Reinhard Severin, der die Aussage wortlos nickend bestätigte. „Obwohl das eigentlich so üblich ist", fuhr der Vikar fort. „Aber ich dachte halt, dass das wieder einmal eine seiner Eigenheiten ist. Davon hatte er ja genug."

‚Umso deutlicher wird es, dass die Vergiftung wirklich dem Pfarrer gegolten hat', ging es Thiele durch den Kopf. ‚Der Täter konnte sich ziemlich sicher sein, dass niemand anderes mit dem Gift in Berührung kommen würde. Falls er – oder sie – das Ganze tatsächlich sorgfältig geplant hat. Was wir ja immer noch nicht so ganz genau wissen.'

„Stimmt", mischte sich nun auch Karsten Kaiser, der Organist, mit seiner näselnden Stimme ein. „Jetzt wird mir einiges klar. Deswegen hat er auch den Laienkelch abgelehnt, obwohl das gar nicht zu seiner Einstellung gepasst hat!" „Entschuldigung: Den was, bitte?", fragte Hannah Mellrich dazwischen, die erkannt hatte, dass auch Thiele auf einmal ziemlich unsicher geschaut hatte. „Ach so, das kennen Sie nicht", gab der Organist zurück. „Laienkelch. Das heißt, dass man ab und zu Brot *und* Wein an die ganze Gemeinde austeilt. Schließlich hat Jesus ja zu seinen Jüngern gesagt: ‚Nehmt *und trinkt.* Das ist mein Blut.'"

Er blickte zum Vikar hinüber, der auf der anderen Seite des Tischvierecks saß: „Konservative Geistliche wollen das aber nicht. Obwohl es eindeutig in der Bibel steht. Die blei-

ben da lieber unter sich. Und Mooslechner wäre eigentlich bestimmt dafür gewesen. Aber klar: Wenn jemand immer nur Traubensaft benutzt ..."

„Hatte er denn eigentlich einen Dispens?", ereiferte sich Vikar Häferle, ohne auf die kleine Spitze des Organisten einzugehen, und gab sich selbst die Antwort: „Wahrscheinlich nicht. An so etwas hielt er sich nicht, der Herr Pfarrer. Das werde ich im Bistum melden müssen."

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können", entgegnete Dominik Thiele, dem diese Spitzfindigkeiten zu weit gingen. „Aber denken Sie daran, dass Ihr Herr Pfarrer tot ist. Ermordet wurde." Er wandte sich nun zu der gesamten Gruppe. Dass Olga Tychin, die Reinigungskraft, den komplizierten Wortwechseln kaum folgen konnte, war ihm schon aufgefallen. Ihre Physiognomie und ihre Kleidung ließen neben dem Namen darauf schließen, dass es sich bei ihr um eine Aussiedlerin aus Russland oder der Ukraine handelte. Das würden sie später überprüfen.

Aber was war mit der Kindergartenleiterin, Frau – er blinzelte rasch auf seinen Notizzettel – Goll-Fiedler? Keinen Ton hatte sie bis jetzt gesagt. Dem Gespräch eher widerwillig gelauscht, so war es ihm vorgekommen. Kaum Augenkontakt zu den anderen gesucht. Sie war eine auffällige Erscheinung, Ende dreißig, attraktiv, hatte füllige braune Locken, war stilvoll gekleidet, deutlich geschminkt und wirkte in dieser eher tristen Umgebung fast ein bisschen fehl am Platz. Thiele sah sie an und sprach, ohne klar erkennbaren Adressat: „Gut, das hätten wir also geklärt. Bleibt nur die Frage, ob jemand mit Pfarrer Mooslechner Streit hatte. Mehr als normal."

Die Augen der Anwesenden folgten seinem Blick, ohne dass dazu eine Aufforderung nötig gewesen wäre. Plötzlich starrten alle auf die bis dahin so teilnahmslos dasitzende

Kindergartenleiterin, die das auch wahrnahm, zusammenzuckte, rot wurde und mit hektischer Stimme antwortete: „Was schaut ihr jetzt alle zu mir? Was soll das?“ Sie schluckte.

„Ja, gut! Dass ich meine Sträußchen mit dem Pfarrer ausgefochten habe, das ist ja kein Geheimnis. Aber das war doch nichts Besonderes. So etwas gibt es doch oft.“ „Worum ging es denn da?“, warf Hannah Mellrich ein, signalisierte mit ihrem Blick und ihrem Lächeln aber weibliche Solidarität und Wohlwollen. Das schien ihr in dieser Situation angeraten zu sein.

Dankbar nahm Elke Goll-Fiedler dieses Signal auf. „Ach, so Interna“, versuchte sie zunächst abzulenken, besann sich dann aber. „Ich nehme mal an, dass ihr“ – sie blickte in die Runde – „auf die Sache mit der Kommunionausteilung anspielt.“ Ein Nicken in der Runde bestätigte ihre Vermutung. „Also es ist ja so: Die Kommunion teilen ja nicht nur die Pfarrer aus. Sondern auch Laien, wenn sie dazu ausgebildet und beauftragt sind. So wie ich. Ich habe das gern gemacht. Wirklich gern. Man ist doch Teil des pastoralen Teams. Und die Kinder vom Kindergarten fanden das toll, mich da zu sehen. Da kamen sie immer besonders gern nach vorn, um von mir ein Kreuzzeichen und einen Segen zu bekommen. Zur Kommunion dürfen sie natürlich noch nicht.“

Sie hatte zu einer längeren Erzählung angesetzt. Die Thiele gerade nicht hören wollte. Also unterbrach er mit strengerer Stimme als normal: „Aber dann?“ Die Kindergartenleiterin sah ihn missbilligend an. Lieber hätte sie nach eigenem Gutdünken erzählt. Aber gut… „Dann gab es wohl Beschwerden, die beim Herrn Pfarrer eingingen“, gab sie zerknirscht zu. „Was für Beschwerden?“, hakte Thiele irritiert nach. Elke Goll-Fiedler verzog das Gesicht und blickte hilfesuchend zu den anderen.

Auch Pfarrsekretärin Monika Stickroth, sie mochte um die fünfzig Jahre alt sein, hatte sich bis jetzt aus dem Gespräch herausgehalten. Ein bisschen amüsiert, ein bisschen die Augen verdrehend hatte sie den Gesprächen gelauscht. ‚Mütterliche Ausstrahlung', notierte Hannah Mellrich. Nun fing die Sekretärin den Blick der Kindergärtnerin auf und sprang für sie ein: „Lassen Sie mich das mal so sagen. Die Elke kleidet sich gern modisch. Das steht ihr ja. Sie kann das gut tragen. Und so hat sie sich eben auch angezogen, wenn sie die Kommunion ausgeteilt hat. Und das hat einigen in der Gemeinde eben nicht gefallen. Die fanden das zu, zu aufreizend." Witold Koslowski, der Hausmeister, nickte demonstrativ mit dem Kopf. Mit vorsichtiger Stimme schaltete sich nun die Mesnerin ein, Marie Walterscheid: „Na ja, der Ausschnitt muss ja nun auch nicht unbedingt zu tief sein, oder? Und der Rock nicht zu kurz. Oder mit seitlichem Schlitz. Und die Absätze der Schuhe nicht zu hoch und schmal. Oder? Da hat man doch würdevoll gekleidet zu sein. Da kann man die Leute schon verstehen."

Elke Goll-Fiedler schüttelt nun ihrerseits augenverdrehend den Kopf. ‚Oh, oh! Der Konflikt ist noch überhaupt nicht beendet', dachte Hannah Mellrich. Sie warf ein: „Und wie hat der Pfarrer reagiert?" Die Kindergartenleiterin erwiderte: „Zunächst gar nicht. Er hat mich informiert. Fand das Ganze aber völlig übertrieben. Und ich bin ja nun wahrlich nicht extrem aufgetreten. Meine Güte, geht mal in die Städte, nach Frankfurt oder München! Aber hier im provinziellen Polzingen machen sie gleich einen Skandal daraus. Haben ja nichts anders zu tun, als sich die Mäuler zu zerreißen."

Marie Walterscheid wollte darauf antworten, aber Kommissar Thiele hatte kein Interesse an diesem Klein-Klein-Gezänk. „Und wie ging das Ganze weiter?", warf er ein.

Die Mesnerin verzog beleidigt den Mund. Elke Goll-Fiedler versuchte nun eine Bündelung: „Am Ende hat Pfarrer Mooslechner mich gebeten, eine kleine Pause als Kommunionhelferin einzulegen. Nur vorübergehend. Der Druck wurde ihm zu groß. Immer wieder wurde er mit Beschwerdebriefen bombardiert. Die meisten anonym. Einige wohl in einem völlig unmöglichen Ton. Er gab mir die natürlich nicht zu lesen. Und das war auch besser so."

Sie schüttelte erneut den Kopf. Die Erinnerung regte sie immer noch auf. „Ich habe ihm dann gesagt, dass ich da ganz aussteige. Das habe ich nun wirklich nicht nötig, mich mit dieser spießigen Kleingeistigkeit hier auseinanderzusetzen. Aber für die Kinder hat es mir leidgetan. Und ich hätte mir von ihm mehr Kampfgeist erhofft. Sollen sie doch lästern. Ihn selbst hat es doch gar nicht gestört. Warum auch? Aber er hatte keine Kraft. War müde. Verständlich, aber schade." Sie blickte sich um. „Das ist jetzt schon fast zwei Jahre her! Und ihr regt euch immer noch darüber auf. Unfassbar! Egal. Jetzt habe ich es jedenfalls gesagt. Vor ‚aller Welt'. Zufrieden?"

Die anderen Mitglieder der Gemeinde von St. Korbinian vermieden den Augenkontakt. Nur die Pfarrsekretärin Monika Stickroth versuchte ein solidarisches Lächeln. Das Schweigen der anderen reizte die Kindergartenleiterin aber umso mehr. „Also gut, dann sage ich euch jetzt etwas, was ihr noch nicht wisst. Warum soll ich das nicht gerade jetzt loswerden?" Unsicher blickten sich die Gemeindemitglieder unter niedergeschlagenen Lidern an. Was würde jetzt noch passieren? Thiele und Mellrich tauschten einen blitzschnellen Blick: ‚Gut so. Nur zu!'

Elke Goll-Fiedler hatte nun ein überlegenes, kaltes Lächeln aufgesetzt. Jetzt hatte sie die Regie übernommen.

Diese Rolle gefiel ihr deutlich besser als das In-die-Ecke-gedrückt-Werden, das ihr zuvor zugefallen war. „Es gab, es gibt da noch etwas. Ich muss Ihnen“ – sie blickte auf beide Polizeibeamten – „dazu kurz den Hintergrund erläutern.“ ‚Bitte kurz!‘, hoffte Thiele.

„Also das ist so: Die Gemeinden wurden ja zusammengelegt zu diesem Pfarrverband. Und in dem Rahmen wurden auch die einzelnen Kindergärten in einer größeren Trägergesellschaft zusammengeschlossen. Toller Name: ‚Kindertagesstätten Selige Lissi von Friedensberg‘.“ „KITALIFE“, rief Karsten Kaiser, der Organist, dazwischen, „KitaLife“ schob er auf Englisch nach und grinste süßsäuerlich.

„Wie?“, wandte sich Thiele ihm strengblickend zu. „Ach, sorry, das ist mir so herausgerutscht“, entschuldigte sich Kaiser und nestelte an seinem schwarz glänzenden Beutel mit den Rauchutensilien. „KITALIFE, diesen tollen Namen haben sie dem Verband gegeben.“ Thiele schüttelte unwillig über die Unterbrechung den Kopf. Das steuerte kaum Produktives zum Fall bei. Er blickte wieder aufmunternd zu der Kindergartenleiterin und die nahm sein Signal auf. Aber sie war durch den Zwischenruf aus dem Konzept gekommen.

„Ja, also: Wo war ich?“, überlegte sie laut. „Richtig: Ja, und da habe ich mich um eine der Leitungspositionen beworben. Mein Mann ist arbeitslos, wissen Sie?“, wandte sie sich an den Kommissar, ohne eine Antwort von ihm zu erwarten. „Und Kinder haben wir nicht. Das soll halt nicht sein. Also kann ich ja mehr arbeiten. Und würde das auch gern. Aber Pfarrer Mooslechner hat mich nicht unterstützt. Hielt mich nicht für widerstandsfähig genug, hat er gesagt. Und nicht teamfähig. Oder er sah keine Chance, für mich in den zuständigen Gremien eine Mehrheit durchzusetzen. Was weiß ich. Ehrlich, das war unfair!“

Der Zorn und die tiefe Kränkung waren ihr immer noch deutlich anzusehen. „Jetzt bin ich nur noch einfache Kindergärtnerin mit Leitungsaufgaben hier vor Ort. Schlechter bezahlt als vorher. Und habe eine Chefin vor der Nase, die einfach keine Ahnung hat. Aber mit der neuen Leitung gut kann. Anbiedernd. Sitzt in Friedensberg, zieht die fette Kohle ab, kommandiert und lässt uns mit unseren Problemen vor Ort im Stich. Klar, da bin ich sauer."

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Miene hatte sich verdüstert. Auf der Stirn und auf beiden Seiten der Nase hatten sich Falten gebildet und trotz des Make-ups tief eingegraben. Doch plötzlich entspannte sie sich. „Aber nicht mehr lange", fuhr Elke Goll-Fiedler triumphierend fort. „Zum ersten März wechsele ich zur AWO nach Friedensberg. Als Leiterin. Die haben bessere Arbeitsbedingungen und zahlen mehr. Dann war es das hier. Dann seid ihr mich los!", rief sie triumphierend in die Runde und schüttelte ihre braunen Locken.

„Oh, das wusste ich ja noch gar nicht", schaltete sich Monika Stickroth ein. Sie beugte sich vor, öffnete die Handflächen und ergänzte: „Das ist aber schade, Elke. Wir würden dich nur ungern verlieren. Was soll denn der Sopran im Kirchenchor ohne dich machen?" Sie wandte sich an die Polizisten: „Sie hat eine wunderbare, klare Singstimme, müssen Sie wissen!" Ohne Unterbrechung ihres Sprachflusses wandte sie sich dann wieder an die Erzieherin: „Ist denn da schon das letzte Wort gesprochen?"

„Ja, Monika. Die Sache ist durch. Aber danke für deine Worte. Und im Kirchenchor werdet ihr schon ohne mich auskommen." Sie lächelte der Pfarrsekretärin zu. Offenbar kannten sie sich näher. ‚Eine Duzbeziehung', notierte sich Hannah Mellrich.

„So, Herr Kommissar, jetzt sind Sie im Bilde“, wandte sich Elke Goll-Fiedler an Thiele. „Zufrieden?“ Ihre Gesichtszüge hatten sich entspannt. Eine große Last war ihr von der Seele genommen, das sah man. Thiele verzog keine Miene, schüttelte kaum merklich den Kopf und blickte in die ziemlich betreten dasitzende Runde. „Gibt es sonst noch etwas, das ich wissen müsste?“, fragte er. „Überlegen Sie gut!“ Aber er traf nur auf leere Blicke. Im Moment gab es hier nichts weiter zu besprechen.

## 10.

Kommissar Thiele entließ seine Gesprächspartner. Er bat Hannah Mellrich darum, ihren Chef, Bernd Kellert, über die Ereignisse zu informieren und schickte sich seinerseits an, auf das Polizeirevier nach Friedensberg zu fahren, da fiel ihm doch noch etwas ein. „Ach, Herr Häferle, bleiben Sie doch bitte noch einen Moment!“, rief er dem Vikar zu, der gerade schon dabei war, den großen Saal des Gemeindezentrums zu verlassen. Widerwillig kehrte der damit Angesprochene noch einmal in den Saal zurück. „Was gibt es denn noch? Ich habe zu tun. Wir haben gleich Firmgruppentreff“, brummte er vor sich hin, ohne seinen Missmut über die erneute Verzögerung zu verbergen.

Thiele ließ sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. „Kommen Sie, es muss auch gar nicht lange dauern. Setzen wir uns doch noch einmal“, wies er den Vikar mit klarer Aufforderung an und leitete ihn in eine Ecke des Raumes, in der einige bequemere Sessel standen. Die hatten freilich schon bessere Tage gesehen. Durchgesessen, abgeschabt und fleckig scharten sie sich um ein niedriges quadratisches

Tischchen, das ähnliche Gebrauchsspuren aufwies. Jemand hatte die Kerzen des Adventskranzes ausgeblasen. Nun hing ein leichter Duft von Bienenwachs in der muffigen und kühlen Luft des unwirtlichen Raumes.

„Sie haben sich nicht besonders gut mit Ihrem Chef verstanden, oder?", eröffnete der Kommissar das Gespräch. „Nein, da haben Sie recht", antwortete der Vikar, der sich mit skeptischem Blick auf einem der Sessel niedergelassen hatte. „Wir waren sehr verschieden. In allem. Das kann man auch offen so sagen. Das ist kein Geheimnis."

„Verschieden? Wie meinen Sie das?", fragte Thiele nach. „Nun ja", Häferle druckste herum, suchte nach den richtigen Worten. „Das hatte etwas zu tun mit den unterschiedlichen Generationen. Diese 68er, das waren eher Sozialarbeiter. Vielleicht Psychologen. Aber das ist doch nicht unsere Hauptaufgabe. Wir Priester verwalten das Geheimnis Gottes. Uns sind die ewigen Heilszeichen anvertraut, die Sakramente. Wir feiern die Heilige Messe. Wir sind die Stellvertreter Christi auf Erden. Wir sind nicht ganz von dieser Welt, verstehen Sie?"

Dominik Thiele hörte den etwas abgehobenen Ausführungen seines Gegenübers zu. ‚Nicht ganz von dieser Welt? Ja, das scheint mir auch so. Aber anders, als du das denkst!', ging es ihm durch den Kopf. ‚Ich kann mir ziemlich genau vorstellen, wie Ena über den denken würde', dachte er. Seine Frau Verena war Religionslehrerin am Karl-Rahner-Gymnasium in Friedensberg. Und sie kannte diese Typen von jungen Priestern ganz genau, hatte ja mit ihnen zusammen studiert. Sie schätzte vieles anders ein, völlig anders, das wusste er. Er selbst hielt sich aus solchen Fragen jedoch heraus. Nicht seine Welt.

„Also haben Sie sich oft gestritten?", schloss er seine Gedanken an. „Ganz ehrlich: nur am Anfang", erwiderte der

Vikar. „Ich bin jetzt seit zweieinhalb Jahren hier. Und bleibe vielleicht noch ein, höchstens eineinhalb weitere Jahre. Was soll man sich da groß streiten? Das ist doch alles absehbar. Dann werde ich selbst irgendwo im Bistum Pfarrer und bin mein eigener Chef. Nein, nein ...", er schüttelte den Kopf. „Wir wussten schnell, was wir voneinander zu halten haben, und sind uns dann aus dem Weg gegangen, so gut es ging. Er machte seins, ich meins."

„Moment mal: Aber Mooslechner war doch Ihr Chef? Da hatte er bestimmt so etwas wie eine Weisungsbefugnis, oder?", unterbrach Thiele den Vikar. Aber der lächelte nur und antwortete: „Weisungsbefugnis? Ja, das schon. Aber was sollte er schon machen? Zwingen konnte er mich zu nichts, zu gar nichts. Anweisungen? Was, wenn ich dem einfach nicht folge? Und sich beim Bischof beschweren? Der Bischof ist doch froh, dass es überhaupt noch junge Priester gibt. Man kann uns ja inzwischen bald an einer Hand abzählen. Ist doch so!"

Er grinste breit und räkelte sich. „Die Herren im Ordinariat tun doch alles, dass wir zufrieden sind. Wir, wir stehen für die Zukunft des Bistums. Nicht die Mooslechners. Deren Zeit ist abgelaufen. Von Gestern sind die. Sehen das aber einfach nicht ein. Reden von den ‚Zeichen der Zeit', die sie, nur sie erkennen. Nur leider sind das eben ‚die Zeichen der Zeit' ihrer Jugend. Nicht die von heute. Man sieht ja, wohin das geführt hat. Die Kirchen sind leer. Die größte Sorge des Bischofs ist es, dass ihm keiner seiner jungen Priester von der Fahnenstange geht. Er weiß, dass er uns braucht. Und wir wissen, dass er das weiß. So ist das." Er lächelte undurchschaubar und ergänzte: „Jetzt war ich mal ganz offen." ‚Sonst anscheinend nicht', schlussfolgerte Thiele.

„Aber, Herr Kommissar, jetzt sage ich Ihnen mal was: Ja, ich war und bin in vielem anderer Meinung als Mooslechner und seine Gefährten im Geist. Oder als viele dieser Reformgrüppchen, die die Kirche verändern wollen. Wenn ich das schon höre, ‚synodaler Weg', oder wie immer sie ihre kleinen Reförmchen nennen! Als ginge es dabei um Demokratie. Oder um Anpassung an die jeweilige Gegenwart. Wir, wir vertreten die Wahrheit. Das ist etwas Anderes. Die Wahrheit liegt nicht in unserer Hand ..."

Er hatte angefangen zu predigen. Darauf hatte Thiele keine Lust: „Was wollten Sie mir sagen?", fuhr er ihm in die Parade. Vikar Häferle zuckte zusammen, fasste sich und erwiderte. „Richtig! Entschuldigen Sie. Manchmal geht es mit mir durch. Was ich sagen wollte: Ich bin tief erschüttert über den Tod meines Kollegen. Meines Mitbruders. Wirklich! Auch wenn das vielleicht auf Sie nicht so wirken mag. Ein Pfarrer wird ermordet. Mitten in Deutschland! Das hätte ich nie für möglich gehalten. Und dann noch direkt mein Chef! Ich muss mich zusammenreißen. Stark sein. Im Gebet hole ich mir Kraft. Aber in mir sieht es wüst aus. Leer. Ein Tohuwabohu. Ich wollte, dass Sie das wissen."

Der Vikar malte mit dem rechten Zeigefinger auf der Platte des niedrigen Tischchens abstrakte Figuren. Tatsächlich, in der blassen Staubschicht zeichneten sich Muster ein. Das konnte man auch in dem immer dunkler werdenden Zwielicht des Pfarrsaals erkennen. „Kennen Sie Oscar Romero?", fragte Häferle unvermittelt. Thiele schüttelte den Kopf. „Erzbischof war der. Von El Salvador", erklärte der Vikar. „Der wurde 1980 mitten im Gottesdienst erschossen. Vor den Augen seiner Gemeinde. Wurde vor Kurzem heiliggesprochen. Aber das war eben in Mittelamerika, weit weg. Und der war politisch. Das sollte ein Priester nicht sein.

Nicht, dass das den Mord entschuldigt. Aber verstehen kann man das schon."

Thiele schüttelte den Kopf. Nein, das konnte, das wollte er nicht verstehen. Vikar Häferle spürte den Widerwillen des Kommissars und lenkte ein. „Egal, wie man darüber denkt. Das stammt irgendwie aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt. Nicht restlos aufgeklärt die Sache, bis heute. Aber es hatte nichts mit uns hier und heute zu tun. Dachte ich. Aber dann passierte die Sache mit Jacques Hamel in Frankreich. Sie haben doch bestimmt davon gehört?"

Der Kommissar überlegte. Doch, der Name sagte ihm etwas. Aber genau erinnern konnte er sich nicht. „Helfen Sie mir auf die Sprünge", forderte er den Vikar auf. „Gern. Also da war dieser fünfundachtzigjährige Priester, Jaques Hamel. Immer noch im Amt, in Frankreich gibt es ja keine staatliche Versorgung für Priester, da geht man nicht in den Ruhestand. Da gibt es keine Rente. Irgendwo in einem Dorf bei Rouen, glaube ich. Na ja, und dem haben zwei islamistische Terroristen in einer Morgenmesse die Kehle durchgeschnitten. In der Messe. Vor den handverlesenen Gottesdienstbesuchern, die als Geiseln gehalten wurden. Neunzehn waren die beiden Täter, neunzehn! Und das Ganze war im Juli 2016!"

Ein Zittern lief durch seinen Körper. Diese beiden Fälle waren für ihn nicht irgendwelche Schreckensnachrichten aus dem Fernsehen, das war klar. Das ging ihm unter die Haut. „Verstehen Sie? Das waren Priester wie ich, Männer Gottes! Das war nicht eine Geschichte aus dem finsteren Mittelalter, das ist jetzt. Und hier. Seitdem sehe ich unseren Dienst noch einmal durch eine neue Brille, Herr Kommissar!"

„Aber die Fälle liegen doch ganz anders, oder?", erwiderte Thiele, der sich dessen jedoch gar nicht so sicher war. Häferle blickte den Polizisten mit geweiteten Augen an. „Was wollen

Sie da vergleichen, was nicht?“, fragte er. „Natürlich haben Sie Recht: Bei Mooslechner stecken keine machtgierigen Großgrundbesitzer dahinter oder Islamisten. Beides gibt es nicht in unserem Bistum. Erst recht nicht in Polzingen. Aber tot ist tot, oder? Mord bleibt Mord, nicht wahr?“

Thiele nickte zögerlich. „Das ist das Einzige, was derzeit feststeht, ja!“ Häferle räusperte sich. „Eines sollten Sie aber berücksichtigen, Herr Kommissar. Ein Mitbruder war es sicherlich nicht. Denn dass ein Priester einen Mitbruder ermordet hätte in der jüngeren Vergangenheit, weltweit, davon wüsste ich nichts. Wir sind Männer des Friedens. Des klaren Wortes, aber der Gewaltlosigkeit. Des Streites, wenn es sein muss, aber mit Argumenten. Des Gebetes, nicht des Schwertes. Selbst in größtem Unrecht. Nur, falls Ihre Gedanken in diese Richtung wandern sollten.“ In der Tat, diese Idee hatte Thiele erwogen. Das würde er auch weiterhin tun, um nichts auszuschließen, bevor nicht das Gegenteil erwiesen wäre. Aber für wahrscheinlich hielt er diese Möglichkeit nicht. Erst recht nicht nach diesem Gespräch.

## II.

*Das hätte ich nicht gedacht. Nein, damit habe ich nicht gerechnet. Der Pfarrer ist tot. Das habe ich nicht gewollt. Und mich trifft auch keine Schuld. Aber warum ist es so gekommen? Was habe ich nicht gut genug durchdacht? Sie haben es doch so, genauso erklärt. Seit zweitausend Jahren. Eindeutig.*

*Stimmt es nicht? Haben sie gelogen? Betrügen wir uns, wir Milliarden von gläubigen Menschen? Ist er gescheitert, mein Gottesbeweis? Gibt es da* NICHTS*? Das kann nicht sein! Irgendein Detail hat nicht gepasst. Ich muss einen Fehler gemacht haben. Liegt es daran, dass Mooslechner Traubensaft genommen hat statt Wein? Es hilft nichts: Ich muss einen zweiten Versuch wagen. Aber nun kenne ich das Risiko. Den Preis, der zu zahlen ist, wenn etwas schief geht. Ich wusste, dass das Risiko besteht. Nein, ich wusste es nicht. Ich habe es geahnt. Gefürchtet. Nicht für möglich gehalten, nein, das nicht.*

*Wenn ich jetzt aufgebe, war alles umsonst. Dann wäre der Tod von Pfarrer Mooslechner ein sinnloses Opfer gewesen. Völlig absurd.*

*Hältst du mich für verrückt? Für wahnsinnig? Mehr denn je? Aber sieh doch, was auf dem Spiel steht: Wenn mein Plan gelingt, ist* GOTT *bewiesen! Gegen alle Zweifel. Gegen alle Spötter. Dann wird das Leben auf der Erde anders werden. Wir werden leben im Wissen um ein ewiges Sein bei* IHM*. In Seiner Hand. In Seinem Frieden.*

*Ich darf nicht aufhören. Jetzt nicht. Wir sind im Advent. Der Herr kommt. Ich kann ihm den Weg in diese Welt auf eine Weise bereiten wie niemand sonst.* ICH. *Ich muss es nur besser machen. Aber wie? Und ich muss vorsichtig sein. Darf mich nicht zu erkennen geben. Noch nicht. Meine Zeit wird kommen.*

## 11.

Dienstagmorgen. Bernd Kellert, leitender Kriminalhauptkommissar von Friedensberg, ließ sich sein Frühstück servieren. Seine Frau hatte sich drei Tage frei genommen. Dass ihr Mann sie nun brauchte, war sofort klar gewesen. Mit Mühe und intensiver Stützung konnte er sich sehr langsam bewegen. In einem kleinen Radius: Toilette, Schlafzimmer, Wohnzimmer. Und all das war mühsam genug. Pucki, die Katze, bestaunte seine seltsamen Bewegungen, schien belustigt, nutzte die Gelegenheit jedoch, um so oft wie möglich auf seinen Schoß zu springen und sich kraulen zu lassen. Kaum war das Frühstück abgeräumt, hatte sie auch schon wieder ‚ihren Platz' eingenommen.

Bernd Kellert hatte sich den Sessel im winkligen Wohnzimmer des alten Knechtshauses mehr schlecht als recht eingerichtet. Immerhin: Hier konnte er einigermaßen schmerzfrei sitzen. Aber genau das war sein Problem. Sitzen. Er konnte nichts tun, sich nicht bewegen. Und er war ein Mensch, dem Muße schwerfiel. Deswegen hasste er ja auch die Büroarbeit. Sein ganzes Leben lang war er gern aus eigener Kraft unterwegs gewesen: zu Fuß, ob wandernd oder joggend, mit dem Fahrrad, schwimmend. Und er war nie krank gewesen, nie. Krankenhäuser kannte er nur aus der Perspektive des Besuchers.

Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als geduldig abzuwarten und nichts zu tun. Aber wie macht man das: nichts? Gewiss, er freute sich an der adventlichen Dekoration, am leichten Tannenduft, der den Raum durchzog. Aber das füllte ihm auch nicht die zähen Stunden. Beate hatte ihm einige Krimis besorgt. Er war eigentlich kein Romanleser, außer mal im Urlaub. Seine Frau hatte sich jedoch gut informiert. „Fiona"-Krimis von Harry Bingham hatte sie ihm besorgt, die spielten in Wales. Und waren wirklich spannend. Krimis von Denise Mina. Die entführten ihre Leserschaft nach Glasgow in Schottland. ‚Düster, aber brillant erzählt', hatte die Buchhändlerin in Friedensberg gemeint. Und sie hatte Recht. Dazu noch historische Gereon-Rath-Krimis von Volker Kutscher, die spielten im Berlin der Zwanziger und Dreißiger Jahre. ‚Wenn Bernd sie nicht liest, habe ich schon einmal Lektüre für den nächsten Urlaub', hatte sich Beate Kellert gedacht.

Ihr Mann hatte bereits in einige der mitgebrachten Bücher hineingelesen. Und war tatsächlich jeweils über die ersten Seiten hinausgekommen. Die würde er lesen, bestimmt. Warum? Weil sie so ganz anders waren als sein Alltag. Krimis, die den polizeilichen Dienst eins zu eins abbilden, würde er bestimmt nicht lesen. Viel zu langweilig. Viel zu nah an dem, was er sowieso täglich erlebte oder bezeugte. Sollte er das auch noch in seiner Freizeit verdoppeln? Nein, Krimis sollten eben gerade nicht Realität abbilden. Sondern hineinziehen in ihre Welt. Und die war nun einmal erfunden.

Aber er konnte sich nicht auf das Lesen konzentrieren. Nicht nur, weil Pucki unermüdlich seine Aufmerksamkeit einforderte und gestreichelt werden wollte. Dass er hier festsaß, ärgerte ihn über alle Maße. Dass sein Körper ihm seine Grenzen so deutlich vor Augen führte, ließ ihm keine

Ruhe. Immerhin, die Kollegen hielten ihn auf dem Laufenden. Hannah Mellrich rief regelmäßig an und informierte ihn über den aktuellen Stand der Ermittlungen. Und gestern Abend war Dominik Thiele noch auf einen Sprung vorbeigekommen. Nett. Aber dass er jetzt so passiv zu Hause saß, ein Bittsteller, jemand, um den man sich kümmern musste, das wurmte ihn gewaltig.

Was konnte er tun? Beate hatte eine gute Idee gehabt. Sie kannte die Pastoralreferentin Judith Zoller. Natürlich von der Gymnastik her, einer unerschöpflichen Quelle von Kontakten vor Ort. Wenn man denn keinen Hund hatte. Über den liefen sonst Kontaktaufnahmen am besten. Kellert wusste: Frau Zoller hatte gestern bei den Besprechungen im Gemeindezentrum nicht dabei sein können, weil sie eines ihrer drei Kinder zu einem Arzttermin hatte begleiten müssen. Also hatte er sie hierher gebeten. Sie wohnte einige Straßenzüge weiter in einem Reiheneckhaus.

Als es an der Haustür läutete, erhob sich Beate – sofort gefolgt von Pucki, einem außerordentlich neugierigen Wesen –, öffnete, begrüßte den Gast und bat die Pastoralreferentin ins Wohnzimmer. Judith Zoller war Ende dreißig, trug ihre braunen Haare mittellang, strahlte Energie, Tatkraft und Freundlichkeit aus, gab Kellert die Hand und setzte sich auf den ihr angebotenen Sessel an seiner Seite. Die Anwesenheit der Katze quittierte sie mit einem wohlwollenden Lächeln. Den angebotenen Kaffee lehnte sie jedoch ab. „Danke, aber ich habe gerade erst einen getrunken."

„Sie müssen schon sehr entschuldigen, dass und wie ich Sie hier empfange", eröffnete Kellert das Gespräch mit der ihm bislang unbekannten Frau. „Aber manchmal hat man keine Wahl." Beate hatte der Pastoralreferentin natürlich mitgeteilt, warum Kellert sich hier mit ihr unterhalten wollte.

„Macht nichts", gab Judith Zoller lächelnd zurück. „Ist doch gut so. Da spare ich mir weite Wege nach Friedensberg. Ich bin ja sowieso viel zu viel unterwegs. Seit es den neuen Pfarrverbund gibt, sitze ich gefühlt ständig nur im Auto. Hetze von einer Gemeinde zur anderen. Mein ökologischer Fußabdruck wird immer größer. Aber: Was kann ich denn für Sie tun, Herr Kellert? Zu einem Seelsorgegespräch werden Sie mich ja kaum eingeladen haben, oder?"

Kellert grinste müde und schüttelte den Kopf. „Nein, da haben Sie natürlich Recht. Sie wissen ja, dass ich zu Ihrer Gemeinde hier gehöre, aber die letzten Fragen mache ich gern mit mir selbst aus. Nein. Ich will Sie natürlich wegen Pfarrer Mooslechner sprechen. Vielleicht können Sie uns da weiterhelfen." „Gern, ich kann es zumindest versuchen", gab Judith Zoller zurück.

Kellert nickte Beate zu und seine Frau verließ den Raum. Sie lockte Pucki in die Küche, würde ihr dort eine kleine Milchportion anbieten. Für das anstehende Gespräch war beider Gegenwart nicht erforderlich. „Helfen Sie mir zunächst ein bisschen nach. Es ist mir ein bisschen peinlich, das zu fragen, aber was ist das eigentlich, eine Pastoralreferentin?" Die junge Frau lachte auf. „Das muss Ihnen nicht peinlich sein. Das wissen viele nicht. Auch manche Herren Pfarrer in der Kirche. Und manche einfachen Leute glauben, dass wir einfach weibliche Pfarrer sind. Also quasi: ‚Pfarrerinnen'. Und daran stören sie sich auch gar nicht."

Sie beugte sich zu ihm vor: „Wir haben die gleiche Ausbildung wie die Pfarrer. Also einen Diplomstudiengang in Theologie absolviert. Das heißt jetzt anders, ‚Magister der Theologie' oder so, ist aber dasselbe in Grün. Und dann eine dreijährige pastorale Ausbildung. Und wir unterstützen die Seelsorgearbeit. Manche meiner Kolleginnen und Kollegen

arbeiten in Krankenhäusern oder in Bildungseinrichtungen, manche in Gemeinden. Wir machen Jugendarbeit, Seniorenarbeit, organisieren die Firmung oder die Sternsingeraktionen, was halt so anfällt. Nur Gottesdienste halten und predigen, das dürfen wir in der katholischen Kirche nicht. Obwohl viele von uns das bestimmt mindestens genauso gut könnten wie die geweihten Herren. Und ganz ehrlich: Viele von uns machen das auch. Das darf nur nicht ganz so offiziell werden, wissen Sie? Aber gut, ich langweile Sie jetzt nicht mit unseren kleinen innerkirchlichen Querelen, deswegen bin ich nicht hier."

„Stimmt, aber: Danke, dass Sie mich ins Bild gesetzt haben", schmunzelte Bernd Kellert, soweit ihm das der latent bohrende Schmerz erlaubte. „Und wie läuft da so die Zusammenarbeit mit den Pfarrern? Das stelle ich mir ganz schön kompliziert vor. Für beide Seiten." Judith Zoller lehnte sich zurück und dachte kurz nach. „Da haben Sie schon Recht. Leicht ist das nie. Wir sind genauso gut ausgebildet, immer aber hierarchisch untergeordnet. Aber ..." – wieder überlegte sie – „letztlich hängt es doch von den einzelnen Personen ab. Ob man persönlich miteinander klarkommt. Oder eben nicht."

Sie unterbrach sich kurz, sprach dann aber weiter und kam damit Kellert zuvor, der soeben einhaken wollte. „Vitus Mooslechner zum Beispiel" – „Genau nach dem wollte ich Sie gerade fragen", warf der Kommissar ein – „also der Vitus, der war ein guter Chef. Das merkt man schon daran, dass wir uns geduzt haben. Der hat nie den Chef raushängen lassen. Oder den Unterschied von Klerikern und Laien. Der wollte, dass wir gemeinsam Kirche gestalten. Und das geht nur, wenn man einander vertraut."

Judith Zoller rieb sich die Augen. „Sehen Sie: Ich bin jetzt seit acht Jahren hier in Polzingen. Das war gleich meine

erste Stelle. Und ich habe in dieser Zeit meine drei Kinder bekommen. Das hieß natürlich immer: Mutterschutz, Erziehungsurlaub, familiäre Auszeiten. Und Ersatz kriegt man für diese Ausfallzeiten natürlich nicht. Da fehlst du dann einfach. Mooslechner hat sich nie beklagt. ‚Wenn wir in der Kirche nicht froh sind um jedes einzelne Kind, wo denn dann?', hat er immer gesagt. Und es auch so gemeint."

Kellert nickte der Frau zu. Das passte sowohl in das Bild, das er persönlich von diesem alten Pfarrer hatte, als auch zu all den Informationen, die sie nun neu über ihn sammelten. „All das ist aber nicht normal?", schob er mit fragendem Tonfall nach. „Nein, wirklich nicht!", schoss es spontan aus Judith Zoller. „Gerade die jungen Pfarrer sind anders. Also, ich will nicht verallgemeinern. Auch da gibt es solche und solche. Klar. Aber eben doch viele, viele *solche*. Wie unseren Herrn Vikar. Eben, das habe ich schon richtig gesagt: *Herrn* Vikar. Die wollen die Zeiträder zurückdrehen. Wollen alles, aber keine gleichberechtigten Laien wie mich. Vor allem keine Frauen."

Ihre Gesichtszüge hatten sich verdüstert. Nein, das war keine Freundschaftsbeziehung zu Vikar Häferle, das war überdeutlich. „Lieber eine radikal geschrumpfte Kirche, die dem entspricht, was sie Wahrheit nennen, als Versuche, Menschen heute so anzusprechen, wie es in unserer Zeit einfach nötig ist." Sie schnaufte durch die Nase, blickte mit um Verzeihung bittendem Blick auf ihren Gesprächspartner und ergänzte: „Ach, Entschuldigung. Jetzt bin ich schon wieder bei diesen furchtbaren Binnenproblemchen meiner Institution. Das interessiert Sie doch gar nicht, ich weiß."

„Doch, das interessiert mich schon, Frau Zoller", widersprach der Kommissar. „Es kann gut sein, dass genau in diesen ‚Binnenproblemchen' – wie Sie das nannten – das

Motiv für diese Tat zu finden ist. Wir wissen es noch nicht. Aber ich halte das sogar für wahrscheinlich. Deswegen muss ich besser verstehen, was hinter den Kirchenmauern so vor sich geht. Verstehen Sie meine nächste Frage also bitte nicht falsch. Man liest ja jetzt so viel und hört es ständig in den Nachrichten. Können Sie sich vorstellen, dass Pfarrer Mooslechner irgendetwas mit ..." – er suchte nach Worten – „mit Missbrauch zu tun hatte? Oder Problemen mit dem Zölibat?"

Die Pastoralreferentin verstummte, ihre Augen weiteten sich. „Puh, da fragen Sie mich was ...", antwortete sie nach einer Weile. „Ich kannte den Vitus ja erst seit acht Jahren. Das dürfen Sie nicht vergessen. Und da war er schon ein alter Mann. Aber so, wie ich ihn kennengelernt habe, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass da etwas war. Er mochte Kinder, aber so ganz normal, verstehen sie. Ohne Verklemmung und ohne Scheu. Schlimm, dass man das heute schon betonen muss. Nein, da bin ich mir sicher: Wie bei der weit überwiegenden Mehrheit der Pfarrer ist dieser Generalverdacht absurd. Und unfair. Da muss ich meine Kollegen schon einmal in Schutz nehmen. Ich habe an die Priester und ihr Selbstverständnis schon viele Fragen, aber nicht auf diesem Gebiet. Stellen Sie sich mal vor, man würde alle Polizeibeamten automatisch mit einem solchen Verdacht belegen."

Kellert verzog das Gesicht und nickte. „Gut, da haben Sie auch wieder Recht. Wobei es eben diese Fälle gab und gibt, und eben leider nicht nur als Ausnahme." „Und jeder ist furchtbar. Und muss strafrechtlich verfolgt werden", bestätigte Judith Zoller sofort. „Von Ihnen, von der Justiz. Da sind wir uns völlig einig, Herr Kommissar. Aber da werden Sie bei Vitus Mooslechner nichts finden. Ich weiß, man

kennt niemanden so ganz genau. Aber in dieser Hinsicht würde ich für Vitus die Hand ins Feuer legen."

„Und in Sachen Zölibat?" fragte Kellert nach, der die alte Redewendung zur Genüge kannte. Und in seiner Berufsausübung schon üble Selbsttäuschungen erlebt hatte. Da wäre so manche Hand verschmort, wenn man das immer wörtlich genommen hätte. Aber diese Einsicht behielt er für sich.

„Das ist ja wohl ganz etwas anderes, oder?", entgegnete die Pastoralreferentin. „Missbrauch ist ein Verbrechen, ein furchtbares Verbrechen. Wenn Priester ihren Zölibat nicht einhalten, ist das allein eine Angelegenheit ihres persönlichen Gewissens und der Regeln ihres Dienstherren, also der Kirche. Wenn es da Beziehungen gibt, bei denen alle Betroffenen volljährig sind und wissen, was sie tun, was spricht dagegen? Das ist ein bisschen wie das Fremdgehen in einer Ehe. Nicht schön. Bestimmt belastend für alle Beteiligten. Mit all den Heimlichkeiten, Vorsichtsmaßnahmen und Verstellungen. Aber als Verbrechen kann man das nun wirklich nicht bezeichnen, oder?"

Der Kommissar hatte überrascht zugehört, wie realistisch diese kirchliche Mitarbeiterin auf den Kosmos der menschlichen Beziehungen blickte. „Völlig klar!", bestätigte er. „Aber wie war das nun bei Mooslechner?", hakte er nach. „Keine Ahnung. Das weiß ich nicht. Und dazu kannte ich ihn weder lange genug noch gut genug. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn er in einer Beziehung gelebt hätte. Warum sollten Pfarrer die nicht haben dürfen? Das hat mir nie eingeleuchtet. Selbst Petrus, der erste Papst, war verheiratet. Das steht nun einmal so in der Bibel, auch wenn manche das lieber nicht wahrhaben wollen. Aber Mooslechner? Ob es da Frauen gegeben hat? Davon ist mir nichts bekannt. Wirklich. Eigentlich kann ich mir das nicht vorstellen."

Sie dachte nach: „Er behandelte Frauen und Männer gleich. Da machte er keinen Unterschied. Da gab es keine Scheu, keine Schüchternheit, keine Verdrucksheit. Auch nichts Anzügliches oder so. Das machte die Arbeit mit ihm gerade so angenehm, verstehen Sie? Und das ist längst nicht bei allen seinen Amtsbrüdern so, wenn Sie verstehen, was ich meine." Sie ließ die Andeutung offen ausklingen. Kellert ahnte tatsächlich, was sie meinte, behielt das aber für sich.

Judith Zoller setzte ihrerseits noch einmal nach: „Gott, aber der war natürlich auch mal jung, der Mooslechner. Lange, bevor ich ihn kennenlernte. Keine Ahnung, was da so lief. Vielleicht fragen Sie da am besten seine Schwester, die Trudi. Die kennt ihn besser als jeder andere, glaube ich." Kellert nickte. „Gute Idee. Das werden wir tun." ‚Das soll Thiele übernehmen, der hat ja schon mit ihr gesprochen. Ich bin im Moment leider nicht ganz so mobil', dachte Kellert, überlegte aber weiter: ‚Nur: Ob die Schwester ihren Bruder ausgerechnet in dieser Hinsicht wirklich kannte? Das ist ja nicht gerade ein geschwisterliches Lieblingsthema, scheint mir. Aber gut: Das werden wir sehen.'

Irgendwie hatte Pucki nun doch den Weg ins Wohnzimmer gefunden. Sie schmiegte sich an die Beine der Pastoralreferentin, die sich das gern gefallen ließ. Dann aber zog die Katze doch den vertrauten Platz vor, schlich sich hinüber zum Sessel von Bernd Kellert, spannte die Beine an, sprang hoch und landete zielsicher auf dem Schoß des Kommissars. Der blickte kurz nach unten, schüttelte spielerisch den Kopf, kraulte der Katze dann aber das Fell und vergaß dabei fast, dass sie sich doch wieder durchgesetzt hatte.

„Ich will Ihnen doch noch etwas erklären", setzte Judith Zoller nach. „Wie die Unterschiede sind zwischen dem Pfarrer und dem Kaplan. Und deren Generation. Sie wissen

ja, dass es hier in Polzingen nicht mehr jeden Sonntag einen eigenen Gottesdienst gibt, zumindest keine Messe. Weil es die Herren im Bistum so entschieden haben. Die dachten sich das dann so, dass alle, die trotzdem einen Gottesdienst besuchen wollen, mit dem Auto hinüberfahren in die Gemeinde innerhalb der Seelsorgeeinheit, wo eben ein Gottesdienst angeboten wird. Ja, Pustekuchen! So funktioniert das eben nicht. Klar, einige fahren da hin. Aber manche sind zu alt, haben kein Auto, fühlen sich woanders nicht wohl, was weiß ich? Jedenfalls haben wir bald gemerkt, dass nicht einmal ein Drittel der normalen Gottesdienstbesucher sonntags zur Messe geht, wenn bei uns kein Angebot gemacht wird. Das können wir nachweisen."

Kellert hörte zu, hatte aber noch keine Ahnung, worauf die Pastoralreferentin hinauswollte. „Und?", fragte er unentschlossen. „Und das gefiel uns nicht! Dem Pfarrer nicht, mir nicht, dem Pfarrgemeinderat nicht. Das ist doch absurd: Da hast du viele Leute, die einen Gottesdienst besuchen wollen, und es scheitert am Angebot! Anstatt froh zu sein, dass es diese Leute noch gibt, schreckt man sie mit diesen neuen Maßnahmen ab. Und da haben wir Folgendes überlegt."

Sie grinste schelmisch in sich hinein. „Wenn es sonntags bei uns keine Messe gibt, bieten wir halt einen Wortgottesdienst an. Wir, also Barbara Winkler, die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates – ‚Frau Präsidentin', nennen wir sie heimlich – und ich. Wortgottesdienste dürfen wir ja auch halten, wir Laien. Wir Frauen. Das Bistum hat das zwar offiziell untersagt, aber wir hängen es einfach nicht an die große Glocke. Und Pfarrer Mooslechner hat das Ganze mitgetragen. ‚Ist doch gut, wenn die Leute in die Kirche kommen!', hat er gesagt. Dass wir Frauen das machen, war für manche erst eine Umstellung. Einige sind auch von Anfang an weg-

geblieben. Sollen sie, es zwingt sie ja niemand. Aber" – hier zwinkerte sie Kellert verschwörerisch zu – „andere sind auch extra deswegen gekommen."

„Kurz und gut: Das Ganze hatte sich wunderbar eingespielt. Bis der Herr Vikar kam." ‚Aha!', dachte Kellert, ‚jetzt geht es langsam um die Gegensätze!' „Der gute Herr Häferle war natürlich schockiert: Frauen halten allein einen Wortgottesdienst! Am heiligen Sonntag! Wo doch alle sich zur Messe versammeln sollen um den Tisch des Herren, und sei es mit langen Hinfahrten. Er forderte den Pfarrer auf, diese ‚Unsitte' sofort zu beenden, stellen Sie sich das vor! Er, der Jungspund, will dem mehr als Siebzigjährigen Vorschriften machen! Mooslechner hat versucht, ihm die Situation zu erklären, aber Häferle weiß ja schon alles. Will nichts lernen. Nicht von ‚diesen Alten', wie er das mal gesagt hat."

„Und wie ging die ganze Sache aus?", hakte der Kommissar nach. „Wie wohl?", gab Judith Zoller grinsend zurück. „Gut katholisch. Aber dieses Mal wirklich *gut* katholisch. Der gute Herr Vikar macht eine Eingabe beim Bischof, der Bischof weist den Herrn Pfarrer an, diese Gottesdienste einzustellen und der Herr Pfarrer macht es einfach nicht. ‚Sollen sie mich doch abberufen!', hat er gemeint. ‚Nur zu! Gern!' Er wusste genau, dass das nicht passieren wird. ‚Gott, was soll mir schon groß passieren', hat er gesagt. ‚Die sind doch froh, dass sie überhaupt noch Pfarrer haben.' Nur mich hat er aus der Schusslinie geholt. Ich arbeite zwar noch im Team mit, aber eher hinter den Kulissen. Denn ich, ich bin als Frau natürlich auf das Wohlwollen der ‚hohen Herren' in Friedensberg angewiesen. Tja, so sieht's aus."

„Das war dann aber für das Verhältnis von Pfarrer und Vikar nicht gerade förderlich, oder?", überlegte Kellert laut. „Nein. Die beiden wussten sowieso relativ schnell, woran sie

miteinander waren. Zweckgemeinschaft auf Zeit. Mit größtmöglicher Distanz. So schätze ich das ein", bestätigte Judith Zoller. „Nun, dazu werden wir den Herrn Häferle dann sicherlich auch noch befragen", sinnierte der Kommissar. Sofort bemerkte er den besorgten Gesichtsausdruck seiner Gesprächspartnerin und fügte hinzu: „Natürlich ohne jegliche Bezüge auf Sie und unser Gespräch, da können Sie ganz sicher sein. Ein ‚Beichtgeheimnis' gibt es bei der Polizei zwar nicht, wohl aber Verschwiegenheit. Zum Schutz aller Beteiligten."

Die Pastoralreferentin lächelte, nickte und nahm einen Schluck von dem Mineralwasser, das Beate Kellert ihr eingegossen hatte. Sie hatte das Glas während des Gesprächs ganz vergessen, trank nun hastig und gierig. „Puh, trockener Hals!", erklärte sie, als sie das Glas wieder abgesetzt hatte. Plötzlich tippte sie sich an die Stirn. „Da fällt mir doch noch etwas Anderes ein", rief sie. „Aber in ganz anderem Zusammenhang. Keine Ahnung, warum mir das jetzt gerade wieder durch den Sinn geht. Der Mooslechner hatte also nicht nur Ärger, wenn man es denn Ärger nennen will, mit seinem Mitarbeiter, sondern eine harte Auseinandersetzung mit seinem Vorgänger, dem Pfarrer Filipovic. Das muss in meinem ersten Jahr hier gewesen sein, also kurz nachdem ich angefangen habe."

„Und worum ging es da?", fragte Kellert nach. „Warten Sie mal, wie war das noch? Mal sehen, ob ich das noch zusammenbringe ...", überlegte Judith Zoller. „Genau! Also der Filipovic hat in seiner Zeit hier eine neue Mailverbindung im Pfarrhaus installiert: st.korbinian-polzingen@t-online.de. Und die hat Mooslechner dann einfach übernommen. Ohne das Passwort zu ändern. Mit Technik hatte er es nicht so, müssen Sie wissen." „Ja, und?", warf Kellert ein, der noch keinen Grund für einen Konflikt erkennen konnte.

„Nun ja: Irgendwann hat Mooslechner spitzgekriegt, dass Filipovic den ganzen Mailverkehr mit dem Pfarrhaus in Polzingen einfach weiter mitgelesen hat. Der war dann ja im Pfarrverband Betzenhofen, also weit weg. Und liest einfach die Mails weiter. Jahrelang. Das war natürlich ein Vertrauensbruch. Mooslechner war mächtig sauer und hat ihm seine Meinung gesagt. Ich habe das natürlich nur am Rande mitbekommen, war ja noch ganz neu. Aber das Wenige hat mir gereicht."

„Und wie hat Mooslechner das gemerkt?", hakte Kellert nach. „Ach, es ging um Geld. Um ein Problem mit der Kirchenverwaltung. Fragen Sie Dr. Bregnitzer, der weiß das sicherlich noch genauer. Ich glaube, es war so: Als Pfarrer hast du immer eine Art graue Kasse. Das ist nun einmal so. Und das weiß auch jeder. Da kriegst du mal direkt Geld zugesteckt, mal hier etwas überreicht. ‚Herr Pfarrer, Sie wissen schon, wie Sie es am besten verwenden.' ‚Geben Sie es den Bedürftigen.' Bei Geburtstagen, zu denen du gehst. Bei Taufen. Vor allem bei Beerdigungen. Einfach so. Manchmal per anonymem Brief im Briefkasten."

Sie hob die Hände. „Neben den üblichen Spenden natürlich. Per Klingelbeutel. Per Überweisung. Per Kirchgeld. Das ist ja alles offiziell und wird genau erfasst und dokumentiert. Aber es gibt eben auch andere Wege. So sind die Leute. Vertrauen den Pfarrern. Trotz aller Skandale. Und wenn Sie mich fragen: völlig zu Recht. Natürlich mag es schwarze Schafe geben, die dieses Geld nicht gut verwenden. Kann sein. Aber ich bin mir sicher: Die meisten geben es wirklich sinnvoll weiter. Spenden es für Projekte. Lassen es denen zukommen, die es wirklich brauchen. An Leute, die an ihrer Tür betteln. An all die Menschen, bei denen sie die direkte Not tagtäglich mit-

erleben. Wissen Sie, wie oft an die Tür eines Pfarrhauses geklopft wird?"

„Und wo ist das Problem?", fragte der Kommissar, dem die Brisanz noch nicht so recht einleuchtete. „Das kann ich Ihnen sagen", erwiderte Judith Zoller. „Du kannst all das nicht offiziell verbuchen. Das geht einfach nicht. Da wirst du verrückt. Jeden Euro einzeln nachweisen, eingehende, ausgehende? Pfarrer sind schon so völlig überlastet mit bürokratischen Aufgaben. Sind mehr beschäftigt mit Haushaltsentwürfen als mit Seelsorge. Furchtbar! Wenn du dann auch noch diese kleinen Zwischenaktivitäten dokumentieren musst, brichst du endgültig zusammen. Und kann man gerade diese Ausgaben wirklich einzeln begründen? Welche Rubriken machst du da auf? ‚Betteln an der Haustür'/‚Betteln unterwegs'/‚Armutsbekämpfung'/‚Wiedereingliederungsmaßnahme'/‚Mitleid'? Das wäre kalte Bürokratie."

„Und deshalb?" „Deshalb gibt es zwei Typen von Pfarrern", ergänzte die Pastoralreferentin: „Die einen, die das Ganze pauschal ablehnen: ‚Ich nehme nichts, ich gebe nichts.' ‚Wer etwas spenden will, hat mehr als genug offizielle Möglichkeiten dazu.' Sauber, aber – wenn Sie mich fragen – herzlos und dumm. Wenn die Leute doch helfen wollen! Also das ist jedenfalls der erste Typ. Der zweite bildet die Mehrheit: ‚Gutes tun und schweigen.' Das ist für Bürokraten natürlich schwer auszuhalten. Graue Kassen! Und Filipovic war ein Bürokrat. Und hat in den Mails irgendetwas mitbekommen über einen größeren Betrag. Über den zwischen Mooslechner und der Kirchenverwaltung verhandelt wurde. Für welchen Zweck der einzusetzen wäre. Blöderweise so, dass Filipovic das eben mitlesen konnte und Mooslechner prompt androhte, ihn beim Bischof anzuzeigen. Als Mit-

bruder im geistlichen Amte. Die Herren Pfarrer sind sich eben untereinander auch nicht grün!"

Judith Zoller grinste schief und fuhr fort: „Und da muss der Vitus Mooslechner seinem Vorgänger also ziemlich deutlich die Meinung gegeigt haben. Das hat damals dann doch Wellen geschlagen. Und man konnte ihm nichts nachweisen, weil es sich um eine offizielle, pünktlich verbuchte Spende handelte. Was man den Mails so aber nicht hatte entnehmen können. Und eine graue Kasse war auch nicht auffindbar. Weil genau das ja der Vorteil von grauen Kassen ist", fügte sie verschmitzt hinzu. „Filipovic war öffentlich blamiert. Und musste sich entschuldigen. Mooslechner seinerseits hat die Passwörter des Mail-Accounts geändert. Ändern lassen, genau gesagt. Er selbst hatte davon ja keine Ahnung. Zu spät, natürlich. Den Konflikt hätte er sich ersparen können. So war es wieder ein Baustein mehr in einem langen, zermürbenden Prozess, der ihn müde werden ließ."

„Äh, die gibt es wirklich, diese grauen Kassen?", fragte Kellert in das Schweigen hinein, das sich nach diesen Ausführungen ergeben hatte. „Ja, klar. Überall. Weil sie sinnvoll sind. Alles andere wäre ein unverhältnismäßiger Aufwand. Und Sie glauben nicht, was man dadurch alles bewirken kann. Unauffällig. Direkt."

Bernd Kellert überlegte. Eigentlich widersprach eine solche Lösung seiner Beamtenseele. Wäre die Verführung nicht zu groß, hier Mittel für sich selbst abzuzweigen? Andererseits leuchtete ihm ein, dass man so wirklich Sinnvolles leisten konnte. Er war sich unsicher. Das würde er mit seiner Frau noch einmal besprechen wollen. Nicht jetzt. Judith Zoller musste noch etwas loswerden.

Ihr war die ganze Situation noch einmal klar geworden: Warum sie hier bei dem Kommissar zu Besuch war. Worum

es ging, im Kern ihrer Gespräche. „Und es war also wirklich Mord? Der Vitus ist wirklich absichtlich und gezielt umgebracht worden? Steht das nun fest?“ Sie war offensichtlich völlig verstört, dass man gerade diesen Menschen getötet hatte. Denn dass sie ihren Chef sehr geschätzt hatte, war Kellert nun endgültig klar. „Ja, leider. Daran besteht kein Zweifel“, erwiderte er. „Kein Unfall, kein Versehen. Da ist jemand sehr strukturiert vorgegangen. Das war Mord. Eiskalt und brutal. Es tut mir leid, das sind die Tatsachen, denen wir uns stellen müssen.“

Die junge Frau musste schlucken. Sie kämpfte sichtlich um die Beherrschung, die sie bis jetzt so perfekt präsentiert hatte. „Ausgerechnet der Vitus“, murmelte sie. „Warum nur? Das kann ich mir einfach nicht vorstellen. Ich grübele immer wieder darüber nach. Aber da reicht meine Phantasie nicht aus.“

Dann riss sie sich innerlich wie äußerlich zusammen. „Ich müsste langsam mal los“, stellte sie in ganz anderem Tonfall fest, professionell, ruhig. „Drüben in Wibbersfeld haben wir den Morgenkaffee der Senioren. Mit einem Reisebericht von einem kirchlich sehr aktiven Ehepaar, den Neids, Georg und Uschi. Über ihre Reise nach Bolivien. Da sollte ich schon vor Ort sein. Oder brauchen Sie mich noch?“ Kellert schüttelte den Kopf. „Nein, das passt. Wir bleiben in Verbindung. Bitte rühren Sie sich, wenn Ihnen noch irgendetwas einfällt, was uns bei der Lösung des Falles helfen könnte.“

## 12.

Nichts Neues von der KTU. Keine verwertbaren Spuren, die den Fall voranbringen könnten. Immerhin: Die Kriminaltechniker hatten bestätigt, dass nur eine einzige als Rotwein

etikettierte Flasche, noch zu zwei Dritteln gefüllt, mit Zyankali versetzt war. In fünf weiteren, genau gleich aussehenden Literflaschen befand sich Traubensaft, in dem freilich noch ganz leichte Spuren von echtem Wein nachweisbar waren. Minimal. In achtzehn weiteren, in einem rückwärtigen Lagerregal der Sakristei aufbewahrten Flaschen befand sich ausschließlich jener Wein, der auf den Etiketten ausgewiesen war.

‚Hatte die vergiftete Flasche schon länger dort im Lager gelegen? War sie zufällig gerade jetzt zum Einsatz gekommen? Hatte also der Zufall den Moment bestimmt? Oder war die Flasche bewusst und zielgerichtet für den Einsatz gerade an diesem Sonntag präpariert und bereitgelegt worden? Von jemandem, der dann ständig einen Zugang zur Sakristei haben musste?' Dominik Thiele gingen viele Fragen durch den Kopf, auf die er im Moment keine Antworten hatte. Nicht einmal eine konkrete Idee, wie er zu Lösungen gelangen könnte.

Der Kommissar schüttelte den Kopf, als er die aus diesen Informationen bestehende Mail seiner Kollegin vorlas. ‚Schade, aber das wäre auch zu einfach gewesen', dachte Thiele. ‚Kellert hat das sofort geahnt. Der weiß so etwas von Anfang an. Ich würde ihm nur zu gern beweisen, dass ich den Fall auch ohne seine Hilfe lösen kann. Wie macht er das immer? Puzzlestücke zusammentragen! Bis sie ein erkennbares Muster ergeben!' „Sie leiten jetzt den Fall", hatte ihm Dr. Jacobs, der Polizeipräsident, versichert. „Ganz offiziell. Bis Kellert wieder gesundgeschrieben ist. Ich verlasse mich auf Sie!" ‚Das kann er auch!', hatte Thiele gedacht. Und das dachte er noch immer.

Es klopfte an der Tür des gemeinsamen Büros. Thiele war sowieso aufgestanden, ging ruhelos zwischen den eng ge-

stellten Büromöbeln auf und ab, also konnte er auch öffnen. Normalerweise hätte er das Hannah Mellrich überlassen. Im Gang wartete eine junge, vielleicht Anfang dreißigjährige Frau vor der Bürotür. Thiele bat sie gleich herein, nahm ihr den Mantel ab, hängte diesen an den dafür bestimmten Haken, lächelte ihr zu und wies ihr den Platz vor seinem Schreibtisch zu. ‚Wenn er will, kann er echt charmant sein', ging es Hannah Mellrich durch den Kopf.

„Entschuldigen Sie, dass ich hier einfach so unangemeldet hereinplatze", begann die ganz offensichtlich redegewohnte Frau. „Mein Name ist Birte Friedrichsen. Ich bin die evangelische Pfarrerin von Polzingen. Unser Kirchenkreis ist natürlich größer, schließlich sind ja hier nur ungefähr ein Viertel aller Bewohnerinnen und Bewohner evangelisch, aber Polzingen gehört eben dazu."

Hannah Mellrich schaute sich die Frau mit neuem Interesse an. ‚So sieht also heutzutage eine evangelische Pfarrerin aus', dachte sie. Eine freundlich blickende, mittelgroße, nicht schlanke, aber auch nicht korpulente Frau mit mittellangem, brünettem Haar. Jeans, Bluse, Jackett. Sympathisch. Unauffällig. Vertrauenswürdig. Selbstbewusst. „Ich dachte, ich komme am besten selbst vorbei", erklärte sie gerade. „Ich kannte den Vitus natürlich. Also den Pfarrer Mooslechner. Wir haben gut zusammengearbeitet. Das ist ja nicht selbstverständlich. Also dieser junge Kaplan zum Beispiel" – „Vikar Häferle?", warf Hannah Mellrich ein –, „Häferle heißt der, genau der, der ignoriert mich völlig. Schaut an mir vorbei, wenn wir uns begegnen. Gibt mir nicht die Hand, als hätte ich eine ansteckende Krankheit. Ja, habe ich ja auch, die schlimmstmögliche in seinen Augen: Ich bin eine Frau!"

Sie lachte laut, warmherzig, ganz ohne Häme. „Also das gibt es natürlich: völlige Eiszeit in Sachen Ökumene. Übri-

gens auch umgekehrt: Auch manche meiner evangelischen Kolleginnen und Kollegen verweigern von sich aus jegliche Zusammenarbeit mit Katholiken. Schlimm, aber es ist so. ‚Antichrist', hat Luther den Papst damals genannt. Das wirkt nach. Als hätten wir heute nicht andere Probleme!" Wieder lachte sie. „Aber zwischen Vitus Mooslechner und mir war Ökumene kein Problem. Er war da ganz offen und ich war ihm für seine große Erfahrung und väterliche Menschennähe dankbar."

„Aber deswegen allein werden Sie sich kaum hierherbemüht haben", ergriff Thiele das Wort. ‚Er mag es nicht, wenn Frauen die Regie übernehmen', ging es Hannah Mellrich durch den Kopf. Das war ihr nun schon zum wiederholten Male aufgefallen. ‚Frauen, die wissen, wie sie ihr Wort machen. Selbstbewusst sind. Und klug. Dann ist er sich seiner eigenen Rolle nicht sicher. Und muss seine Führungsposition immer wieder einfordern. Das hat ein Bernd Kellert natürlich nicht nötig.'

Sie betrachtete den Kollegen unauffällig. Genau, er stand unter Stress. ‚Und dann auch noch vor mir. Da will er sich umso deutlicher beweisen. Komisch, er hat doch selbst eine starke Frau', ging es ihr durch den Kopf. ‚Verena ist doch auch eine völlig selbstbewusste Person. Ah: vielleicht gerade deshalb!'

Birte Friedrichsen war in ihrer Rolle vollkommen zu Hause. „Nein, natürlich nicht!", stimmte sie nickend zu. „Aber mir geht da eine Sache nicht aus dem Kopf. Ob die nun mit dem furchtbaren Mord etwas zu tun hat, das weiß ich selbstredend nicht. Aber das müssen ja auch Sie beurteilen, nicht ich." „Was für eine Sache denn?", mischte sich Hannah Mellrich ein. Sie war ja schließlich auch noch da. Ohne Bernd Kellert als Chef hatte sie das Gefühl, viel stärker

um ihren eigenen Platz kämpfen zu müssen. Obwohl Thiele ihr objektiv viel Raum ließ. Aber die Zuteilungen und gegenseitigen Einschätzungen waren unklar.

„Die Sache mit dem Kirchenasyl. Haben Sie davon schon gehört?“ Mellrich und Thiele blickten sich an, hoben die Augenbrauen und schüttelten in fast synchroner Bewegung die Köpfe. „Haben wir nicht!“, entgegnete der Kommissar. „Das wundert mich nicht. Darüber spricht man nicht gern in Polzingen“, triumphierte die evangelische Pfarrerin: „Eines der Tabuthemen. Übrigens sowohl bei den Katholiken als auch bei uns. Denn das zumindest gibt es in jedem Fall: eine Ökumene des Vergessens und Verschweigens.“

‚Red nicht so klug daher, komm zur Sache!‘, dachte Dominik Thiele, bewahrte aber das höflichste Lächeln. „Das war im Frühjahr 2016. Als die große Flüchtlingswelle nach Deutschland kam. Sie erinnern sich natürlich.“ Die beiden Polizisten deuteten ein Nicken an. „Nun, irgendwann wurden damals alle Landkreise aufgefordert, Flüchtlinge aufzunehmen und unterzubringen. So auch wir in Friedensberg-Land. Und man fand dann ja auch einige alte, leerstehende Gasthäuser. Ach, das brauche ich Ihnen ja gar nicht alles zu erzählen. Wie schön das war mit der Hilfsbereitschaft der Menschen am Anfang. Wie schwierig das wurde auf Dauer. Welche Feindschaft und Aggression plötzlich da war.“

„Und Angst“, warf Thiele ein. „Ja, auch Angst. Da haben Sie Recht. Was ich sagen wollte: Mooslechner und ich, wir waren uns einig. Da muss die Kirche helfen. Jesus war auf der Seite der Heimatlosen und Flüchtlinge. Das ist im Neuen Testament eindeutig so. ‚Ich war fremd, ihr habt mich aufgenommen‘, Matthäus 25,35. Eines der sieben ‚leiblichen Werke der Barmherzigkeit‘. So nennen die Kirchen das. Also haben wir hier die Helferkreise gegründet. Quer über alle

Konfessionen und Weltanschauungen hinweg. Katholische, Evangelische, Evangelikale, aus der Kirche Ausgetretene, erklärte Atheisten, Gewerkschaftler, Linke. Das spielte alles keine Rolle. Diese Helferkreise funktionieren zum Teil auch noch bis heute."

Thiele sagte nichts mehr. Dass man bei einigen Punkten zu der Politik damals und zum Umgang mit den Flüchtlingen insgesamt mit guten Gründen auch andere Meinungen haben konnte, wusste er. Innerhalb der Polizei war das Thema durchaus umstritten. Da hörte man Solches und Solches. Aber all das war ja jetzt hier nicht relevant. ‚Zuhören, einfach nur zuhören!', ermahnte er sich. Hannah Mellrich hingegen schaute nicht nur neutral, sie war es in dieser Angelegenheit auch.

Birte Friedrichsen blickte vom einen zu der anderen. Jetzt steuerte sie auf den Hauptpunkt zu, soviel war klar. Sie wusste, wie man Reden komponierte und auf ein Ziel hin zuspitzte. „Unter den Flüchtlingen war diese Meskerem. Eine junge Frau, Mitte zwanzig, aus Äthiopien. Hatte die Flucht irgendwie geschafft. Sie muss unterwegs Furchtbares erlebt haben. Aber darüber sprach sie nie. Mit niemandem. Auch nicht mit mir." Sie schüttelte den Kopf, als sie sich die Erinnerungen wieder vor Augen holte.

„Einen Pass hatte sie natürlich nicht. Und auch bei den Gesprächen mit den offiziellen Behördenvertretern – alles ausschließlich Männer! – blieb sie meistens stumm. Obwohl sie Englisch verstand. Wie sollte sie da einen Asylantrag stellen? Dazu war sie eigentlich kaum fähig. Aber dass sie schwerst traumatisiert war, das konnte jede und jeder sehen. Jede und jeder, der sehen wollte. Aber damals, bei den Hunderttausenden von Flüchtlingen, wollten eben viele nicht so genau hinsehen. Wenn wir uns nicht für sie

eingesetzt hätten, wäre sie wahrscheinlich schnell wieder abgeschoben worden."

Die Pfarrerin blickte die beiden Polizeibeamten an: „Wenn du so einen Menschen direkt vor dir hast, langsam kennenlernst, immer besser kennst, dann wird vieles anders. Dann ist das nicht ein namenloser Fall, keine bloße Nummer auf einer langen Liste, sondern diese Meskerem. Dieser Mensch. Gequält, misshandelt, vergewaltigt. Entschuldigung ..." Eine Träne hatte sich den Weg aus dem rechten Augenwinkel gebahnt. Und die Stimme versagte. Sie fingerte ein Papiertaschentuch aus der rechten Hosentasche, betupfte die Augen, schluckte, stieß Luft durch die Nase. Langsam bekam sie sich wieder in den Griff. Hannah Mellrich hatte ein Glas mit Mineralwasser gefüllt und reichte es ihr wortlos hinüber. Dankbar nickte Birte Friedrichsen, trank einen großen Schluck und räusperte sich.

„Danke! Sie sehen, das nimmt mich heute noch mit. Unprofessionell, wie das ist, aber ich komme da an meine Grenzen. Nun, wir haben also versucht, wenigstens erst einmal eine Duldung für sie zu erreichen. Das wäre auch gegangen. Dann hätte sie hierbleiben können. Aber dazu hätte sie sich zuvor noch vier Wochen in Deutschland aufhalten müssen. Vier Wochen! Dann hätte sie einen Aufenthalt von sechs Monaten in Deutschland nachweisen können. Sonst hätte sie laut Dublin-Abkommen nach Italien zurückgemusst, wo sie zuerst in Europa angekommen war. Aber wie so viele andere auch: Für eine Rückführung nach Italien war sie viel zu schwach. Und man weiß ja, was da so alles läuft."

‚Weiß man das?', dachte Dominik Thiele, fragte aber nach: „Und was *ist* dann passiert?" „Dann haben der Vitus und ich beschlossen, sie in ein Kirchenasyl aufzunehmen. Für die vier Wochen. Damit hätte sie erst einmal diese Duldung

erhalten. Ganz offiziell. Und der Staat gewährt den Kirchen ja diese Möglichkeit. Holt im Normalfall keinen Flüchtling aus dem geschützten Raum der Kirchen oder der Pfarrhäuser heraus. Da waren wir uns also einig."

‚Nicht so leicht, da einfach so einen rechtsfreien Raum zu schaffen', ging es Thiele durch den Kopf. Auch darüber wurde in Polizeikreisen heftig und völlig kontrovers diskutiert. „Die Frage war nur: wohin?", fuhr die evangelische Pfarrerin ungerührt fort. „Bei uns war das fast unmöglich. Ich habe vier Kinder zwischen fünf und elf. Sie können sich vorstellen, wie es da bei uns zugeht." ‚Wow, vier Kinder! Danach siehst du aber nicht aus!', dachte Hannah Mellrich mit Respekt. ‚Dann bist du wahrscheinlich auch ein bisschen älter, als ich das zunächst angenommen habe.'

„Unser Pfarrhaus ist klein. Es beherbergt ja auch noch das Pfarrbüro. Und meine Mutter wohnt auch noch bei uns, die konnte ihre Wohnung allein nicht mehr halten. Als mein Vater gestorben ist. Da ist sie halt zu uns gezogen. Das ist schon im Normalzustand ein einziges Chaos. ‚Also, wenn auch noch die Meskerem bei uns einzieht, ziehe ich aus', hat mein Mann erklärt. Und das hat er tatsächlich so gemeint. Ich konnte ihn ja sogar verstehen. Er wird sowieso schon ständig in die Gemeindeangelegenheiten mit hineingezogen, obwohl er doch am Gymnasium in Friedensberg arbeitet. Mathe und Informatik."

‚Da werde ich die Ena mal fragen, ob sie den Kollegen kennt', dachte Dominik Thiele an seine Frau. ‚Ah, könnte schwer werden!', ging es ihm dann durch den Kopf. ‚Ich kenne den Namen nicht. Denn ich bin mir sicher: Die gute Birte hat ihren alten Familiennamen behalten. Und ihr Mann den seinen. Sie ist genau der Typ.'

„Und da hat Mooslechner sich angeboten, Meskerem in seinem Pfarrhaus aufzunehmen. Platz genug war ja vor-

handen. Es gibt da eine Einliegerwohnung mit eigenem Zugang und eigenem Sanitärbereich. Das wäre also schon gegangen. Und wir hätten eine weibliche Rundumversorgung organsiert.“ ‚Wäre? Hätte?‘, Hannah Mellrich hatte den Konjunktiv herausgehört.

„Ja, was glauben Sie, was dann losging?“, ereiferte sich die Pfarrerin. „Der Vitus wollte das nicht ohne seine Gremien durchziehen, also Kirchenverwaltung und Pfarrgemeinderat. Hat sie also informiert. Und auf ihre Zustimmung gehofft. Aber da ging ein Gewitter los. ‚Eine Frau im Pfarrhaus!‘ ‚Eine Asylantin bei uns!‘ Ich erspare Ihnen die Details. Natürlich gab es auch Unterstützung. Und sachliche Diskussion. Die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates war eine große Hilfe. Aber Dr. Bregnitzer zum Beispiel, den kennen Sie ja ...“ – Thiele und Mellrich nickten bestätigend – „... hat natürlich die Position der Bundes- und Landespolitik stark gemacht. Und von daher das Kirchenasyl abgelehnt. Und viele haben sich ihm angeschlossen.“

Sie hob die rechte Hand. „Gut, diese Positionen kann man ja auch haben. Ich stimme dem nicht zu, kann das aber akzeptieren, wenn Menschen so denken. Schlimmer waren die Emotionen, die unterhalb der Argumentation hochkochten. Da war Hass! Blanker Hass. Verleumdungen und Anschuldigungen und Beschimpfungen. Was er da für Mails und Briefe bekommen hat, der Vitus! Das können, das wollen Sie sich nicht vorstellen! Ich war auch Opfer dieser Empörungslawine, natürlich. Mit gleicher Münze.“

Sie schüttelte sich. „Gut. Das muss man aushalten können. Konnten wir auch. Und das muss man vergessen können. Können wir auch, zumindest oberflächlich. Es hat sich dann ja auch anders ergeben. Wir waren noch mitten in den Überlegungen, da war die Meskerem plötzlich verschwunden. Mit

zwei anderen Äthiopiern, die ich nur oberflächlich kannte. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Irgendjemand hat erzählt, dass sie sich nach Niedersachsen durchgeschlagen haben. Und dort illegal gelebt haben. Zumindest eine Zeitlang. Keine Ahnung, ob das nur ein Gerücht ist oder ob das stimmt. Und was dann aus ihnen wurde, weiß ich nicht. So war das!"

Birte Friedrichsen schüttelte sich. „Aber Sie können sich wahrscheinlich vorstellen, dass dieser Konflikt noch lange nachgewirkt hat. Wir hatten Kirchenaustritte deswegen, evangelisch wie katholisch. Wieder eine neue Form der Ökumene: verbunden als Zielscheibe der Proteste von rechts. Und in den Gemeinden hat es gebrodelt. Nein, vergessen ist das nicht, glauben Sie mir! Vitus hat mir mal gestanden, dass er damals ernsthaft überlegt hat, in den Ruhestand zu gehen, egal, was sein Bischof darüber gedacht hätte. Er hat sich dann anders entschieden. Aber er hat sich in seiner Gemeinde nie wieder so ganz zu Hause gefühlt. Vorbehalte gespürt. Und selber Vorbehalte gegen einige seiner ‚Schäfchen' gehabt. So hat er das mir einmal anvertraut, der Vitus." Sie blickte ernst.

„Und jetzt dazu, warum ich hier bei Ihnen bin: Weil es damals eben auch Drohungen gegeben hat. Gegen mich, aber vor allem gegen ihn. Morddrohungen. Anonym natürlich. Und so formuliert, dass man nicht weiß, ob man das ernst nehmen muss. Er hat sie ignoriert. Mir auch nicht gezeigt. Aber aus heutiger Sicht bin ich mir nicht mehr ganz so sicher, ob wir das damals nicht hätten ernster nehmen müssen. Wir sind natürlich nicht zur Polizei gegangen. ‚Stell Dir vor, Birte: Wäre Jesus damals zur Polizei gegangen: ‚Hallo, man bedroht mich!?' Völlig lächerlich!', hat er gesagt und gelacht."

„Umso besser, dass Sie jetzt hier sind, Frau Friedrichsen", bestätigte Dominik Thiele die Pfarrerin. Hier ging es um seinen Fall. Nicht um persönliche Meinungen. Bei denen er sich auch gar nicht sicher war. „Von all dem hören wir heute tatsächlich zum ersten Mal. Da gibt es also wohl tatsächlich ein großes Tabu. Etwas, an das sich niemand gern erinnern will. Ob es etwas mit dem Mord an Pfarrer Mooslechner zu tun hat, das werden wir sehen. Die Umstände sprechen meines Erachtens nicht unbedingt dafür. Der Einsatz von Gift. Die ganze Vorgehensweise. Aber wir werden sehen."

Hannah Mellrich brachte die Pfarrerin zur Tür des Polizeipräsidiums. „Sie sind nicht von hier, oder?", fragte sie. Die ganze Zeit schon war ihr aufgefallen, dass Birte Friedrichsen keinerlei Dialekt sprach. Zumindest hatte sie – als gebürtige Pfälzerin ja selbst in Friedensberg eine Art ‚Zugewanderte' – keine derartigen Spuren entdecken können. Klar sprach sie, sehr deutlich, zum Teil wie gedruckt. ‚Oder wie Sprecherinnen aus dem Fernsehen', dachte Hannah Mellrich. ‚Ein bisschen kühl', fügte sie in Gedanken hinzu. ‚Irgendwie sehr kompetent, aber nicht warmherzig. Der hört man gern zu, aber vertraut man der auch seine tiefsten Sorgen an?'

„Ich? Von hier?", belustigt blickte die Pfarrerin auf die Polizistin. „Gott bewahre!", stieß sie vielleicht etwas zu spontan aus. „Nein, nein. Ich komme aus der nordelbischen Landeskirche. Hört man das nicht? Aber sie wissen ja: wo einen die Liebe hintreibt..." ‚Weiß ich das?', überlegte Hannah Mellrich mit einem leichten Anflug von Bitterkeit. Aber das ließ sie sich nicht anmerken. „Danke nochmal", verabschiedete sie Birte Friedrichsen mit einem vertraulichen Lächeln. „Wir werden Ihre Auskünfte nicht vergessen. Das hilft uns beträchtlich! Alles Gute!"

## 13.

„Erstaunlich, was man so erfährt, wenn man mal an der Oberfläche kratzt, oder?“, kommentierte Kommissar Thiele das zurückliegende Gespräch. „Du denkst, alles läuft ganz normal in so einer Gemeinde, aber wenn du mal genauer hinschaust, entdeckst du nichts als Probleme und unerledigte Konflikte.“ „Das, Dominik, ist eben normal, genau das!“, entgegnete Hannah Mellrich. „Egal ob bei Kirchens, in Vereinen oder Parteien. Oder hier bei uns, in der Polizei. Wo so viele Menschen zusammenleben, braucht es ein oberflächliches Miteinander-Auskommen. Aber darunter gibt es alles: Eifersucht, Neid, Hass. Klar, auch Freundschaft, Einsatz, Gemeinsamkeit. Beides. So ist das einfach. Warum sollte das in der Kirche anders sein?“

„Ja, warum? Das weiß ich auch nicht“, überlegte Thiele. „Aber ich habe das einfach immer vorausgesetzt. Gerade weil ich ja eigentlich nicht dazugehöre. Oder kaum. Ich dachte immer, dass wenigstens bei denen die Welt ein bisschen mehr in Ordnung ist als anderswo. Wieder eine Illusion weniger!“ Er straffte sich. Blickte auf seine Armbanduhr. Überlegte.

„Gut. Weiter geht's! Hannah, fahr du doch bitte noch einmal hinaus nach St. Korbinian“, bestimmte der Kommissar, nachdem er in seinen Unterlagen geblättert hatte. „Rede mit diesem Reinhard Severin, diesem Diakon, was immer das nun wieder genau ist. Aus dem werde ich noch nicht so recht schlau. Vielleicht kennt er den Laden dort besser, als er das bisher zu erkennen gegeben hat. Der redet ja nicht viel. Egal: Fühl ihm auf den Zahn. Okay?“ Sie nickte. „Ach ja: Und wenn du diesem Organisten, diesem Pfeifenraucher, begegnen solltest. Auch bei dem weiß ich noch nicht, was

ich von ihm halten soll. Du etwa? Hak' da doch auch noch einmal nach. Vielleicht bestellst du ihn dir telefonisch zu einem Termin. Sicher ist sicher."

Hannah Mellrich nickte ihrem Interims-Chef erneut wortlos zu, schnappte sich die Schlüssel des Dienstwagens, drehte sich in der Tür des Büros im Präsidium aber noch einmal um und fragte: „Und du?" Nur für den Fall, dass er vergessen sollte, dass sie eigentlich Kollegen waren, wenn auch mit unterschiedlichem Dienstgrad.

Diese Spitze schien der Kommissar aber gar nicht wahrzunehmen. „Ich fahre zu diesem Altenheim, in dem die Schwester von Mooslechner lebt. Hat der Chef mir aufgetragen. Es gibt da noch einige Fragen, die sie uns vielleicht beantworten kann." Er grinste. „Es ist ja nicht so, dass Bernd Kellert sich aus diesem Fall total heraushalten würde. Chef bleibt Chef. Ist ja auch gut so. Also: bis später!"

Eine knappe Stunde später saß Hannah Mellrich in einem kleinen Besprechungsraum des Gemeindezentrums von St. Korbinian. Wenigstens nicht wieder in diesem großen, kalten, etwas heruntergekommenen Gemeindesaal! Diakon Reinhard Severin hatte den Raum gerade verlassen, um einen Kaffee zu holen, den er offensichtlich vorsichtshalber aufgebrüht hatte. Im Regal fiel ihr ein Buch auf, dessen ungewohntes Cover sie neugierig machte. „Kinderbibel. Die beste Geschichte aller Zeiten" hieß der vollmundige Titel, präsentiert von einer stilisierten Jesusfigur, die mit den Händen eine Herzform bildete. Sie blätterte neugierig, fasziniert von den ungewohnten Bildern, die witzig und ernsthaft zugleich waren.

„Ganz neu!", kommentierte der Diakon, als er den Raum wieder betrat. „Neue Kinderbibel. Mit Bildern von Tobias Krejtschi. Ein wunderbarer Illustrator! Wirklich großartig."

Er stellte Tassen und Kanne auf einen Tisch, goss zwei Tassen ein, wies Hannah Mellrich einen Platz zu und setzte sich ihr gegenüber. „Aber deswegen sind Sie nicht hier. Was kann ich für Sie tun? Wir haben ja gestern schon alles gesagt, was wir wissen. Also mir ist nichts weiter eingefallen, was für Sie von Interesse sein könnte." Schwarzer Anzug, weißes Hemd, ein seltsam straffer weißer Kragen, akkurat gekleidet: Die Polizistin hätte diesen Mittvierziger auch als Pfarrer durchgehen lassen.

„Wie lange kannten Sie denn den Pfarrer Mooslechner schon?", eröffnete die Kriminalassistentin das Gespräch. „Gott, wie lange kannten wir uns, der Herr Pfarrer und ich?", überlegte der Diakon. ‚Wohl keine Duzbeziehung!', notierte Hannah Mellrich. „Wissen Sie, ich bin ja hier zu Hause. In Polzingen geboren. Und wohne immer noch hier. Als der Mooslechner Vitus vor – warten Sie – zwölf Jahren hierherkam, da war ich noch ein ganz normales Gemeindemitglied. Ich war ja Optiker. Also: spezialisiert auf die Herstellung von Kontaktlinsen. Da gibt es hier vor Ort ja den Wertinger. Der Betrieb ist deutschlandweit bekannt. Bei denen habe ich gelernt und gearbeitet."

Verwirrt unterbrach die Polizistin seinen Gedankengang. „Wie, Optiker? Ich denke, Sie sind Diakon! Das müssen Sie mir jetzt aber erklären. Und Vorsicht: Ich kenne mich mit Kirche nicht so genau aus. Also bitte: So, dass ich es verstehen kann!"

Der Diakon musterte die junge Frau vor sich mit neuem Interesse. Für ihn war klar, dass man zur Kirche gehörte. Sicherlich, er wusste, dass man anderswo, in den Großstädten, im ‚Osten', nicht mehr selbstverständlich christlich war. Aber in seiner Welt, hier in Polzingen, war das anders. Da war man katholisch. Oder evangelisch, aber das waren

hier nur etwa ein Viertel der Leute. Muslime gab es seit einigen Jahren natürlich auch. Aber die nächstgrößere Stadt, Friedensberg, war ein Bischofssitz. Da lief natürlich nichts ohne ‚die Kirche'. Und nun sprach er also gerade mit einer jungen, ganz normal aussehenden Frau, die seine Welt gar nicht zu kennen schien!

Er räusperte sich. „Ja, dann! Wissen Sie, das Diakonat ist eine ganz alte Tradition. Von uns ist schon im Neuen Testament die Rede. ‚Diener' sind wir, genau das. So einfach lässt sich das Wort übersetzen. Wir helfen da aus, wo man uns in der Kirche braucht. Aber Moment, ich sollte genauer sein: Ich bin ‚ständiger Diakon', so lautet offiziell die Bezeichnung. Lange Zeit gab es das gar nicht. Da war das Diakonat so eine Art Vorstufe zur Priesterweihe. Aber wir sind es eben auf Dauer."

‚Erstaunlich, wie unscheinbar dieser Mann ist', wunderte sich die Polizistin. ‚Ich kann mir das Gesicht einfach nicht merken. Das ging mir ja schon bei der ersten Begegnung so. Und jetzt wieder.' Es fiel ihr auch schwer, ihm zuzuhören. Er sprach ohne große Satzmelodie, ohne starke Betonung. Man hörte eine sanfte Stimme, aber sie wirkte fast wie eine bloße Hintergrundmusik. ‚Konzentrier dich!', gab sich Hannah Mellrich mit auf den Weg. Der stillose, rein funktionale Raum bot keinerlei Abwechslung.

„Und wie ist das nun mit Ihrem eigentlichen Beruf?", fragte sie in den Stimmfluss hinein. „Genau, das ist so", erwiderte ihr Gegenüber, ohne sich über die Unterbrechung zu beklagen. „Also früher, in den ersten Jahrhunderten der Kirche, da gab es Diakone, die das Amt in Vollzeit ausübten. Das hatte man dann aber für lange Zeit vergessen. Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil, also der letzten großen allgemeinen Versammlung der Kirche. Der katholischen,

natürlich. Das war in den sechziger Jahren. Da hat man das Amt wieder neu eingeführt. Seitdem werden Männer zu Diakonen geweiht, die mindestens fünfunddreißig Jahre alt sind und höchstens fünfundfünfzig. Was nur wenige wissen: Wir zählen ganz offiziell zum Klerus. Dürfen aber verheiratet sein. Nach der Weihe darf man allerdings nicht mehr heiraten."

„Moment, Moment, das ist mir jetzt aber ein bisschen viel auf einmal. Also Diakone wie Sie dürfen heiraten in der katholischen Kirche!? Das ist mir neu!", staunte Hannah Mellrich. „Nein, so stimmt das eben auch nicht", erwiderte Reinhard Severin. „Sie dürfen verheiratet *sein*, wenn sie geweiht werden. Und nur, wenn die Ehefrau auch ganz offiziell zustimmt, klar. Aber wenn du einmal geweiht bist, darfst du nicht mehr heiraten."

Der Diakon lächelte der Polizistin zu. „Und vergessen Sie nicht: Das sind nur ‚niedere Weihen'. Wir haben nicht die gleichen Rechte wie Priester. Wir dürfen predigen, Wortgottesdienste halten, Beerdigungen durchführen und vieles mehr. Aber eine Messe halten, die Eucharistie leiten, das dürfen wir nicht." ‚Kompliziert', dachte Hannah Mellrich, hielt aber erneut ihre persönliche Meinung zurück.

„Und was ist nun mit Ihrem ersten Beruf als Optiker?", fragte sie. „Ja, da hatte ich die Wahl", antwortete ihr Gesprächspartner. „Es gibt Diakone mit Zivilberuf, die machen ihren bürgerlichen Beruf weiter und arbeiten nebenher in der Gemeinde. Ich bin Diakon im Hauptberuf. Habe also die Optikerei – schweren Herzens – aufgegeben. Aber ich wollte ganz in der Gemeinde arbeiten. Das war mir bei meinem späten Theologiestudium klar geworden. Denn das muss man natürlich nachholen, wenn man als Diakon arbeiten will."

„Immerhin“, Severin blickte sich um, „so konnte ich hier in Polzingen bleiben. Das war mein Ziel. Auch meine Frau, die Ursel, wollte nicht weg von hier, schon wegen der Kinder.“ ‚Aha, er ist also Ehemann und Vater‘, notierte sich Hannah Mellrich verwundert im Geiste. Severin hatte eine absolut asexuelle Ausstrahlung, fand sie. Aber da hatte sie sich wohl in ihm getäuscht.

Er sprach weiter: „Seit sechs Jahren bin ich nun also Diakon. Und das gern. Eine Berufung war das, so sehe ich das. Eine echte, ein bisschen späte Berufung. Aber ganz ehrlich: Die Arbeit jetzt im Pfarrverbund wäre anders gar nicht zu stemmen. Allein die Beerdigungen. Die letzten starken Kirchgängergenerationen kommen jetzt ins Sterbealter. Da fallen schon mal sechs Beerdigungen pro Woche an. Das könnte ein Pfarrer allein gar nicht schaffen. Wir haben uns das brüderlich geteilt, der Pfarrer Mooslechner und ich. Und der Vikar natürlich.“

Dankbar für den Anknüpfungspunkt griff die Kommissariats-Anwärterin das Stichwort auf: „Da waren Sie also gute Kollegen, der Pfarrer Mooslechner und Sie?“ Severin schaute sie nachdenklich an, blickte ihr unangenehm direkt in die Augen und sagte lange gar nichts. „Hmm“, summte er schließlich. „Gute Frage. Wissen Sie, er war ja schon vorher mein Pfarrer. Also bevor ich Diakon wurde. Da wirst du nicht einfach zum Kollegen. Auf Augenhöhe. Da bleibt eine Distanz.“

Er überlegte. „Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich habe ihm gar nichts vorzuwerfen. Er war immer freundlich, wertschätzend, offen – zumindest nach außen. Aber ich glaube, als Kollegen hat er mich nie angesehen, geschweige denn als Freund.“ Wieder dachte er nach: „Sehen Sie: Die Sache mit dem Alkoholproblem. Dass er statt Wein Trau-

bensaft zur Wandlung nahm und warum: davon wusste ich nichts. Das hat er immer geheim gehalten. Das hätte er mir doch anvertrauen können. Hat er aber nicht. Und nun frage ich mich. ‚Warum?'"

‚Vielleicht hat er dir eben nicht ganz getraut. Wusste nicht, wem du dich sonst noch verpflichtet fühlst, mein Lieber. Welche Beziehungen du zu den Entscheidungsträgern im Bistum hast', mutmaßte Hannah Mellrich.

„Ich bin Ihnen keine große Hilfe, fürchte ich", ergänzte der Diakon. „Ich lebe in einer friedlichen Welt. Habe mit mir selbst und den Menschen meinen Frieden, SEINEN Frieden gemacht. Schalom. Ich habe einfach keinen Sinn, keinen Draht für Konflikte. Ich bemerke die meistens gar nicht, weder in meiner Familie, noch in meiner Gemeinde. Deswegen kann ich Ihnen rein gar nichts über ein mögliches Motiv für diese furchtbare Tat sagen. Ich kann mir das einfach nicht erklären. Und nein, ich habe nie auch nur den Hauch eines Streits bemerkt, der dazu hätte führen können."

‚Da hast du wahrscheinlich Recht', stimmte ihm die Polizistin zu. ‚Ich wüsste zu gern, mit welcher Frau du verheiratet bist. Wie man das aushält', ergänzte sie und musste schmunzeln. „Verzeihung?" warf Reinhard Severin ein, der dieses Schmunzeln sehr wohl bemerkt hatte. „Ach, nichts, ich war gerade in meinen Gedanken woanders, bitte entschuldigen Sie", bat die Kommissariats-Anwärterin. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. „Upps, schon fast drei. Da wollte ich mich doch mit diesem Organisten treffen. Kommt der dann auch hierher?", fragte sie ihr Gegenüber, froh, das Gespräch so beenden zu können. Aber der runzelte nur die Stirn und zuckte mit den Schultern.

Als es klopfte, stand jedoch nicht Karsten Kaiser vor der Tür, sondern Dr. Bregnitzer, der Arzt und Kirchenpfleger.

„Alles in Ordnung bei Ihnen?", fragte er und blickte neugierig in das kleine Besprechungszimmer. „Ich wollte doch mal nachschauen, wie es meinen P... – jetzt hätte ich fast ‚Patienten' gesagt, das ist die Gewohnheit. Wie es mit Ihren Erkundigungen vorangeht. Jetzt, da der Hauptkommissar ja leider ausfällt."

‚Aha, daher weht der Wind', dachte Hannah Mellrich. ‚Er will kontrollieren, ob wir Jungen unseren Aufgaben gewachsen sind. Oder vielleicht ist er auch skeptisch, ob ich als Frau das hier meistern kann. Ob ich nicht überfordert bin. So sieht er mich an, ja! Nun: Das werde ich ihm schon beweisen, dem alten Mann! Soll er haben!' „Vielen Dank, schön, dass Sie sich um uns kümmern. Ja, wir kommen gut voran. Näheres darf ich Ihnen natürlich noch nicht mitteilen", erklärte sie mit lauterer und klarerer Stimme als üblich. „Ach, und da kommt ja auch schon der Herr Kaiser. Mit dem haben wir gleich das nächste Gespräch."

Tatsächlich hatte man den Näherkommenden bereits einige Sekunden eher gewittert, als man ihn sah. Der ihm vorauseilende, penetrante Pfeifengeruch hatte ihn schon angekündigt. Hannah Mellrich roch das ganz gern. Aber nicht alle schienen diese Wertschätzung zu teilen. „Herr Kaiser. Doch bitte nicht hier im Gebäude! Das hatten wir doch eigentlich klar abgesprochen", wandte sich Dr. Bregnitzer mit oberlehrerhafter Stimme an den Organisten. Er schnupperte übertrieben und verzog die Nase.

„Ja, schon gut, ganz vergessen", nuschelte der Hinzukommende, nahm die Pfeife aus dem Mund, klopfte sie in einem von ihm mitgebrachten kleinen Holzbecher aus und steckte sie in die Innentasche seines karierten Jacketts, das er zu einer Jeans und einem lässigen Hemd trug. Währenddessen hatte sich der Diakon mit Gesten verabschiedet und hatte

das Gemeindehaus verlassen. Hannah Mellrich nickte dem Kirchenpfleger freundlich zu, verwies ihn so aber auch effektiv aus dem Raum und bat Karsten Kaiser, Platz zu nehmen. Instinktiv wählte dieser genau den Sitz, den Reinhard Severin soeben verlassen hatte. Die Sitzfläche war noch warm.

## 14.

Dominik Thiele steuerte den Dienst-BMW über schmale Straßen nach Wörnsfeld. Das lag nur acht Kilometer von Polzingen entfernt. Die Straße führte den sanften Gleithang hinauf, den die Fluss-Schleife in Jahrtausenden abgeflacht hatte. Rechts und links breiteten sich fruchtbare Ackerböden aus. Dass sie von Frühling bis Herbst intensiv landwirtschaftlich genutzt wurden, konnte man ahnen. Jetzt jedoch zeigte sich das Land grau und dunkelbraun in winterlicher Starre.

Kaum war der Fluss außer Sichtweite, führte die Straße in ein dicht bewachsenes Waldgebiet. Mischwald: Fichten, Buchen, Eichen, ab und zu Kiefern. Hier befand man sich in einer anderen Welt. Thiele war noch nie hier gewesen, warum auch? Das Dorf, das sich schließlich auf einer überraschenden Lichtung im Wald den Augen darbot, schien zu schlafen. Und das seit über fünfzig Jahren. Es war, als ob die Zeit hier stillstünde. Über einigen Dächern erhob sich eine Rauchfahne. Auf den für ihn einsehbaren Straßen war kein Mensch unterwegs. Kaum vorstellbar, dass hier Kinder leben würden. Nicht einmal ein Hund bellte. Nichts.

Kurz vor dem Ortseingang wies ein Schild nach rechts zum „Seniorenstift St. Anna". Der Kommissar setzte vorschriftsmäßig den Blinker, auch wenn weit und breit kein an-

derer Verkehrsteilnehmer zu sehen war. Er bog auf die noch schmalere Zufahrt ab, folgte dieser etwa einen Kilometer lang und erblickte dann sein Ziel. Ein dreistöckiger, lang gestreckter Funktionsbau aus den 1960er Jahren schmiegte sich an einen kleinen, bewaldeten Hügel. Auch hier rührte sich nichts. ‚Hierher zieht man wirklich nur, wenn man vom Leben nichts mehr erwartet. Außer in Ruhe gelassen zu werden', dachte Dominik Thiele.

Er parkte seinen Dienstwagen direkt neben der ebenerdigen Eingangstür und betrat das Gebäude. An der Pforte saß eine alte Frau in Ordenstracht. Da Haube und Kragen große Teile des Gesichts verdeckten, konnte man kaum schätzen, wie alt sie war. Achtzig? Arbeitete sie hier oder gehörte sie zu den Betreuten? „Was kann ich denn für Sie tun?", fragte sie mit erstaunlich kräftiger Stimme. Er stellte sich vor und bat sie darum, mit Gertrud Mooslechner sprechen zu dürfen.

„So, von der Polizei sind Sie?", antwortete die Ordensfrau und musterte ihn skeptisch und abschätzend. „Aus Friedensberg. Von der Kriminalpolizei", ergänzte Thiele. Sofort hellte sich ihre Miene auf. „Ach, dann kennen Sie doch bestimmt den Kommissar Kellert!" Thiele schaute mehr als verblüfft. Also, dass man seinen Chef jetzt schon hier in diesem gottverlassenen Dorf kannte! „Wir hatten mal miteinander zu tun vor einigen Jahren. Leider keine angenehme Angelegenheit. Aber: Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm doch bitte einen Gruß" – sie überlegte kurz – „einen herzlichen Gruß von mir. Schwester Luitgard. Er wird sich schon an mich erinnern."

Thiele war immer noch überrascht, versprach aber, den Gruß auszurichten, und folgte Schwester Luitgards schlurfenden, leicht hinkenden Schritten zu einem der vielen Zimmer, die sich rechts und links an den grauweiß gestrichenen

Gängen aufreihten. „Die Hüfte!“, kommentierte sie. „Wie bei Jakob“, fügte sie an, aber Thiele hatte keine Ahnung, was sie damit meinte. Ihr schwerer Schritt ließ erahnen, dass sie älter war, als es das irgendwie spitzbübische Lächeln zunächst hatte annehmen lassen. „Frau Mooslechner, Besuch für Sie!“, kündigte Luitgard nach einem energischen Klopfen an einer der in beige-grauem Ton gestrichenen Zimmertüren an. „Für mich?“, klang die zittrige Stimme von Gertrud Mooslechner aus dem Raum.

Die alte, sichtlich überraschte Frau saß in einem Sessel, der sie offenbar schon seit vielen Jahren begleitete. Das Zimmer war funktional und sparsam eingerichtet. Alles, was man brauchte, war da. Aber auch nicht viel mehr. Kein Fernseher. Keine Blumen. Ein kleines adventliches Gesteck auf dem runden Tisch, an dem zwei Stühle standen. Ein dicht befülltes Bücherregal. Leicht verblichene Bilder von Verwandten in abgegriffenen Rahmen. Ein neueres Bild von ihrem Bruder, dem Pfarrer. Mit einem schmalen, schräglaufenden, schwarzen Band in der rechten oberen Ecke.

Verwirrt blickte die Bewohnerin Dominik Thiele an. Er beugte sich zu ihr hinunter, reichte ihr die Hand und begrüßte sie freundlich. Dabei sprach er viel langsamer und lauter als gewöhnlich. „Thiele! Kommissar Thiele von der Polizei. Wir haben doch vorgestern in St. Korbinian miteinander gesprochen. Erinnern Sie sich? Über Ihren Bruder.“ Im Blick der alten Frau zeigte sich keinerlei Reflex eines Wiedererkennens. „So?“, flüsterte sie grübelnd, wies ihm aber einen der Stühle zu und winkte Schwester Luitgard mit kaum wahrnehmbarer Handbewegung aus dem Raum. Fast unhörbar schloss diese die Tür und schlurfte zu ihrer Pförtnerloge zurück.

„Sie müssen schon entschuldigen", sprach Gertrud Mooslechner zu Thiele, der seinen Stuhl näher an sie herangezogen hatte, so dass er sie nun besser verstehen konnte. „Ich vergesse immer die Dinge, die gerade eben passiert sind. Und an neue Menschen kann ich mich gar nicht gewöhnen." ‚Na super', dachte Thiele. ‚Sie erkennt dich gar nicht wieder. Da hätte auch sehr gut die Hannah diese Tour übernehmen können.'

Die alte Frau strich mit der rechten Hand über die Armlehne ihres Sessels. „Aber an Erlebnisse von früher kann ich mich gut erinnern. Sehr gut sogar", schob sie einen Gedanken nach, wie um sich zu entschuldigen. „Das trifft sich gut", hakte Thiel ein. „Genau deswegen bin ich nämlich zu Ihnen gekommen.Sie wissen ja, dass wir den furchtbaren Tod Ihres Bruders aufklären müssen." Gertrud Mooslechner nickte schwach. Das wusste sie natürlich noch. Das bohrte sich auch durch die Hülle einer beginnenden Demenz.

„Ich muss Sie leider sehr Privates fragen, Frau Mooslechner. Bitte helfen Sie uns! Sie wollen doch auch, dass wir den Täter so bald wie möglich fassen. Und dass wir diesen Fall schnell abschließen können. Damit Ruhe einkehrt. Auch für Sie." ‚Nicht gerade deine beste Rede!', kritisierte er sich selbst. „Ich glaube kaum, dass ich Ihnen da groß helfen kann", entgegnete die alte Frau nach einigem Nachdenken. Sie kratzte sich am altersfleckenübersäten Rücken der linken Hand. „Aber ich will es versuchen."

„Dann will ich gar nicht lange darum herumreden. Bitte verzeihen Sie meine Direktheit", begann Thiele und ertappte sich dabei, viel weicher zu sprechen als normal. Auch um einige Nuancen höher. Lauter sowieso. „Wie ist denn Ihr Bruder damit umgegangen, dass er nicht heiraten durfte? Also mit diesem" – er überlegte kurz – „Zölibat. Man liest

da ja jetzt so Einiges in der Presse ..." Er ließ den Gedanken offen ausklingen.

Die Augen von Gertrud Mooslechner weiteten sich: „Also Sie fragen Sachen, junger Mann!", entfuhr es ihr instinktiv. Sie suchte nach Worten. „In meiner Generation hat man über so etwas nicht geredet. Vielleicht war das auch besser so." Sie hielt inne. Mehrere Bilder leuchteten vor ihrem inneren Auge auf und zogen vorbei. Ihre Pupillen folgten diesen Bildern von rechts nach links und wieder zurück. „Nein, das war nicht besser!", sprach sie dann leise, fast flüsternd, eher zu sich selbst als zu ihrem Gesprächspartner. „Man schämt sich ja über das, was man so hört. Selbst hier, in St. Anna, hören wir davon. Und Schwester Luitgard meint: Vielleicht war es nicht gut, dass wir über solche Dinge nicht gesprochen haben ..."

Sie verlor sich in ihrer Gedankenwelt. „Und Vitus?", erinnerte sie der Kommissar nach einer Weile. „Ja, der Veit – so haben wir den nämlich gerufen in unserer Familie. Der wollte ja ganz bewusst Priester werden. Das war sein Weg, so hat er das gesehen. Der Weg, den Gott ihm bereitet hat. Wenngleich unsere Mutter, Gott hab sie selig, das Ihrige dazu beigetragen hat. Und der Zölibat, der gehörte ganz einfach dazu. ‚Schau doch, Trudi' – so hat er mich nämlich genannt –, ‚schau doch, Trudi, auf die Ehepaare. Wie schwer sie es miteinander haben. So viel Streit, Zank und Mühe. Und was ich im Beichtstuhl zu hören bekomme! Sei froh, dass du das gar nicht so genau weißt. Nein, nein, da bleibt mir auch vieles erspart.' So hat er das gesehen, der Veit."

Die alte Frau lächelte angesichts der wachgerufenen Erinnerung. „Aber hat er das auch so durchgehalten?", fragte Thiele nach, der sich wunderte, wie gut die alte Frau die Stimme ihres Bruders nachmachen konnte. Zumindest stellte

er sich vor, dass Vitus Mooslechners Stimme so ähnlich geklungen hatte. „Herr Kommissar! Meinen Sie, der Veit hätte mich da in alles eingeweiht? Ich war seine Schwester. Und seine Haushälterin. Nicht seine Vertraute!“ ‚Stimmt‘, erinnerte sich Thiele. ‚So ähnlich hat sie das bei unserem ersten Gespräch auch charakterisiert.‘

„Das ist mir schon klar, Frau Mooslechner“, nickte er der alten Frau aufmunternd und vertrauenserweckend lächelnd zu. „Aber Sie haben ja lange unter einem Dach gelebt, Sie beide. Bruder und Schwester. Da kriegt man schon so einiges mit, oder? Ob man will oder nicht.“ Die alte Frau streckte den Rücken durch und setzte sich auf. „Wo denken Sie hin, Herr Kommissar? Meinen Sie etwa, mein Bruder hätte Weibsbilder mit in unser Haus gebracht? Ins Pfarrhaus! Da verstehen Sie etwas nicht. Das wäre eine Respektlosigkeit mir gegenüber gewesen. Das hätte er nie gemacht. Schon allein aus diesem Grund. Außerdem haben doch Kirchengemeinden tausend Augen und Ohren. Nicht nur wohlmeinende. Leider auch missgünstige. Klatschsüchtige. Das wäre aufgefallen. Und dann hätte das Getuschel begonnen. Hat es aber nicht. Nie.“

Sie lehnte sich wieder zurück. Ein Gedanke blitzte durch ihre Erinnerungsbilder. „Obwohl ...“, entschlüpfte es ihr kaum hörbar. „Ja?“, nutze Thiele die Chance zur Nachfrage. „Nun ja, da war die Gisela. Jetzt, wo Sie so fragen, fällt mir das wieder ein. Seltsam, an die habe ich ja viele Jahre nicht mehr gedacht. Gisela, die Schwester von Hubert, der meine zweitälteste Schwester Maria geheiratet hat. Der ist ja der Mann gestorben, der Gisela. Ganz früh war sie Witwe, das arme Ding.“

„Und?“, bohrte Thiele nach, als sich Gertrud Mooslechner wieder in ihre Erinnerungswelt zurückzuziehen schien.

„Gott, wie lange ist das jetzt her?“, fragte sich die alte Frau und betupfte mit einem weißen Papiertaschentuch ihre tropfende Nase. Sie schniefte. „Dreißig Jahre? Wie die Zeit vergeht. Je älter du wirst, umso mehr rast die Zeit.“ Wieder führte sie das Taschentuch zur Nase. Dann bemerkte sie den fragenden Blick des Kommissars. „Ja, der Veit, also der Vitus hat sich dann um sie gekümmert. Als Seelsorger natürlich. Hat ihr beigestanden. Und sie haben sich ganz gut verstanden, glaube ich. Fesch war sie ja auch, die Gisela.“

Wieder spürte sie, dass der Kommissar ungeduldig wurde. Gern hätte sie ihren Gedanken etwas länger nachgehangen, aber sie beugte sich der offensichtlichen Erwartung ihres Gegenübers. „Nun, dann haben sie sich öfter getroffen. Zu Wanderungen, Musikabenden, Lesungen und so. Zwei, drei Jahre ging das so. Aber bitte: Immer ganz im Rahmen. Nie hätte die Gisela bei uns übernachtet, obwohl wir ja ein schönes Gästezimmer hatten. Und es war immer klar, dass sie Freunde waren, Freunde!“

Gertrud Mooslechner hatte sich ein wenig in Fahrt geredet, sie wollte ihren Bruder und diese Gisela schützen, das war deutlich. Auch noch im Nachhinein. Und wahrscheinlich hatte sie das damals sehr viel häufiger und heftiger tun müssen. „Aber dann?“, warf Thiele ein. Ihm gefiel das ganz gut, nur Stichwortgeber zu sein. Hauptsache, die alte Frau erzählte, was sie wusste. Oder vermutete.

„Herrje, das ist nun alles schon so lang her. Warten Sie!“ Sie überlegte. Nestelte an dem einfachen kleinen Holzkreuz, das sie an einer unscheinbaren Silberkette um den Hals trug. „Dann trafen sie sich irgendwann nicht mehr. Ganz einfach so. Glaube ich. Die Gisela hat dann auch wieder geheiratet. Einen Österreicher. Ist später auch dorthin gezogen. Zu ihm. Irgendwo bei Innsbruck. Ewig habe ich die nicht mehr ge-

sehen. Und die Maria, also meine Schwester, hat auch nichts erzählt. Nichts, woran ich mich erinnere. Die waren ja nur angeheiratet, verstehen Sie? Ja, so war das."

Man merkte der alten Frau an, dass sie damit ihre Erinnerungen abschließen wollte. Das Gespräch hatte sie sichtlich angestrengt. Sie atmete flach und sank ganz in ihren Sessel zurück. Dominik Thiele zögerte, stellte aber dann doch noch eine Frage. ‚Kellert wird das wissen wollen. Also los!', gab er sich selbst den Weg vor. „Hatte sie denn Kinder, diese Gisela?", wollte er wissen.

Mühsam blickte Gertrud Mooslechner den Kommissar an. „Na, den Peter! Habe ich das nicht erwähnt? Aus der ersten Ehe. Der dann Halbwaise war. Um den hat sich der Veit natürlich auch gekümmert. Ein schwieriger Fall. Hat den Tod seines Vaters lange nicht überwunden. Ging nicht zur Schule. War völlig antriebslos. Wollte auch sterben, glaube ich. War damals gerade zwölf, der arme Kerl. Er hing dann wohl ziemlich am Vitus, wenn ich das richtig in Erinnerung habe. Was aus dem wohl geworden ist? Ich weiß es nicht. Seltsam, manche Menschen verschwinden einfach so aus unserem Leben. Ohne jede Spur."

„Und wie heißt der, dieser Peter? Mit Nachnamen?", insistierte Dominik Thiele. Die alte Frau blickte ihn an. Irgendwie verloren. „Gott, wie heißt der?", wiederholte sie die Frage. „Warten Sie. Gisela ... Gisela Fütterer hieß die, also die Mutter. Also wird er wohl auch so heißen, der Peter. Peter Fütterer, ja. Aber vielleicht haben die beiden den Namen des neuen Ehemanns angenommen. Was weiß ich? Ich habe schon so lange nichts mehr von denen gehört." Sie konnte sich kaum mehr auf das Gespräch konzentrieren. Aber Thiele hatte noch Fragen. Viele würde er nicht mehr stellen können, das war ihm bewusst. Welche war wichtig?

„Weitere Kinder gab es nicht? Also jüngere?", fragte der Kommissar beiläufig. „Nein", erwiderte die alte Frau matt. „Nicht, dass ich wüsste. NEIN!" Ein plötzlicher Gedanke durchfuhr sie, sodass sie noch einmal all ihre Energie zusammennahm. „Sie denken doch nicht an Vitus! An Veit! Herr Kommissar, ich bitte Sie! So war das nicht, damals. So war der nicht, der Vitus. Das ist nicht alles so, wie man das in der Zeitung liest. Ein Priester war ein Priester."

Erschöpft sank Gertrud Mooslechner in sich zusammen. Mit matter Stimme sprach sie: „Und jetzt muss ich Sie bitten zu gehen, Herr ..." – sie suchte sichtlich nach dem Namen, erinnerte sich nicht und behalf sich stotternd – „Herr Kommissar. Das Gespräch hat mich doch sehr angestrengt. Auf Wiedersehen! Hoffentlich klären Sie alles bald auf."

Sie zögerte noch einmal, nachdem sie ihm zum Abschied die Hand gereicht und ihn mit fragendem Blick anvisiert hatte. „Mit unserer Vergangenheit, mit Vitus als Priester, hat das alles nichts zu tun. Da bin ich mir sicher. Gott weiß, dass ich Recht habe. Suchen Sie woanders, junger Mann." ‚Ich hoffe, du hast tatsächlich Recht, alte Frau', dachte Dominik Thiele. ‚Schon um deinetwillen'. Aber sicher war er sich da nicht.

## 15.

„Schön, dass Sie es möglich machen konnten", begrüßte Hannah Mellrich den Organisten. Sie saßen einander gegenüber in dem unscheinbaren kleinen Gesprächszimmer des Gemeindezentrums von St. Korbinian. Karsten Kaiser winkte nur lässig ab und erwiderte in seinem näselnden Tonfall: „Keine Ursache. Ich wohne doch hier. Keine fünf

Minuten entfernt. Ich arbeite zwar in Friedensberg, aber ich habe heute keine Residenzpflicht."

„Was machen Sie denn beruflich?", hakte die Polizistin nach. Dass man allein vom Orgelspielen nicht leben konnte, war ihr klar. „Ich bin an der Uni. Als Beamter. In der Biologie. Akademischer Rat. So heißt das. Aber meine Leidenschaft liegt im Orgelspiel. Das mache ich hier seit dreißig Jahren. Auch in den Nachbargemeinden, so oft es geht. In vier Jahren gehe ich in den Ruhestand. Dann kann ich mich ganz und gar der Musik widmen. Freue mich jetzt schon darauf."

„Hatten Sie nie den Gedanken, daraus Ihren Beruf zu machen?", wollte die Polizistin wissen und es interessierte sie wirklich. Wieder winkte ihr Gegenüber mit derselben Geste ab wie zuvor und näselte: „Ne, nicht wirklich. Dazu war ich und bin ich einfach nicht gut genug. Hätte schon als Jugendlicher einfach mehr üben müssen. Sie wissen ja, wie das so ist, wenn man jung ist..." Er lächelte sie bemüht kumpelhaft an, aber Hannah Mellrich ignorierte den Unterton. Der vielleicht auch gar nicht beabsichtigt war.

Also fuhr Karsten Kaiser fort in seinem näselnden, knapp gehaltenen Erzählstil: „Außerdem hätte ich dann früher oder später von hier fortgehen müssen. Wollte ich aber nicht." ‚Schon wieder einer, der seinen Lebensmittelpunkt hier in Polzingen sieht!', wunderte sich Hannah Mellrich, der eine derartige Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle ganz fremd war. „Aber es kommt noch etwas hinzu", ergänzte der Organist. „Mein Vater hat immer gesagt: ‚Man sollte nie sein Hobby zum Beruf machen. Denn dann verliert man sein Hobby.' Der wusste, wovon er sprach. War ein ganz guter Musiker. Gearbeitet hat er in der Logistik eines großen Fuhrunternehmens. Hat die Musik geliebt bis zu seinem Tod

vor drei Jahren. Nein, ist schon gut so, danke der Nachfrage."

Langsam mischte sich das Pfeifenaroma aus den Kleidern des Organisten mit der sanft nach Tannengrün riechenden Luft des kleinen Besprechungszimmers. ‚Fast wie der Duft eines Räuchermännchens', ging es der Polizistin durch den Sinn. ‚Nicht schon wieder grinsen!', ermahnte sie sich, als sie sich an das soeben beendete Gespräch mit dem Diakon erinnerte. Bei ihr war das einfach so, dass die Gedanken ständig ihre eigenen Wege gingen. Da konnte sie nichts dagegen machen. Es ging allerdings darum, sich so im Griff zu haben, dass sie nicht die Vorherrschaft über Mimik und Konzentration übernahmen. Das war Professionalität. Eigentlich hatte sie das in ihrer polizeilichen Ausbildung gelernt.

„Herr Kaiser", setzte sie stattdessen an. „Wir sind dabei, uns ein umfassendes Bild von Pfarrer Mooslechner zu machen. Irgendjemand muss ein zwingendes Motiv für diese furchtbare Tat haben. Und da tappen wir, ehrlich gesagt, noch völlig im Dunkeln. Deshalb sind alle Arten von Informationen für uns hilfreich. Alle. Irgendwo muss ein Hinweis liegen."

„Aber ob ich Ihnen da helfen kann?", fragte der Organist nach. „Schauen wir mal", antwortete Hannah Mellrich leichthin und wurde konkret: „Wussten Sie zum Beispiel davon, dass er statt Wein Traubensaft benutzt hat? An dieser Stelle sind Sie bei unserer letzten Fragerunde hier unklar geblieben, wenn ich mich richtig erinnere."

Kaiser knurrte zunächst unartikuliert vor sich hin. Knetete mit der rechten Hand die schon leicht altersfleckige Haut der linken. „Ja, das war mir schon klar. Irgendwie", erklärte er dann. „Was soll das, bitte schön, heißen?", entfuhr es Hannah Mellrich schärfer als beabsichtigt. Aber derartig

unpräzise Antworten gingen ihr auf den Wecker. ‚Warum sagt er nicht gleich, was Sache ist?', dachte sie.

Der Organist straffte sich und gab sich einen Ruck: „Das ist so. Ich kenne, äh, kannte den Pfarrer Mooslechner jetzt seit zwölf Jahren. Seit er hier anfing. Da war er gerade sechzig geworden. Und wirkte irgendwie ..., als habe er eine Therapie hinter sich. Ein bisschen angestrengt, ein bisschen befreit. Ich kannte das von meinem älteren Bruder. Der hatte auch Alkoholprobleme gehabt. Hat dann ebenfalls eine Entziehungskur gemacht. Und sich irgendwie ähnlich verhalten. Das Muster kam mir bekannt vor. Aber ich war mir natürlich nicht sicher. Und habe ihn auch nicht danach gefragt. Wir hatten kein so persönliches Verhältnis. Ich schätzte ihn als Pfarrer, er mich als Organist. Mehr nicht. Weniger nicht."

Er rieb sich die Augen mit den Fingerspitzen der rechten Hand. „Dann fiel mir irgendwann auf, dass er nie Alkohol trank. Das ist gar nicht so einfach als Pfarrer. Ständig wirst du irgendwo eingeladen. Da ein Bier, da ein Glas Wein, da ein Schnäpschen. Das erwarten die Leute. Dass man zusammen einen trinkt. Das stärkt das Wir-Gefühl. Und er hat immer abgelehnt. Immer. Nach ein paar Jahren hat ihn niemand mehr gefragt. Da bekam er ungefragt sein Glas Apfelschorle. Oder Mineralwasser. ‚Das passt, der ist trocken', habe ich gedacht. Und seine Konsequenz respektiert und auch ein bisschen bewundert."

Karsten Kaiser hustete heiser. Hielt sich die linke Hand vor den Mund, wischte sie an der Jeans ab. ‚Raucherhusten', dachte die Polizistin sofort. Der Organist wollte aber weitererzählen, was er wusste. ‚Gut so!', nickte Hannah Mellrich erleichtert. Das ersparte ihr die mühsamen Fragen. „Außerdem fiel mir natürlich auf, dass er niemals den Kelch mit

anderen teilte. Auch nicht mit dem Vikar. Das war schon ungewöhnlich. Und dann ...“

Er zögerte. „Dann war da unser großes Musikwochenende hier in Polzingen im Rahmen der Friedensberger Orgelwochen, vor vier Jahren. Ja, 2016 war das. Das haben Sie doch bestimmt mitbekommen, oder?“ Mit neugierigem Blick schaute er auf sein Gegenüber. Hannah Mellrich schüttelte jedoch den Kopf. „Nein, da war ich noch nicht in Friedensberg. Ich bin erst seit etwas über einem Jahr hier.“ ‚Und auch sonst hätte ich davon kaum etwas gehört‘, ergänzte sie innerlich.

„Ach so! Schade! Na, dann. Die Idee war, in Friedensberg Orgelspieler von Weltruf zusammenzubringen. Ist ja auch gelungen: James Fitzjones, Arthur Rubenspiel, Jacques Letours, Hermann Lahm. Und daneben sollten die Orgeln in den Kirchen rund um Friedensberg beteiligt sein. Mit uns, den einfachen Handwerkern am Königsinstrument der Musik.“ Die Polizistin schaute mit ungeduldiger werdendem Blick.

„Ach so: Warum erzähle ich das?“, rief sich Kaiser zur Ordnung. „Wir haben abends ein Konzert gegeben, hier in St. Korbinian. Vier Organisten der Umgebung. Ein großer Erfolg. Die Kirche war rappelvoll. Begeisterter Applaus. Danach saßen wir Organisten dann noch zusammen. Bis tief in die Nacht. Da wurde natürlich der ein oder andere gute Tropfen ehrenvoll seinem eigentlichen Zweck zugeführt. Es muss gegen zwei Uhr gewesen sein, da war kein Wein mehr da. Nichts.“

Er schüttelte in Erinnerung den Kopf. „Wie bei der Hochzeit zu Kana, witzelte Werner Felsner, der Organist von Gustenhofen. Ich also: heimlich in die Sakristei. Hole eine Flasche Messwein. Dachte ich. Hoffte, das würde nicht auf-

fallen. Ich hätte am nächsten Tag eine aus dem Lager nach vorn gestellt. Würde da jemand nachzählen? Öffne also, gieße eine neue Runde ein, und: großes Hallo! ‚Der Kaiser macht's andersherum als der Herr Jesus', witzelte Felsner. ‚Jesus macht aus Wasser Wein, der Kaiser aus Wein Traubensaft.' Den Spott können Sie sich vorstellen, oder?"

Hannah Mellrich nickte. Das reichte als Signal für den Sprecher, seine Geschichte zu Ende zu bringen. Er hatte sie sicherlich schon das ein oder andere Mal erzählt. Er kannte den Ablauf und die Pointen wie auswendig gelernt. „‚Was ist ein Kaiser-Wunder?', setzt der Felsner nach. Den ich noch nie mochte. Spielt Orgel wie ein Ochse. Völlig ohne Gefühl. Und ist eifersüchtig auf mich. Er also weiter, er war schon gut angeheitert: ‚Die Rücknahme der Wunder Jesu. Alles zurück auf Null. Arme Lahme, arme Blinde, armer Lazarus!' Haha."

Damit endete sein inneres Erzählskript. Er blickte die Polizistin nun wieder direkt an. Die vom Erzähler einkalkulierte Belustigungsbezeugung war ausgeblieben. Hannah Mellrich konnte das nicht spaßig finden. Vorher hatte Kaiser ohne konkreten Zielpunkt ein imaginäres Publikum angesprochen. Nun änderte sich auch der Tonfall: „Wir nahmen das dann als Signal, die Feier zu beenden. Und ich dachte mir meinen Teil. Traubensaft. Damit war das Gesamtbild klar. Mir war es recht. Das sollte Mooslechner so halten, wie er wollte. So. So war das."

Mit einem leichten Seufzen lehnte er sich wieder zurück in seinen Stuhl. Er hatte seine Geschichte erzählt. Und fühlte sich offensichtlich erleichtert, auch wenn der erhoffte und erwartete Effekt ausgeblieben war. „Gut, das leuchtet mir ein", kommentierte Hannah Mellrich sachlich. „Dann bräuchte ich aber von Ihnen noch die Namen der Teilnehmer an dieser

nächtlichen Feier.“ ‚Denn die könnten alle vermuten oder sogar wissen, dass der Pfarrer in seinen Gottesdiensten eben nicht Wein, sondern Traubensaft verwendete‘, ergänzte sie im Geiste.

Karsten Kaiser nickte, fingerte einen Zettel aus seiner Sakkotasche, fand einen Kugelschreiber im Hängeregal über dem Tisch, überlegte kurz und notierte dann vier Namen mit Adressangaben. „Danke!“, kommentierte die Polizistin, als der Organist ihr das Blatt übergab. „Ich habe aber noch eine ganz andere Frage: Wie war denn das Verhältnis zwischen Pfarrer und Vikar? Wie haben Sie das erlebt? Dass die sehr verschieden sind, das wissen wir schon.“

„Ja, kann man wohl sagen“, nickte Karsten Kaiser. „Das war eher eine Zweckgemeinschaft. Wissen Sie: Die jungen Priester heute konzentrieren sich sehr auf die Liturgie. Soll ja auch so sein, aber die Frage ist doch: Wie? Wenn die etwas von ‚ewiger Anbetung‘ hören, von ‚Pracht-Ornaten‘ oder von ‚Alpha-Kursen‘ und ‚Neu-Evangelisation‘, dann sind sie begeistert. Die heben irgendwie ab, wenn sie am Altar stehen. Sprache, Mimik, Gestik, alles einstudiert. Künstlich, so empfinde ich das. Und anders. Nicht authentisch. Passt nicht zu ihnen als Mensch. So nehmen das viele wahr. Und für die Menschen in den Gemeinden haben sie wenig übrig.“

Er schnaubte durch die Nase. „Nehmen Sie den Häferle. Mir scheint, der hat Angst vor Menschen. Mag sie auch nicht besonders. Wahrscheinlich, *weil* er tief im Innersten Angst vor ihnen hat. Und sich unsicher ist, ob sie ihn akzeptieren. Vermeidet soziale Kontakte, so gut es eben geht. Als Seelsorger! Sobald er hingegen liturgisch wirken kann, vorne im Altarraum, fühlt er sich sicher. Diese Rolle hat er gelernt. Die sitzt. Aber das reicht doch nicht, oder? Dachte jedenfalls Pfarrer Mooslechner. Und da stimme ich ihm zu.“

„Gab es Streit zwischen den beiden?“, setzte die Polizistin nach, die keineswegs alles verstanden hatte, wovon der Organist geredet hatte. Aber sie wollte jetzt auch nicht zu jedem kleinen Detail nachfragen. „Nicht so, dass wir das mitbekommen hätten“, erwiderte Karsten Kaiser. „Also nicht öffentlich. Was da lief, wenn die zwei allein zusammen waren, weiß ich natürlich nicht. Immerhin war der Pfarrer so etwas wie der Ausbilder des guten Herrn Häferle. Also weisungsbefugt. Zumindest in bestimmter Hinsicht. Jedenfalls ...“ – er zögerte, fuhr dann aber doch fort – „kann ich mir vorstellen, dass Mooslechner da schon einiges angesprochen haben wird.“ Er schmunzelte. „Und dass Häferle darauf ziemlich widerborstig reagiert hat.“

Er musste wieder husten, sprach aber weiter: „Aber hören Sie: das war jetzt reine Spekulation. Ich sollte Ihnen ja sagen, was ich denke.“ „Nur mal theoretisch weitergedacht“, verbalisierte Hannah Mellrich ihre Gedanken dieses Mal laut, während sie langsam mit dem Kopf nickte: „Hätte der Pfarrer ein Veto gegen den Vikar einlegen können? Also, wie sagt man das: seine weitere Karriere als Priester verhindern können?“

„Nein, das glaube ich nicht“, gab Kaiser nach kurzem Zögern stirnrunzelnd zurück. „Das läuft anders. Da gibt es spezielle Ausbilder im Bistum, die so etwas entscheiden. Sie haben aber schon Recht: Ein schlechtes Gutachten des betreuenden Pfarrers ist nicht unbedingt eine gute Empfehlung für alle weiteren Schritte. Nur: Die Kirche braucht ihre wenigen jüngeren Priester so dringend, da ist all das völlig egal. Da wird jeder seine Karriere machen, so oder so, ob geeignet oder nicht. Denen bleibt doch gar nichts anderes übrig, als auf die zu setzen, die eben da sind. Dass das auf Dauer nicht funktionieren wird, ist dabei auch klar.“

Er korrigierte sich: „Unsinn: dass das *jetzt* schon nicht mehr funktioniert, ist offensichtlich. Es gibt viele, viele wichtige Leitungspositionen in der Kirche, die einfach nicht mehr adäquat besetzt werden können. Bis nach oben. Das sagen alle hinter vorgehaltener Hand, auch die Geistlichen selbst. Meistens aber eben nur heimlich. Aber was will man machen? Die nötigen Strukturreformen werden die hohen Herren nicht anpacken, fürchte ich."

„Die da wären?", hakte Hannah Mellrich nach, obwohl sie diese binnenkirchlichen Fragestellungen nur wenig interessierten. Aber vielleicht würde sich ja doch eine Perspektive zur Lösung ihres Mordfalls ergeben. „Ach, die alte Liste!", grinste der Organist ohne große Begeisterung: „Aufhebung des Pflichtzölibats, Priestertum der Frau oder wenigstens Diakonat, Zulassung zu den Sakramenten für Geschiedene, endlich eine lebensnahe Sexualmoral, solche Dinge. Dadurch würde nicht alles schlagartig besser, das behauptet auch niemand. Aber es wäre richtig. Und vielleicht genau der nötige Ruck, den die Kirche dringend braucht. Auch um die Leute, die sich ihr noch verbunden fühlen, zu halten."

„Schauen Sie", fuhr er fort, nun offensichtlich ganz in seinem Element, „der Altersdurchschnitt in einem normalen Sonntagsgottesdienst bei uns in Friedensberg liegt bei über siebzig. Jetzt, im Advent, ist das ein bisschen anders, da kommen auch gern Familien mit Kindern. Advent halt. Die Stimmung ist einfach etwas Besonderes. Aber im Normalfall hast du hier Leute zwischen sechzig und neunzig. Da verringere ich mit meinen Einundsechzig noch den Altersdurchschnitt. Auch irgendwie ein schönes Gefühl. Für mich. Aber wie traurig für die Kirche!"

Er hob resigniert die Schultern. „Ich bewundere diese Alten. Wie selbstverständlich der Glaube für sie ist. Gehört

einfach dazu. Manche haben das nie hinterfragt. Andere haben sich ihre Lebensüberzeugung hart erkämpfen müssen. Durch viel Leid hindurch. Und sind trotzdem dabeigeblieben. Trotzig. Treu. Aber in der nächsten Generation sieht man das eben vielfach anders. Freier. Man nimmt sich, was man braucht. Auch in Sachen Religion. Ohne Verpflichtungen. Das kann ich auch verstehen, klar."

Seine Augen bekamen einen entschlossenen Ausdruck. „Was mich mehr aufregt, sind die, die darauf bestehen, dass alles so bleiben soll, wie es früher war. Bloß keine Veränderungen! Die alles blockieren und innerlich ablehnen, was ihnen neu vorkommt. Sie merken gar nicht, dass sie sich gerade mitten *in* einer großen Veränderung befinden. Mitten drin. Das lässt sich nicht aufhalten."

Karsten Kaiser beugte sich vor, redete sich in Rage: „Sehen Sie: Die Kirchen haben eine Studie in Auftrag gegeben, die erforschen sollte, wie sich das Christentum in Deutschland verändert. Falls alles weitergeht wie bisher." Er ging zu einer der Regalwände, suchte kurz, zog dann eine Zeitschrift heraus, auf der „Publik-Forum" stand. „Da haben wir es ja!", bestätigte er seinen Fund. Er wies auf einen zentralen, doppelseitigen Artikel hin.

„Da können Sie es nachlesen. Die Kirche hat eine Prognose erstellen lassen, wie sich ihr Bild im Jahr 2060 darstellt. Nicht, dass ich das noch erleben würde. Aber das Ergebnis ist eindeutig: eine Halbierung der Zahl von Christen in unserer Gesellschaft. Dann werden nur noch ein Viertel aller Deutschen Christen sein. Etwas mehr Katholiken als Evangelische. Ein Viertel! Das muss nicht so kommen, ist aber wahrscheinlich. Zumindest, wenn sich nichts ändert. Und genau das blenden sie aus, diese Vorgestrigen! Und diese Ausblendung ist nicht gekoppelt an eine Generation.

Gerade einige Jüngere könnte ich Ihnen nennen, die so denken."

‚Ob er jetzt zum Beispiel Vikar Häfele meint?', überlegte Hannah Mellrich, behielt den Gedanken aber für sich. „Und Pfarrer Mooslechner?", warf sie ein. „Der war ganz für diese Reformen. Kein Erstarrter. Kein Bewahrer um des Bewahrens willen. Natürlich!", antwortete Kaiser ohne Nachdenken. „Das fordert seine Generation doch schon seit vierzig Jahren. Aber fragen Sie mal den Häferle. ‚Alter Kaffee', meint der dann. ‚Immer dieselben, längst überholten Forderungen.' Stimmt ja. Immer dieselben Punkte. Weil sich da eben seit Jahrzehnten nichts tut. Gerade nicht ‚überholt'. Du musst immer dasselbe fordern, weil es eben noch nicht umgesetzt wurde."

„Aber da denken sicher nicht alle so wie Sie, oder?", fragte die Polizistin nach. Kaiser schnaubte durch die Nase. War das ein Lachen? Er faltete die Zeitschrift wieder zusammen. „Natürlich nicht. Nehmen Sie den Major." Hannah Mellrich unterbrach ihn: „Den wen?" „Na, den alten Major. Teske, Friedrich Teske heißt der. War beim Bund. Ein hohes Tier. Ist nach seiner Pensionierung nach Polzingen gezogen, weil seine Tochter hierher geheiratet hat. Stockkonservativ."

„Wie soll ich mir das vorstellen?", wollte die junge Frau wissen, der all diese kirchlichen Binnenproblem ja weitgehend fremd waren. „Na zum Beispiel hat er sich beim Pfarrer immer wieder beklagt, dass es auch Messdienerinnen gibt. Früher durften das nur Jungs sein. ‚Mädchen haben am Altar nichts zu suchen!', hat er immer gesagt. ‚Kein Wunder, dass es kaum noch junge Priester gibt. Wenn die Mädchen ihnen schon von klein auf den Platz am Altar streitig machen. Da bleiben die Jungs halt weg. Ist doch klar!' Aber da hat er bei Mooslechner auf Granit gebissen. Unser Pfarrer

wusste genau, dass ohne die Mädchen der ganze Dienst zusammenbrechen würde. Mal ganz abgesehen von der Diskriminierung, die schon immer ein Skandal war."

Kaiser schüttelte den Kopf, verzog die Miene und blickte zur Zimmerdecke. Dann fiel ihm noch etwas ein. „Oder sein Wettern gegen die Handkommunion. Die ist doch heute ganz normal. Aber nein: Allein die Mundkommunion hat er gelten lassen, der Major. Wo man nach vorn geht, sich niederkniet, die Zunge herausstreckt und sich die Hostie auf deren Spitze legen lässt. Weil der ‚Leib des Herrn' ja nicht einfach auf eine normale Hand abgelegt werden dürfe. Uaah, da fährt mir ein Schauer den Rücken herunter! Das ist zum einen fürchterlich unhygienisch, all die aufgesperrten, schlecht riechenden, speichelsprühenden Mäuler! Zum anderen geht es doch um das Abendmahl. Jesus hat das doch so gesagt: Tut *dies* zu meinem Gedächtnis! Und der hat nun wahrlich seinen Jüngern nicht irgendwelche Hostien auf Zungenspitzen gelegt. Sondern das Brot in kleine Stücke gebrochen und diese ausgeteilt. Brot in die Hand gegeben. Den Weinbecher herumgereicht. Diese Konservativen merken gar nicht, dass ausgerechnet sie gegen das Bewahren verstoßen. Mit dem, was Jesus getan hat, hat deren Praxis nicht das Geringste zu tun. Im Gegenteil!"

Kaiser hatte sich in eine Rage hineingeredet, aus der er nun schwerlich wieder zurückfand. Aber er spürte durchaus, dass die junge Polizistin ihm ziemlich entgeistert zuhörte. All seine Probleme schienen ihr offensichtlich völlig abstrus. Gegenwartsfern. Abgehoben. Aber sie lauschte höflich. Oder doch zumindest leicht interessiert? Eine Sache musste er noch loswerden. Er verzog das Gesicht.

„Nun ja, und dann ist der Teske ein begeisterter Fan der lateinischen Messe. Der alten Messe. So wie sie früher war.

Alle Texte auf Latein. Der Pfarrer mit dem Rücken zum Volk. Das gefiel ihm. Diese alte Messe gibt es aber nicht hier bei uns in Polzingen. Pfarrer Mooslechner hat das abgelehnt, wie ja fast alle anderen Pfarrer auch. Auch die Mundkommunion. Und so sehen das ja auch die Bischöfe. Zumindest eine Mehrheit von ihnen."

Er unterbrach sich, überlegte, ergänzte dann: „Nur in Friedensberg gibt es einen alten Pfarrer, in St. Stephanus, der feiert noch solche Gottesdienste. Lebt ganz in der Welt der fünfziger Jahre. Lehnt alle Veränderungen in der Kirche ab, die es seitdem gab. Und da ist er immer wieder hingefahren, der Herr Major. Unter Seinesgleichen fühlt er sich da wohl. Soll er ja. Wenn es ihn glücklich oder von mir aus: selig macht. Aber die ständige Nörgelei, das ist schon nervig. Vor allem, weil es natürlich auch einige andere gibt, die so denken. Das hat auch dem Pfarrer zugesetzt. Genauer: Die haben auch dem Pfarrer zugesetzt. Mit ständigen Beschwerdebriefen. Direkt oder an den Bischof. Das hat den Mooslechner zermürbt. Obwohl er das nie so direkt gesagt hat. Ich habe ihm das angemerkt."

Er verstummte. Die beiden Gesprächspartner schauten sich an. War alles gesagt? Hannah Mellrich brannte noch eine Frage auf den Nägeln. „Herr Kaiser. Eines wundert mich. Niemand hier erwähnt den Konflikt um den Pfarrer von damals, als es um das Kirchenasyl ging. Auch Sie nicht. Sie wissen schon, 2016. Warum schweigen alle darüber?"

„Oh, davon haben Sie also erfahren?", knurrte Karsten Kaiser verwundert. Das Thema war ihm offensichtlich nicht recht. Er verlagerte das Gewicht, fand aber keine bequeme Sitzposition. „Vielleicht, weil wir alle kein gutes Gefühl dabei haben. Wie das gelaufen ist. Egal, auf welcher Seite man da nun gestanden hat. Da hat sich niemand mit Ruhm

bekleckert. Sind viele offene Wunden zurückgeblieben. Jeder ist froh, wenn man das einfach nicht mehr anspricht. So sehe ich das."

„Und auf welcher Seite standen Sie damals, wenn ich fragen darf?", blieb Hannah Mellrich hartnäckig. „Dürfen Sie, dürfen Sie", erwiderte der Organist, hüstelte, nestelte wieder seinen Tabakbeutel hervor und knetete an ihm herum. „Obwohl das kaum etwas mit dem Tod von Vitus Mooslechner zu tun haben dürfte", fügte er hinzu.

„Das war nämlich tatsächlich einer der wenigen Fälle, wo ich und der Pfarrer nicht einer Meinung waren. Ein Kirchenasyl bei uns? So leid mir diese – warten Sie – diese Meskerem auch getan hat. Es gab zu viel Widerstand. Auch der Bischof war skeptisch. Das Ordinariat von Friedensberg hat sich zwar nicht direkt eingemischt, aber vor übereiltem Aktionismus gewarnt. Und das völlig zu Recht: Das führte zu Entzweiung und scharfen Parteienbildungen. Unterschwellig kann man das noch bis heute spüren. Also *ich*, ich kann das noch spüren."

Kaiser hatte sich erhoben. Viel Platz blieb ihm nicht, aber er wanderte von rechts nach links, zog einen Kreis, dann wieder von vorn. Das Thema erregte ihn stark, er konnte dabei einfach nicht sitzen bleiben. Hannah Mellrich ließ ihn gewähren. „Die haben es sich einfach auch zu leicht gemacht, die gute Pfarrerin Friedrichsen und ihre Apostel. Die Berufung auf Jesus, damit war für sie alles klar. ‚Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.' Klar, so steht das im Matthäusevangelium. Aber worum geht es da? Um einzelne Obdachlose, denen man vorübergehend ein Dach überm Kopf angeboten hat. Und das ist gut und richtig so. Unbestritten! Was glauben Sie, was die Caritas ständig tut? Genau das!"

Karsten Kaiser redete sich erneut in Fahrt. Das schien zu seinem Naturell zu gehören. Seine Wangen färbten sich, der Raucheratem ließ einen rasselnden Unterton hören: „Aber schon das Volk Israel hat alles dafür getan, dass es sich gerade *nicht* mit anderen Völkern vermischt hat. Ein dauerhaftes Bleiben von Fremden im eigenen Land, ein familiäres, multikulturelles Vermischen? Ein ruhiges Miteinander von verschiedenen Religionen in Israel? Das gab es nie. Nicht in biblischen Zeiten und bis heute nicht. Das wird in den biblischen Gesetzen sogar explizit unter Strafe gestellt! Aber gerade an dieser Stelle soll man die Bibel dann plötzlich als Zeitzeugnis lesen, das man heute anders deuten muss, sagt die gute Friedrichsen. Da ja, an anderer Stelle nicht?"

Der Organist grinste säuerlich, hob die Hände, setzte seine Wege fort. „Und Jesus? Hat sich, soweit man das weiß, ausschließlich an Juden gewendet. An sein Volk. Hat darauf verwiesen, dass man in der Not helfen muss. Und zwar allen. Völlig klar. Und daran muss man sich orientieren. Ohne Wenn und Aber. Aber er hat nicht gepredigt, dass sich die Völker mischen sollen. Dass man auf Dauer den angestammten Lebensraum öffnet. Dass man seine Regeln und Gebote relativieren soll."

Karsten Kaiser merkte, dass er sehr emotional wurde, und bremste sich. Er blieb stehen und blickte auf die Polizistin: „Sorry, aber bei dem Thema kann ich einfach nicht ruhig bleiben. Ich habe mich damals umfassend informiert. War bei kirchlichen Fortbildungen. Bei solchen und solchen. Und ich weiß, wie kompliziert das alles ist. Und bin mir nach wie vor nicht sicher, was richtig ist und was falsch. Aber diese platte Berufung auf Jesus, die fand ich schon damals viel zu einfach."

Hannah Mellrich hatte mit wachsender Überraschung zugehört. Wie kompliziert die Frage nach Asyl auch aus christlicher Perspektive war, darüber hatte sie sich nie Gedanken gemacht. Warum auch? Für sie war das eine Frage der Menschenrechte, nicht der Religion oder Weltanschauung. Und dann eine Frage nach der juristisch sauberen Umsetzung der bestehenden Rechte. Sie war Polizistin. Das war ihr Zugang zu Fragen nach Recht und Ordnung. Wenn sie das ganze System, nach dem sie arbeitete, noch grundsätzlich in Frage stellen müsste, wäre sie überfordert. Das verbot sie sich einfach. Aber hier rang jemand um den moralisch richtigen Weg. Aus einer gläubigen Perspektive heraus. Die es auch nicht einfacher machte.

Kaiser hatte sich wieder einigermaßen beruhigt. Und sich anschließend erneut auf seinen Platz gesetzt. Er atmete tief durch. „Ja, so war das damals. Schwierig. Ganz ehrlich: Ich war froh, als die Meskerem einfach fort war. Eines Morgens. Ich weiß nicht, wie das ausgegangen wäre. Ob Mooslechner sie einfach zu sich ins Pfarrhaus geholt hätte. Gegen den Widerstand von vielen in der Gemeinde. Früher hätte er das gemacht, da bin ich mir sicher. Aber meine Güte: Er war ja schon ein alter Mann. Müde. Hätte er sich das angetan? Ich hatte stark gehofft, dass er sich – und uns – das erspart hätte. Aber wer weiß?“

Nachdenklich starrte der Organist vor sich hin. „Seitdem hatte er jedenfalls – wie soll ich das sagen – ein leicht gebrochenes Verhältnis zu einigen in der Gemeinde. Zu denen, die er zu dem anderen Lager rechnete. Für ihn war das keine Randfrage, verstehen Sie? Das ging an den Kern dessen, was Christsein ausmacht. Für ihn.“ „Zu wem hatte er diese Distanz? Können Sie da Namen nennen?“, unterbrach Hannah Mellrich. „Namen, ach Gott!“, seufzte Karsten Kaiser.

„Ach, warum nicht? Dr. Bregnitzer, natürlich. Monika, die Pfarrsekretärin. Die sind ja Parteikollegen. Marie Walterscheid, die Mesnerin. Und andere. Sie merken schon, Leute aus dem direkten Umfeld."

Er überlegte. „Da sind einige Beziehungen zerbrochen, damals, so viel steht fest. Und einige Ressentiments entstanden, die es bis heute gibt. Vielleicht auch Feindschaften, aber davon weiß ich nichts. Aber auch damit sollten Sie rechnen." Wieder brach der Organist ab. „Ja, vielleicht ist es doch ganz gut, dass Sie davon wissen. Diese Geschichte gehört zu St. Korbinian hinzu, obwohl sie nirgends aufgeschrieben steht und nicht in die Annalen unserer Gemeinde eingehen wird." Hannah Mellrich nickte stumm.

Karsten Kaiser gefiel die Stimmung nicht, in die sie der Gedankenaustausch ganz gegen seine Erwartungen geführt hatte. Wie konnte man die Atmosphäre auflockern? Zeigen, dass man nicht ganz in einer anderen Welt lebte? „Kennen Sie den Lieblingsheiligen der katholischen Hierarchie?", fragte er mit flachem Lächeln, ohne eine Antwort zu erwarten. „Sankt Nimmerlein. Der Heilige des Aufschubs. Jaja, nicht mehr ganz neu, der Witz", setzte er hinterher, als er sah, dass dieser Kalauer seiner Gesprächspartnerin bestenfalls ein müdes Lächeln entlocken konnte.

Karsten Kaiser ließ sich nicht entmutigen. Ein zweiter Versuch: „Und wer ist bei Kirchens zuständig für Reformen?" Wieder funktionierte seine Rede ohne kommunikative Reaktion des Gegenübers. „Der Heilige Bimbam. Der Glockenheilige. Tönt und tönt, bewirkt aber nichts." Hannah Mellrich verzog das Gesicht. Das war nicht ihre Humorebene. Wirklich nicht.

Der Organist verstand die Botschaft. Er seufzte, streckte seine Fäuste zur Zimmerdecke. „Okay, okay, ich langweile

Sie. Schon verstanden.“ Er grinste matt. „Wissen Sie, Frau Mellrich: Ich bin müde. Wie der Herr Pfarrer. Irgendwann hat man keine Lust mehr zu kämpfen. Wir, wir Haupt- oder Nebenamtlichen, bleiben dann trotzdem dabei. Irgendwie resigniert. Ein bisschen zumindest. Aber viele andere, die nicht beruflich mit der Kirche verbunden sind, sagen dann irgendwann: ‚Tschüss! Ohne mich‘. Keine Ahnung, was ich tun würde, wenn ich nicht die Musik hätte. Die Orgel. Ist doch traurig, oder?“

Karsten Kaiser kratzte nachdenklich mit den Fingernägeln der rechten Hand über den dünnen, abgegriffenen Stoff der Stuhllehne. Er sinnierte. Schließlich schaute er die Polizistin noch einmal direkt an: „Also: Streit finden Sie hier genug. Verschiedene Meinungen. Enttäuschte Erwartungen. Frustration. Wie das halt überall im Leben so ist. Aber dass Sie da nun Ihr Mordmotiv finden, das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Sicherlich nicht beim Herrn Vikar. Der hat dazu keinen Grund. Und wäre viel zu schwach, um so etwas durchzuführen. Das habe ich Ihnen ja gleich gesagt, dass ich Ihnen da nicht weiterhelfen kann.“ ‚Wer weiß?‘, dachte Hannah Mellrich.

## 16.

Karsten Kaiser konnte sich während des Gesprächs immer schlechter konzentrieren. Die Hände wurden zittrig. ‚Okay, er braucht eine Rauchpause‘, dachte sich die Polizistin und beendete das Treffen. Und richtig: Kaum stand der Organist vor der Tür des Gemeindezentrums von St. Korbinian, schon stopfte er seine Pfeife. Ein kalter Wind tobte. Einige Schneeflocken mischten sich in die heftigen Böen.

Hannah Mellrich schmiegte sich in den weichen Kragen ihres Mantels und ging zu ihrem Dienstwagen. Sie würde sich jetzt in irgendein Café setzen, eine Kleinigkeit essen und ein bisschen die Gedanken ordnen. Fälle, bei denen es um Familienangelegenheiten ging, konnte man immer leichter überschauen. Da waren nie allzu viele Personen beteiligt. Aber – wie vor einigen Monaten – in einer Schule oder nun in einer Pfarrgemeinde: da kamen so viele Menschen zusammen. Da gab es so viele Ämter, Posten, Zuständigkeiten. Nicht leicht, bei so vielen beteiligten Personen den Überblick zu behalten.

So hatte sich die Kriminalbeamtin ihren Dienstagmittag vorgestellt. Aber finde mal ein Café in einem Kaff wie Polzingen im Dezember! Schließlich landete sie doch wieder in der kleinen Bäckerei, in der sie am Vortag schon mit Dominik Thiele gewesen war. Im Nebenraum befand sich ein Stehcafé. Nun ja, herumgesessen hatte sie heute schon genug. Aber es gab ausschließlich süße Backwaren. Das war nun alles andere als perfekt, jedoch besser als nichts. Immerhin war es hier warm. Und der Kaffee akzeptabel. Nur die Sache mit dem Ordnen der Gedanken, die funktionierte hier nicht. Ständig dudelte ein Radiosender. Schlager, die sie von ihren Eltern her kannte. Roy Black, Jürgen Marcus, Costa Cordalis, Katja Ebstein. Die erkannte sie zumindest. Unfreiwillig.

Eine der Verkäuferinnen sang mit. Sie kannte alle Songs auswendig. Plötzlich öffnete sich die Tür. Zusammen mit einem Schwall kalter Luft betrat eine braunhaarige Mitte-dreißigjährige das Café, kämpfte mit ihrem verwirbelten Schal, rief schon von der Tür aus: „einen großen Milchkaffee, bitte“, schüttelte sich und pustete einmal kräftig durch. ‚Die kennst du doch!‘, dachte sich Hannah Mellrich. Die Frau blickte sie an, überlegte kurz, lächelte, trat zu ihr

und sprach sie an: „Sie müssen die Dame von der Kripo sein, oder? Judith Zoller! Ich bin hier die Pastoralreferentin!"

Wenig später lehnten sich beide an den gleichen, hohen Stehtisch und vertieften sich in ein Gespräch. ‚Sympathisch', dachte die Polizistin. ‚Und irgendwie wohltuend normal.' Sie ließ sich noch einen weiteren Kaffee kommen, eher, um das Gespräch voranzutreiben, als dass sie wirklich noch eine zusätzliche Tasse gebraucht hätte. „Darf ich Sie mal etwas eher Persönliches fragen?", warf sie nach einigen Minuten ein. „Ich bin ja nicht katholisch, wissen Sie? Wie empfinden Sie das, als Frau, dass bei Ihnen nur Männer Priester werden können? Ich fände das ziemlich ätzend, wenn ich mich da in Ihre Lage versetze. So ein prinzipielles Stopp-Schild. So eine Zwei-Klassen-Gesellschaft!"

Judith Zoller lachte auf. Aus Überraschung? „Ach, seien Sie sich da mal nicht so sicher", erwiderte sie leichthin. „So ganz anders ist das bei Ihnen, also bei der Polizei, doch auch nicht, oder? Gibt es irgendwo im Bundesland eine Frau als Polizeipräsidentin?" Hannah Mellrich schaute nun ihrerseits verblüfft, überlegte, schüttelte dann den Kopf. „Äh, ich glaube nicht!", gab sie dann zu. „Sehen Sie! Das ist nämlich keineswegs nur in meiner Kirche so. Dass bestimmte Jobs dann doch den Herren der Schöpfung vorbehalten sind."

„Moment, das ist aber doch wohl etwas Anderes", unterbrach sie die Polizistin. „Theoretisch könnte jederzeit eine Frau Polizeipräsidentin werden. Und ich bin sicher, dass es in einigen anderen Bundesländern auch welche gibt. Aber bei euch in der katholischen Kirche ist ja schon die bloße Möglichkeit ausgeschlossen. Und nicht nur ganz oben, an der Spitze. Sondern schon auf der mittleren Ebene. Das wäre so, als ob es bei uns nur männliche Kommissare geben dürfte. Und dann – ganz ehrlich – wäre ich bei diesem Laden nicht mit dabei."

„Okay, okay“, gab Judith Zoller zu. „Sie haben natürlich Recht. Das ist etwas Anderes, stimmt. Ich habe mich aber schon so oft darüber geärgert, dass ich inzwischen meistens einfach automatisch auf Gegenangriff schalte. Sorry!“ Sie wurde ernst. „Wissen Sie: Ich, ich habe damit für mich kein Problem. Überhaupt nicht. Ich wusste immer, dass ich nicht Priesterin werden kann, und: Ich wollte das auch nie. Nein, mein Job ist für mich persönlich ganz genau das Richtige.“

Sie nickte zur Bestätigung ihrer Aussagen und klammerte sich fest an ihre längst geleerte Kaffeetasse. „Aber prinzipiell ist das eine Schande. Nicht zeitgemäß. Ich kenne so viele Kolleginnen, die gute, verdammt gute Priesterinnen wären. Die das jederzeit könnten. Und das auch wollen. Aber man lässt sie nicht. Stattdessen nimmt man jedes halbwegs geeignete männliche Kerlchen, wenn es nur bereit ist, die Spielregeln zu akzeptieren. Und manche auch dann, wenn sie die Regeln von Anfang an nicht einhalten können oder wollen. Hauptsache: Mann. Doch, da bin ich schon sauer. Das merken Sie ja.“

„Aber wie halten Sie es denn dann in Ihrer Kirche aus?“, fragte Hannah Mellrich nach, die sich das tatsächlich kaum vorstellen konnte. „Ich schaue auf das, was ich bewirken kann. Auf das, was möglich *ist*, nicht auf das, was möglich sein *könnte*!“, antwortete Judith Zoller leise und stockend. „Oft genügt mir das. Manchmal nicht!“, fügte sie hinzu und rieb sich nachdenklich an der Oberlippe.

„Wissen Sie“, fügte sie hinzu. „Ich glaube schon, dass sich in meiner Kirche manches ändern wird. Und doch, ja: Ich werde einiges davon noch erleben. Aber die Öffnung für Frauen zum Priestertum, daran glaube ich nicht. Da müssten die ehrenwerten Herren über viel zu große Schatten springen. Das gab es tatsächlich noch nie in der ganzen Kirchen-

geschichte. Eine solche Neuerung, die wird es in absehbarer Zeit nicht geben. Obwohl es viele gute Gründe dafür gibt, klar. Auch theologische. Frauen waren Prophetinnen. Frauen waren Diakoninnen. Frauen haben Gemeinden geleitet. Jesus ist zuerst den Frauen erschienen. Frauen haben die Kirchengeschichte entscheidend geprägt. Ach, ich erspare Ihnen die Details."

Hannah Mellrich nahm die engagierte Rede ihres Gegenübers überrascht zur Kenntnis. Hatte sie damit gerechnet? Sie war sich nicht sicher. Da hatte sich Einiges angestaut. Frustration, Kraft, Veränderungswille. Energie, die nicht abgerufen wurde. Die Pastoralreferentin sprach längst weiter. „Dabei gibt es viele Priester, die das gut fänden. Auch Bischöfe. Nicht nur in Europa, auch in Amerika. Aber realistisch muss man sagen: Sie sind nicht in der Mehrheit. Und die Gegenseite schreit lauter. Und agiert geschickter. Mit viel mehr Macht, Geld und Einfluss."

Judith Zoller sah die Polizistin ernst an. „So sieht das aus. Vielleicht ein bisschen schizophren, meine Lage. Aber sie ist, wie sie ist. Und ich habe das so akzeptiert. Und Ihre bei der Polizei ist eben tatsächlich vielleicht in manchem ähnlich. Wir leben alle unseren persönlichen Kompromiss. Ich meinen, Sie Ihren!" Mit diesen Worten verabschiedete sie sich, lächelte, öffnete die Tür des Cafés und verschwand in den Nachmittag hinein.

Hannah Mellrich überlegte. Wieder ein unerwartetes Gespräch. Wieder ein Einblick unter eine Decke, die sich nur selten hob. Die Schlagermusik hatte sie während des Gespräches völlig vergessen, tatsächlich einfach nicht mehr wahrgenommen. Nun dröhnte es „Mendocino, Mendocino. Ich fahre jeden Tag nach Mendocino!" Nervig! Sie blickte auf ihre Armbanduhr. Niemand hatte sich bei ihr gemeldet.

Gut so. Dann würde sie wohl nach Friedensberg zurückfahren. Sie verließ die Bäckerei, schloss die Tür hinter sich mit einer sichtlichen Erleichterung. Da klingelte ihr Diensthandy. Hörte nicht auf. Schnell entriegelte sie die Fahrertür des Autos per Fernbedienung, quetschte sich hinter das Steuer und nahm den Anruf entgegen.

Dominik Thiele war am Apparat: „Scheiße, Hannah! Bist du noch in Polzingen?" Sie nickte, bis ihr einfiel, dass er das ja nicht sehen konnte. „Ja, bin ich", erwiderte sie kurzangebunden. „Du musst sofort in die Nürnberger Straße! Haus Nummer 4. Gassner! Eine Vergiftung, Zyankali, wenn ich das richtig verstanden habe. Ich komme, so schnell es geht."

„Gassner ... Gassner ...", stammelte sie. Der Name sagte ihr etwas. Es hatte mit diesem Fall zu tun. Aber was? „Dieser Messdiener. Der beim Tod des Pfarrers dabei war", brachte Thiele sie auf die Spur. „Ein jüngerer Bruder. Um den geht es. Mehr weiß ich auch noch nicht. Bis gleich. Beeil dich!" Hannah Mellrich hatte schon die Adresse in den Routenplaner getippt. Gleich um die Ecke. Keine vier Minuten Fahrtzeit. Gut! Was war denn da nur los?

## 17.

Vor dem Reiheneckhaus, in dem die Familie Gassner wohnte, empfing sie helle Aufregung. Mehrere Fahrzeuge parkten auf der Straße und dem Bürgersteig, eines mit offener Fahrertür und laufendem Motor. Daneben ein alter, silberner Mercedes, der Hannah Mellrich bekannt vorkam. „Dr. Bregnitzer", meldete ihr Hirn automatisch. Einige Nachbarn standen trotz der Kälte in ihren Haustüren, tuschelten, zeigten auf das blassgelb gestrichene Reihenhaus mit der Nummer 4.

Die Polizistin hielt an, stieg aus, klickte ihren Wagen zu, während sie auf das Haus zulief, trat ein.

Im Wohnzimmer traf sie auf den alten Arzt, dessen Anwesenheit sie angesichts seines Autos erwartet hatte. Er kniete neben dem großen, flachen Holztisch und beugte sich über einen vielleicht neunjährigen Jungen, der kreidebleich auf dem Teppichboden lag. Der Kopf fiel nach rechts zur Seite. Er rührte sich nicht. Sie nahm wahr, dass im Hintergrund eine Frau, sie mochte um die sechzig sein, eine jüngere Frau im Arm hielt und zu trösten und zu beruhigen versuchte. ‚Moment', blitzte es in ihrem Hirn. ‚Barbara Winkler. Grundschullehrerin. Vorsitzende des Pfarrgemeinderates.' Auf ihr außergewöhnlich präzise erinnerndes Personengedächtnis war Verlass. Allerdings brauchte sie dazu meistens ein Gesicht. Dann kamen die Namen. Nicht umgekehrt.

‚Die andere Frau wird wohl Frau Gassner sein, die Mutter', schoss es ihr durch den Kopf. All das brauchte nicht mehr als eine Sekunde. Dr. Bregnitzer drehte sich zu ihr um, erkannte sie. „Er lebt!" erklärte er mit nickenden Bewegungen seines Kopfes. „Der Einsatzwagen ist verständigt. Er wird es schaffen." Offensichtlich hatte er diese gute Nachricht schon zuvor verkündigt. Angesichts der Reaktionen der Personen im Raum schien Hannah Mellrich die einzige zu sein, für die diese Auskunft neu war. Erst jetzt bemerkte sie auch Tino, den Vierzehnjährigen, der sich hinter seiner Mutter und der Lehrerin verborgen hatte. Sein Gesicht war aschfahl. Was war hier bloß passiert?

Wenig später saßen Frau Gassner, ihr ältester Sohn, Barbara Winkler und die Polizistin um einen abgenutzten Esstisch in der Küche auf einfachen Metallstühlen. Die Lehrerin hatte immer noch den Arm um die Mutter des vergifteten Kindes gelegt. Ohne diese Stütze wäre Frau Gassner zusam-

mengeklappt, so viel war klar. „Ich wohne in der 6, gleich nebenan“, hatte Barbara Winkler ungefragt der Beamtin zugeraunt, während sie in die Küche gingen, „wir sind befreundet“. Tino schaute verstört. Hohle Augen. So blass wie sein jüngerer Bruder. Aber ansonsten wohlauf. Dr. Bregnitzer war bei Leon geblieben, so hieß der Neunjährige.

Frau Winkler hatte Gläser und Mineralwasser geholt, offensichtlich kannte sie sich in der Küche gut aus. Sie flößte der willenlos, fast apathisch wirkenden Hausherrin einige Schlucke ein. „Komm, das wird dir guttun!“, sagte sie mit warmer Stimme. Auch Tino trank hastig, verschluckte sich, plötzlich stiegen ihm die Tränen in die Augen. „Ich bin schuld!“, flüsterte er. „Ich! Wenn dem Leon was passiert, das verzeihe ich mir nie.“

Hannah Mellrich hatte sich zunächst zurückgehalten. Ihr Eintreten war wie ein Einbruch in eine intime Szenerie gewesen, so hatte sie das empfunden. Jetzt musste sie einschreiten. „Ganz ruhig, Tino!“, tröstete sie, „das werden wir in aller Ruhe klären. Leon wird schon nichts Schlimmes passieren. Das hat der Doktor doch gesagt.“ Sie legte ihm ihre rechte Hand auf den Arm, der kraftlos auf dem Küchentisch lag.

„Komm, erzähl einfach, was passiert ist“, forderte sie den Jungen mit sanfter Stimme auf. Inzwischen war der Rettungswagen eingetroffen. Zwei Sanitäter kümmerten sich, knapp informiert von Dr. Bregnitzer, um den Jungen. Der Arzt trat nun ebenfalls in die Küche, setzte sich ächzend auf einen Stuhl und hörte zu. Das, was hier zu besprechen sein würde, interessierte ihn auch.

Tino schwieg. Seine Augen weiteten sich. Er presste die Lippen aufeinander. Befreite sich hastig von der Berührung. Erst als Frau Winkler ihm ein beruhigendes Lächeln schenkte

und ihm ermunternd zunickte, brach es aus ihm heraus. „Der Leon spielt doch so gern Pfarrer! Hat sich doch beim Pfarrer Mooslechner immer alles genau angeschaut. Was der so tut, im Gottesdienst. Was er spricht. Welche Gesten er macht. Und ...", er stockte. „Ja?", ermunterte ihn Barbara Winkler. ‚Gut, dass sie da ist!', dachte Hannah Mellrich. ‚Sie kennt den Jungen, hat einen guten Draht zu ihm. Ich käme da jetzt wahrscheinlich nicht weiter.'

„Und da bringe ich ihm manchmal Hostien mit. Aus der Sakristei. Ich weiß ja, wo die aufbewahrt werden. Also natürlich nur die nicht geweihten. Die anderen sind ja eingeschlossen. Im Tabernakel." ‚Was immer das jetzt wieder sein mag', schoss es Hannah Mellrich durch den Sinn. „Und gestern habe ich wieder welche mitgenommen. Fünf Stück. Die kosten doch gar nichts. Die vermisst ja keiner. Niemand! Da entsteht doch kein Schaden. Dem Leon macht's halt solchen Spaß. Ich bin doch kein Dieb!" Wieder schossen ihm die Tränen in die Augen.

Seine Mutter – bis dahin regungslos – wandte langsam ihr Gesicht zu ihrem Sohn. Und berührte sanft seinen Oberarm. „Niemand macht dir einen Vorwurf, Tino!", beruhigte ihn Hannah Mellrich. „Das ist überhaupt nicht schlimm, keine Sorge. Aber was ist dann passiert?"

„Naja, vorhin wollte er wieder Pfarrer spielen. Als er aus der Schule kam. Wir essen immer erst um drei. Da war noch genug Zeit. Und ich bin dann immer Messdiener, das kann ich ja. Ihm zuliebe spiele ich mit. Manchmal. Nicht immer. Und er ist eben der Pfarrer. Er zieht sich ein langes Hemd von Papa an und dann geht es los. Die Wandlung macht er besonders gern. Ganz ernst. Richtig echt. Und dann isst er eben eine Hostie. Wir wissen ja, dass das alles nicht wirklich ist. Nur Spiel. Aber es muss alles so sein wie in echt. Wein

haben wir natürlich nicht. Da nehmen wir meistens Apfelsaft oder was gerade da ist."

„Aber heute war alles anders?", warf Dr. Bregnitzer ein, dem die Erzählung zu lange dauerte. Hannah Mellrich warf ihm einen mahnenden Blick zu. Was mischte er sich da ein? Sie war hier die Zuständige. Sie! Bei Thiele oder Kellert hätte er das nicht gemacht, da war sie sich sicher. Tino schreckte auch gleich zurück. Die Stimme hatte ihn verunsichert. Bedroht. „Ja", stammelte er, „ja. Erst lief alles wie immer. Aber als er die Hostie runterschluckte, wurde ihm schlecht. Er guckte ganz komisch. Und plötzlich nahm ich diesen Geruch wahr. Den ich schon am Sonntag in der Kirche gerochen hatte. Als der Pfarrer gestorben ist. Da stand ich doch direkt daneben. Wie heißt das noch, Herr Doktor? Sie haben es doch dem Kommissar erklärt."

Dr. Bregnitzer wartete dieses Mal auf ein leichtes Kopfnicken der Polizeibeamtin. ‚Okay, Botschaft angekommen', dachte diese zufrieden. „Bittermandel", antwortete der Arzt dann. „Du gehörst also zu denen, die das riechen können." „Genau", bestätigte Tino. „Und dann habe ich Leon angeschrien ‚Kotz es raus!', und das hat er auch sofort gemacht. Er musste sowieso schon würgen." Er blickte zur Seite auf seine Mutter: „Mama, das musst du noch aufwischen!"

„Das ist unsere geringste Sorge", kommentierte Hannah Mellrich. „Und dann? Was ist anschließend passiert? Komm, erzähl weiter!" „Dann habe ich Mama geholt. Die war im Keller und hat Wäsche aufgehängt. Deswegen hat sie ja gar nichts mitgekriegt. Und die hat sofort Dr. Bregnitzer angerufen." „Ich bin schon seit ewig der Familienarzt", redete der Arzt dazwischen. Tino sprach einfach weiter. „Danach kam Frau Winkler. Und dann Sie."

„Wenn das so ist, dann hast du deinem Bruder eher das Leben gerettet, als ihn gefährdet", wandte die Polizistin ein. „Er kann dir dankbar sein. Und du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen! Wirklich nicht." Die Erleichterung war Tino anzusehen. Er sank in sich zusammen. „Alles okay, wir nehmen den Leon zur Beobachtung mit ins Krankenhaus", meldete einer der Sanitäter vom Flur aus. „Es ist nicht so schlimm. Aber sicher ist sicher." „Ich komme mit", sprach Frau Gassner mit fester Stimme, stand auf und suchte rasch nach dem Nötigsten, was sie brauchen würde.

Sie drehte sich noch einmal um: „Tino! Warte du hier auf Papa. Bitte! Der kommt spätestens in einer Viertelstunde von der Arbeit. Barbara, kannst du solange bei ihm bleiben?" „Natürlich!", bestätigte die Lehrerin. „Ich bin nicht nur die Nachbarin, sondern war auch Tinos Klassenlehrerin in der dritten und vierten Klasse!", erklärte sie ungefragt, was Dr. Bregnitzer ignorierte, Hannah Mellrich lächelnd zur Kenntnis nahm.

„Tino, wann und woher hast du diese Hostien genommen?", fragte die Polizistin, als der Krankenwagen mit Leon und seiner Mutter – ohne Sirenengeheul, wie Hannah Mellrich dankbar bemerkte – losgefahren war. Tino hatte nicht damit gerechnet, noch einmal befragt zu werden, und schaute verunsichert. „Na da, wo die immer liegen, die für den nächsten Gottesdienst gebraucht werden. In dieser Plastiktüte. Gestern war das, abends, nach dem Firmvorbereitungstreffen mit Vikar Häferle und der Frau Zoller." ‚Der Pastoralreferentin!', meldete sich das Personen-Erinnerungs-Hirn der Polizistin.

„Und da kommt man einfach so rein, in die Sakristei?", fragte sie nach. „Katholische Kirchen sind offen", erklärte Frau Winkler, die ja auch Vorsitzende des Pfarrgemeinde-

rates war. „Das ist zwar ein Risiko, aber eigentlich passiert da nicht viel. Zumindest nicht hier, in Polzingen. Da kann also theoretisch jeder rein, ja. Wir schließen abends jetzt im Dezember immer gegen sieben Uhr ab. Im Sommer erst gegen neun. Da kommen immer Leute zum Beten, wissen Sie. Oder um eine Kerze anzuzünden. Sollen wir die vor verschlossenen Türen stehen lassen? Die Sakristei ist meistens versperrt, aber das wird schon manchmal vergessen."

„Ich habe ja einen Schlüssel", murmelte Tino kleinlaut. „Als Oberministrant. Ich muss doch aufschließen, wenn kein anderer da ist und der Pfarrer erst spät zum Gottesdienst kommt. Sonst kommen die Kleinen doch nicht rein. Und gestern war abgeschlossen. Das weiß ich absolut sicher. Ich habe aufgesperrt. Nur kurz, um die Hostien für Leon zu besorgen, und dann wieder ab. Ganz bestimmt!"

„Ich habe die übrigen Hostien gefunden. Vier! Ich habe sie sichergestellt. Damit nicht noch Schlimmeres passiert. Oder sie verloren gehen", wagte Dr. Bregnitzer eine Einmischung, nachdem das Gespräch für eine Weile verstummt war. „Keine Sorge. Mit Handschuhen", fügte er an und zeigte seine in einem kleinen Plastiktütchen gesicherte Beute vor. Vier gewöhnliche kleine, blasse, dünne, fast transparente Brotscheiben. Ob sie alle mit Zyankali versetzt waren? Ob die Vergiftung sich auch auf die Hostien in der Sakristei ausdehnte? Das musste schnellstens geklärt werden. Hannah Mellrich benachrichtigte die KTU. Die würde sich darum kümmern.

Außer Atem sprang plötzlich Dominik Thiele in den Raum. „Stau! Verdammt!", schnaufte er, zog seine Kollegin in den Flur und ließ sich von ihr über den Stand der Dinge informieren. „Schöne Scheiße!", kommentierte er das Geschehen mit drastischen Worten. „Aber es scheint, als hätten

wir noch mal Glück gehabt. Der Junge, vor allem. Aber was bedeutet das? Wie passt das alles zusammen? Wir dachten doch, es ginge um einen Anschlag auf den Pfarrer?"

## 18.

Beate Kellert hatte einen Tee aufgebrüht. Viertel nach fünf, das passte doch. Und einen Teller mit selbst gebackenen Weihnachtsplätzchen auf den Wohnzimmertisch gestellt. „Die isst man ja meistens doch vorher, obwohl sie eigentlich für das Fest selbst gedacht sind", hatte sie fast entschuldigend hinzugefügt. ‚Stimmt', dachte Dominik Thiele, der das Gebäck nur zu gern aß und sich schon seit Ende des Sommers darauf freute. ‚An Weihnachten kann man sie dann nicht mehr sehen, so viele hat man davon schon gegessen.' Beate Kellert hatte sich widerstrebend dieser ‚Verfrühung' – wie sie das nannte – angepasst. ‚Aber wenn das alle so handhaben, was bleibt dir schon übrig?'

Ihrem Mann ging es schon ein wenig besser, aber an Aufstehen und Herumlaufen war immer noch nicht zu denken. Sehr zu seinem Ärger. Er war kein leicht zu handhabender Patient. Unzufrieden. Ungeduldig. „Dadurch machst du es auch nicht besser!", hatte ihm seine Frau vorgeworfen. ‚Aber wie soll ich mich dieses Jahr um Weihnachtsgeschenke kümmern', dachte er, ‚ich komme ja gar nicht aus dem Haus?' Er würde sich wohl im Internet umsehen müssen. Einkaufen im Internet: Das hasste er noch mehr als das normale Einkaufen in Geschäften. All das war normalerweise Beates Job. Außer, wenn es um Geschenke ging. Da musste er sich dann immer wohl oder übel dazu überwinden, selbst aktiv zu werden. Dieses Jahr also im Internet.

Allem Lamentieren zum Trotz ermahnte er sich: ‚Reiß dich zusammen, Bernd! Lass dich nicht so hängen!' Leichter vorgenommen als umgesetzt! Aber er hatte seine Mitarbeiter gebeten, bei ihm vorbeizuschauen und ihn auf dem Laufenden zu halten. Sie saßen um den Tisch, Beate hatte den Adventskranz angezündet und weitere Kerzen aufgestellt. Draußen war es bereits stockdunkel.

‚Gemütlich', dachte Dominik Thiele, während er sich zwei Kokosmakronen stibitzte und ein Nussplätzchen hinzunahm. ‚Spießig', ging es hingegen Hannah Mellrich durch den Sinn, die an ihrem ungesüßten schwarzen Tee nippte. Auf Weihnachtsgebäck war sie nicht so scharf. ‚Die machen dick', dachte sie mit einem Seitenblick auf Dominik Thieles Bauch, der sich aber noch völlig straff und sportlich unter seinem modischen Hemd abzeichnete. ‚Klar, du machst viel Sport', ging es seiner Kollegin durch den Kopf. ‚Aber warte mal ab, bis du vierzig bist. Ab da setzen die meisten Männer Gewicht an.' ‚Mir, als Frau, wird das jedenfalls nicht passieren', nahm sie sich vor.

„Na, pack schon aus!", ermunterte Thiele seinen Chef. Hannah Mellrich und er hatten ihrem Chef etwas mitgebracht. Dass es ein Buch war, ahnte man schon an der Form und der im Laden selbst vorgenommenen, professionellen Verpackung. Ungeduldig riss Kellert das Geschenkpapier auf. Einige stilisierte rote Blutstropfen leuchteten ihm auf dem Cover entgegen. Seltsamer Geschmack. Fragend blickte er auf seine beiden Gäste. „Ein Kirchenkrimi", erläuterte Hannah Mellrich. „Aus dem Echter-Verlag, die sind offensichtlich auf so etwas spezialisiert. Soll ganz gut sein, meinte die Verkäuferin." „Und das passt doch zu unserem Fall, oder?", ergänzte Thiele, der das Zögern ihres Chefs durchaus bemerkt hatte.

‚Noch mehr Krimis!', dachte Bernd Kellert. ‚Ob ich die lesen werde?' „Hauptsache kein Regionalkrimi!", entgegnete er nun. „Die hasse ich nämlich. Da schleicht man dann mit den Kommissaren durch München, Berlin, Bamberg oder sonst wo, und freut sich daran, die Straßen und Gebäude wiederzuerkennen. Als wäre das reizvoll! Da ist mir eine gut gemachte Erfindung doch lieber. Und von mir aus platziert in ein spannendes Milieu. Aber ob das nun gerade bei der Kirche funktioniert?"

Nun schaltete sich Beate Kellert ein. Sie hatte ihrem Mann ja selbst schon einige Krimis geschenkt, bemerkte nun aber die leichte Enttäuschung bei den Besuchern angesichts der zurückhaltenden Reaktion: „Vielleicht lese *ich* den erst einmal. Und wenn er mir gefällt, gebe ich ihn an dich weiter, Bernd. Das ist jedenfalls äußerst nett von euch, danke!" Nach einigem weiteren unverbindlichen Höflichkeitsgeplauder zog sie sich zurück. Katze Pucki hatte um die Gunst der jungen Polizistin gerungen, war aber abgeblitzt. Hannah Mellrich mochte nun einmal keine Katzen. Beleidigt zog sich Pucki in ein Körbchen zurück, das in einer Zimmerecke des verwinkelten Raumes stand.

„So, jetzt bist du informiert!", beendete Dominik Thiele den Bericht, den er immer im Wechsel mit seiner Kollegin vorgetragen hatte. Eine gute Art, sich selbst einen Überblick über den Stand der Ermittlungen zu verschaffen. Bernd Kellert blickte von der einen zum anderen. „Das heißt, wir müssen noch einmal ganz neu ansetzen, oder?", kommentierte er die ihm präsentierten Informationen. „Vielleicht ging es gar nicht um die Person von Pfarrer Mooslechner, sondern ... ja, um was?"

„Genau das ist die Frage", stimmte Dominik Thiele zu. „Um diese Kirchengemeinde hier?", er schlug mit der rechten

Hand einen Bogen. „Könnte sein", fügte Hannah Mellrich hinzu. „Oder um die katholische Kirche ganz allgemein." Das Gespräch verlief anders als sonst üblich. Die drei Kriminalbeamten saßen um einen Wohnzimmertisch und sprachen auf Augenhöhe. Die bis dahin üblichen Rollenmuster waren aufgesprengt. Die ungewöhnliche Situation, die private Umgebung – all das hatte die normalerweise automatisch herrschende Hierarchie abgeschmolzen, zumindest im Moment.

„Dazu habe ich etwas herausgefunden", warf Kellert ein, beugte sich vor, um nach einem Papierstapel zu greifen, der auf dem Tisch lag, verzog aber das Gesicht: „Au!" Ein stechender Schmerz schoss ihm in den Rücken. Die Streckbewegung war schon zu viel gewesen. Er griff trotzdem mit leicht verzerrtem Gesicht nach den Papieren, lehnte sich vorsichtig wieder zurück, blätterte kurz durch die Seiten und ergänzte dann: „Wenigstens ein bisschen im Internet recherchieren, das immerhin kann ich ja auch von hier aus. Aber ihr wisst ja: das ist nicht gerade meine Stärke. Also genaugenommen habe nicht *ich* das herausgefunden, sondern Lena. Also Frau Winter-Drexler. Der hatte ich ja den Auftrag gegeben, sich und uns schlau zu machen über Priestermorde in der letzten Zeit."

Seine beiden Mitarbeiter schauten ihn nun neugierig an. Was hatte die Kommissariats-Sekretärin zusammengetragen? Thiele hatte sich noch mit einigen weiteren Plätzchen eingedeckt. Er versuchte, sie so unauffällig wie möglich zu verzehren. Wenn sie doch schon dastanden! „Ein makabres Thema, aber was will man machen?", kommentierte ihr Chef die von ihm durchgearbeiteten Fälle. „Da gibt es ganz schön viele Vorfälle. Ich habe mich da heute Nachmittag schlau gemacht und einiges gelesen." Er wedelte mit dem ungehefteten Papierstapel. „Habe ja sonst gerade nichts zu tun."

„Ich fasse das mal zusammen", fuhr er fort. „Die meisten Priestermorde passieren in Lateinamerika und Afrika. Da kommt das aber immer wieder vor. Weil sie sich politisch einmischen. Weil sie den Mächtigen und Reichen dazwischenfunken." „Wie dieser Romeo", warf Dominik Thiele ein. „Romero hieß der, Oscar Romero", verbessert Bernd Kellert, der es mit dem vor ihm liegenden Skript natürlich leicht hatte. „Aber woher kennst ausgerechnet *du* den?"

Ohne auf die leichte Spitze einzugehen, erwiderte Dominik Thiele: „Das hat mir dieser Vikar im Gespräch erzählt. Auch über diesen französischen Priester, diesen ...?" Kellert blätterte wieder durch sein Konvolut. „Jacques Hamel?", half er nach. „Genau, dieser alte französische Priester, der von Islamisten umgebracht wurde", führte Thiele seinen Satz zu Ende. „Ah ja, an den kann ich mich auch erinnern. Ist noch nicht so lange her, oder?" brachte sich Hannah Mellrich ein. „2016 war das. Jetzt-Zeit. Und mitten in Westeuropa", bestätigte ihr Chef nach einem erneuten Blick in seine Papiere. Dass seine Kollegen ihn bei seinem Bericht unterbrochen hatten, schien ihn nicht zu stören. Sehr ungewöhnlich!

„Aber hier bei uns in Deutschland gibt es das doch nicht, oder?", setzte die Polizistin nach. „Denkt ihr", erwiderte Kellert triumphierend, und schloss Dominik Thiele gleich in das von ihm vermutete Unwissen ein. „Wir sprechen jetzt mal nicht von der Zeit des Nationalsozialismus. Da gab es natürlich zahlreiche mutige Priester, die für ihren Glauben und für ihre Überzeugung gestorben sind. Märtyrer, so nennt man die." ‚Mehrtürer?', fragte sich die Polizistin nur einen kurzen Moment lang. Den Kalauer hatte sie vor Kurzem irgendwo gehört. Haha.

Kellert aber steuerte auf sein Ziel zu: „Nichts da! Von wegen: lange her! 2018: mitten in Berlin. Wird ein Pfarrer der

dortigen französischsprachigen, katholischen Gemeinde ermordet. Moment!“ Er las den Namen langsam und in nicht ganz akzentfreiem Französisch: „Alain-Florent Gandoulou, hieß der. 54. Ungefähr so alt – also so jung – wie ich! Und der Täter ging unglaublich brutal vor. Ich erspare euch die Details, wir sind hier ja nicht in einem Kriminalroman. Da lobe ich mir doch Zyankali.“

„Wurde der Fall aufgeklärt? Hat man den Täter gefasst?“, fragte Dominik Thiele. „Jaja, es war ein Afrikaner, der sich als ‚besessen‘ bezeichnet hat. Die Tat sei ihm von Geistern befohlen worden.“ Kellert blickte auf seine beiden Mitarbeiter. „Das glaubt man nicht, oder? Das würde man in einem Krimi als schlechte Erfindung bezeichnen. Ist aber wahr!“

„Hilft uns aber wohl kaum weiter, oder?“, ergänzte Thiele nach einer kurzen, von Bernd Kellert effektvoll gesetzten Pause. „Nicht direkt“, antwortete dieser. „Nein, das glaube ich nicht. Wir haben es hier in Polzingen nicht mit Islamisten zu tun, auch nicht mit Voodoo. Aber es zeigt uns, was möglich ist. Wie verrückt die Welt ist. Auch hier bei uns. Nein: Wir dürfen einfach nichts ausschließen.“

Thieles Smartphone klingelte. Er nahm es heraus und las die – offensichtlich etwas längere – Nachricht. Neugierig blickten ihn Hannah Mellrich und Bernd Kellert an. „Die KTU“, erklärte Thiele, nachdem er das Smartphone wieder in seine Hosentasche geschoben hatte. „Sie sind sich absolut sicher, dass diese vergifteten Hostien am Sonntag noch nicht in der Sakristei waren. Da haben sie doch alles untersucht. Gründlich.“

„Aber dann muss sie ja dort irgendjemand zwischen Sonntagabend und Montagnachmittag deponiert haben! Jemand, der sich vor Ort gut auskennt und einen Zugang hat“, fol-

gerte Bernd Kellert. „Und das schränkt den Kreis der Tatverdächtigen nun endlich ein, oder?“ Hannah Mellrich schüttelte skeptisch den Kopf. „Einerseits schon. Andererseits ist die Kirche fast durchgängig geöffnet, außer nachts natürlich. Und die Sakristei ist eben nicht immer abgeschlossen, obwohl sie das sein müsste. Hat mir dieser Tino erzählt.“ Enttäuscht blickten sich die drei Polizeibeamten an.

„Das ist aber noch nicht alles“, brachte sich Dominik Thiele wieder ins Gespräch. „Die vier übrigen Hostien, die dieser Dr. Bregnitzer im Haus der Gassners sichergestellt hat, sind alle auch mit Zyankali versetzt. Das war ja irgendwie auch zu erwarten gewesen. Übrigens keine einzelne mit einer tödlichen Ration. Zumindest nicht für einen normalen Erwachsenen. Aber interessanter scheint mir Folgendes: Von den Hostien in der Sakristei, die als nächstes benutzt werden sollten, waren nur fünf weitere vergiftet. Der Rest war ganz normal.“

„Hmm, und das heißt?“, überlegte Hannah Mellrich. Ihre beiden Kollegen sahen sie mit fragenden Blicken an. „Ja, das ist die Frage!“, seufzte Bernd Kellert, ließ dann aber seinen Gedanken freien Lauf. „Da wollte niemand eine Massenvergiftung hervorrufen. Da wollte jemand umgekehrt aber das Risiko vermeiden, dass die vergifteten Hostien zufällig aussortiert werden oder verloren gehen. Und: Die Wirkung sollte bald eintreten.“

„Genau!“, ergänzte Bernd Thiele. „Für heute Abend war doch eigentlich ein Gottesdienst angesetzt, den der Vikar gehalten hätte. Der ist nun natürlich abgesagt.“ „Aha, dann hat man den Anschlag also für den heutigen Abend geplant“, schlussfolgerte Hannah Mellrich. „Wahrscheinlich“, stimmte Bernd Kellert zu, nahm sich ein Vanillekipferl, biss hinein, betrachtete dann nachdenklich das angebissene Stück in

seiner Hand, kaute, schluckte langsam und spülte es mit einem Schluck Tee hinunter.

„Aber warum?", fragte Hannah Mellrich, die ebenfalls unwillkürlich auf das halbe Weihnachtsplätzchen in der Hand ihres Chefs gestarrt hatte. „Was soll das Ganze?" Thiele überlegte laut: „Eine Botschaft? Rache? Eine Demonstration? Ausdruck von Frustration?" „Dominik, Hannah: Seien wir ehrlich! Wir tappen noch völlig im Dunklen. Und das gefällt mir nicht. Ganz und gar nicht. Was, wenn das noch nicht der letzte Anschlag war?", sinnierte Bernd Kellert.

Seine Mitarbeiterin hatte darauf natürlich auch keine Antwort, aber immerhin einen Gedanken: „Es muss etwas mit St. Korbinian zu tun haben. Mit Polzingen. Und wir sind ja gerade erst dabei aufzudecken, welche kleinen und großen Konflikte, Streitereien, Eifersüchteleien, Skandälchen und was weiß ich nicht alles es hier gibt. Mir reicht das, was wir da bis jetzt gefunden haben. Mir wird jetzt schon ganz schwindelig, wenn ich alle diese Namen höre, Lebensgeschichten, Einzelschicksale. Aber wer weiß, was da noch auf uns wartet? Weitere Entdeckungen. Es geht um diesen Ort hier, da bin ich sicher. Beide Anschläge haben hier stattgefunden. Das kann doch kein Zufall sein."

Ihr Chef war vorsichtiger: „Wahrscheinlich haben Sie Recht, Hannah. Aber was, wenn ein nächster Zwischenfall in einer der Nachbargemeinden passiert?" Er wandte sich an seinen Mitarbeiter: „Nein, Dominik: Du musst dafür sorgen, dass alle Kirchengemeinden ringsum gewarnt werden. Wir wollen keine Panik verbreiten, aber wir müssen Vorsorge treffen. Wir haben die Pflicht, die Bürger zu beschützen."

„Mache ich", antwortete Thiele knapp, als er sich plötzlich wieder in der Rolle des Befehlsempfängers sah. Die er aber nur zu gut kannte und auch sofort wieder akzeptierte.

Denn das war natürlich schlicht und einfach die offizielle Situation. Bernd Kellert – Chef; Dominik Thiele – Mitarbeiter. Auch wenn sich dieser die Chefrolle inzwischen selbst zutraute.

„Trotzdem sollten wir allen Spuren weiter nachgehen, die mit Pfarrer Mooslechner zu tun haben, meine ich", warf Thiele ein. „Ich werde mich zum Beispiel um diesen Peter Dingsda kümmern, den Sohn dieser Freundin oder was immer die war, die er damals hatte." „Tu das, Dominik", stimmte Kellert zu. „Und du hast völlig Recht. Wir können nach wie vor nichts ausschließen. Also: Augen und Ohren auf. Ich habe da auch noch eine Idee, der ich nachgehen werde." Seine Mitarbeiter sahen ihn neugierig an. Ihr Chef beließ es aber bei dieser Andeutung.

„Sollten wir diesen Tino noch einmal näher unter die Lupe nehmen?", fragte Dominik Thiele. „Immerhin war der ja an beiden Taten direkt beteiligt. Als Einziger!" „Tino?", rief Hannah Mellrich aus. „Nee, der ist doch selbst völlig geschockt. Der hat mit der Sache nichts zu tun, da bin ich mir sicher. Wie sollte der an das Gift kommen? Warum sollte er das tun? Der ist doch selbst fast noch ein Kind!"

„Vorsicht, Hannah, nicht von Gefühlen leiten lassen!", mahnte Bernd Kellert. „Ich kann mir das zwar auch nicht vorstellen. Die Taten sind tatsächlich präzise geplant und fast schon professionell durchgeführt worden. Das spricht für einen erwachsenen, einen rational vorgehenden Täter. Oder für eine ebensolche Täterin", ergänzte er in Erinnerung an den letzten Fall, in dem er im kirchlichen Milieu ermittelt hatte. „Einfach nichts für unmöglich halten!"

Hannah Mellrich blickte ihn an und signalisierte ihre Zustimmung durch ein langsames Heben und Senken der Lider. Sie ergänzte: „Ich habe mich im Internet schlau gemacht.

Immer noch ist es so, dass Frauen, wenn sie denn morden, weit häufiger zu Gift greifen als Männer. Einfach deshalb, weil man dazu keine körperliche Kraft braucht. Oder warum auch immer. Deswegen haben Sie schon Recht, Chef, wenn Sie weiterhin auch Täterinnen im Fokus haben. Dominik, das dürfen wir nicht vergessen!", ermahnte sie auch ihren Kollegen.

Der nickte nachdenklich, ging offenbar im Geiste alle Frauen durch, mit denen er in diesem Fall bislang zu tun gehabt hatte. Aber er wurde unterbrochen. Wieder meldete sich sein Handy. Eine weitere Nachricht. Dieses Mal kürzer. „Der Junge ist durch", teilte er mit. „Also Leon. Hat nur eine leichte Vergiftung. Muss ein paar Tage im Krankenhaus bleiben. Aber es werden keine Schäden bleiben." Erleichtert schauten sich die drei Polizisten an. „Puh! Aber was wäre gewesen, wenn er die vergiftete Hostie verdaut hätte? Das ist doch noch ein Kind!", warf Hannah Mellrich ein. Dominik Thiele machte ein fragendes Gesicht und zuckte mit den Achseln.

## III.

*Schon wieder ein Fehler! Das darf mir einfach nicht passieren! Aber mit dem Jungen, mit dem konnte ich nun wirklich nicht rechnen. Dass der ausgerechnet jetzt die Hostien entwendet! Gut, dass seinem Bruder nichts passiert ist. Ein Kind! Das hätte ich mir nie verziehen.*

*Klar, dass das Gift gewirkt hat. Dieses Mal ist das völlig logisch. Aber wie gut, dass ich die Dosis gering gehalten habe. Das hatte ich eigentlich nicht vor. Aber irgendwie hat sich mein Instinkt bewährt. Gut so.*

*Was soll ich nun tun? Meine Aufgabe ist noch nicht erledigt. Ich* MUSS *mein Vorhaben weiterführen. Es geht um* ALLES. *Dazu bin ich auserwählt, ich spüre das. Ich weiß das. Auch, wie verrückt sich das anhört. Aber wenn es nun einmal* WAHR *ist?* ICH *muss den Beweis erbringen, auf den die Welt seit 2000 Jahren wartet. Und ich* KANN *diese Aufgabe erfüllen.*

*Aber ich muss vorsichtig sein. Sehr vorsichtig. Es darf mir kein weiterer Fehler mehr unterlaufen. Pfarrer Mooslechner hat nur Traubensaft verwendet. Das wusste ich einfach nicht. Außerdem: Das Gift hätte sich in Wein gar nicht richtig aufgelöst! Warum habe ich mich da vorher nicht besser informiert? Und schließlich der Junge: Hatte Zugang zu den von mir präparierten Oblaten, noch bevor sie zu geweihten Hostien wurden. Ein dummer Zufall!*

*Ich dachte, ich hätte alles im Griff. Alles wäre ganz einfach. Ist es nicht. Ich muss anders vorgehen. Ein anderes Gift beschaffen. Aber wie? Und es wird Zeit brauchen. Außerdem: Diese Kommissare sind nicht dumm. Nur nicht den Gegner unterschätzen! Soll ich abwarten, bis ein wenig Gras über die Sache gewachsen ist? Vielleicht. Aber nicht zu lange.*

## 19.

Mittwoch. Bernd Kellert saß beim Frühstück. Er hatte seine Frau wieder zur Arbeit nach Friedensberg geschickt. Er würde schon irgendwie allein zurecht kommen. Und er hatte ja gespürt, dass ihr seine Nörgeleien auf die Nerven gegangen waren. ‚Zu Recht', musste er sich selbstkritisch eingestehen.

Dafür hatte sich ganz überraschend Jenny angekündigt, ihre Tochter. Sie studierte und wohnte in Friedensberg, eigentlich nur eine knappe halbe Stunde entfernt. Trotzdem schaute sie nur selten bei ihren Eltern vorbei. Wie ihr Bruder hatte auch sie ihnen nicht verziehen, dass sie die Wohnung verkauft hatten, in der sie, Jenny, ihre Kindheit verbracht hatte. ‚Eine Wohnung in Friedensberg zu verkaufen und stattdessen aufs Land zu ziehen!', hielt sie ihnen immer wieder vor. Sie traf sich mit Beate, die ja auch in der Stadt arbeitete, dort immer mal wieder zu einem Kaffee und einem Plausch. Der Kontakt zu ihrem Vater war hingegen nicht besonders intensiv. Zu dessen Leidwesen.

Nun saß sie mit am Frühstückstisch. Pucki hatte es sich gleich auf ihrem Schoß bequem gemacht und ließ sich nun ausgiebig und äußerst zufrieden schnurrend unterm Kinn

kraulen. Dass Jenny Katzen mochte, erahnten diese instinktiv. Sie zog die Viecher geradezu an. „Mensch Papa! Du machst ja Sachen!“, warf sie ihm gerade vor. Als hätte er sich absichtlich den Rücken verrenkt. Bernd Kellert lächelte etwas gequält zu seiner Tochter hinüber. „Von wegen ‚machst‘! Da habe ich selbst herzlich wenig ‚gemacht‘“, maulte er vor sich hin, während er sich ein Brötchen mit Erdbeermarmelade bestrich. „Außerdem: Mir geht es ja schon wieder viel besser. Du wirst sehen: Morgen tanze ich auf dem Tisch.“

‚Typisch Papa‘, dachte seine Tochter. ‚Als Mann bloß keine Schwäche zeigen! Als Vater vor der Tochter alles humorvoll überspielen. Na ja: vielleicht hilft es ihm ja.‘ „Erzähl du mal lieber, wie es dir geht“, konterte Bernd Kellert: „Was macht das Studium? Was macht die Männerwelt?“ ‚Soso, gleich wieder ablenken!‘, ging es Jenny durch den Kopf. Auch das kannte sie von ihrem Vater. Also gab sie zurück: „Studium? Ach, du weißt ja: ein bisschen langweilig. Aber ich zieh es schon durch, keine Sorge. Da brauchst du keine Angst haben, dass dein Geld sich als Fehlinvestition erweist. In zwei Jahren liege ich dir nicht mehr auf der Tasche, versprochen!“

„Jenny, so war das doch nicht gemeint. Und das weißt du auch!“, gab Bernd Kellert zurück, augenzwinkernd, in spielerischem Ton. In dem konnten sie sich auch ernsthafte Dinge sagen. Manchmal. Er biss in seine Brötchenhälfte. Noch kauend fragte er nach: „Und die Männer?“ Er wusste, dass Jenny diese Frage hasste. Aber er wollte doch wenigstens einigermaßen auf aktuellem Stand bleiben. „Papa! Du weißt doch, dass ich nicht mehr mit dem Olli zusammen bin. Das hat sich einfach so ergeben. Und jetzt bin ich eben mal Single. Das ist auch gar nicht so verkehrt.“

„Soll ich dir jemanden empfehlen? Ich kenne da einige ganz nette Jungs ...“, schlug Bernd Kellert vor, der das Ge-

sicht von ‚Olli' schon gar nicht mehr aufrufen konnte. Es hatte da zuletzt einige rasche Wechsel gegeben, er hatte aufgehört, sich Namen und Gesichter der Partner seiner Tochter allzu genau zu merken. „Von der Polizei, nehme ich an", erwiderte diese, eine Grimasse ziehend. „Wie immer, wenn du mir jemanden ‚empfehlen' willst. Herr leitender Kriminalkommissar Bernd Kellert: So läuft das nicht. Das sollten Sie inzwischen doch wissen."

Während sich ihr Vater den Rest des Brötchens in den Mund schob und einen großen Schluck Kaffee nahm, gestikulierte er gleichzeitig mit einer Hand. Das sollte wohl heißen ‚Schon gut, schon gut.' Jenny war ihm nicht böse. Sie hatten zwar nur noch selten Kontakt, aber die alte, spielerische Vertrautheit war immer noch da. „So, ich muss los", stellte sie nach einem kurzen Blick auf ihre Armbanduhr fest, während sie Pucki von ihrem Schoß wischte. „Es ist doch bestimmt auch im Sinne meines Erzeugers und Financiers, wenn ich am Hauptseminar teilnehme. Frau Professorin Euckenberger würde mich bestimmt auch vermissen. Tschüss!"

Schon war sie wieder verschwunden. Ein kurzer Besuch. Aber er hatte Bernd Kellert gutgetan. Er blieb allein zurück, goss sich noch einen Kaffee ein. Mit langsamen Bewegungen seines Kopfes blickte er sich im Wohnzimmer des ‚neuen' Zuhauses um, an das er sich längst bestens gewöhnt hatte. Doch, es war richtig gewesen, noch einmal einen Schnitt zu machen, als die Kinder die gemeinsame Wohnung verlassen hatten. Und hierher zu ziehen. Nach Polzingen. Wo dann ausgerechnet direkt vor seiner Haustür dieser furchtbare Mord geschehen war.

Schon war er in Gedanken wieder bei dem Fall um den ermordeten Pfarrer. Seinen Pfarrer. Ein Gedanke ließ ihn nicht los. Was genau war vergiftet worden? Einmal die

Hostien, einmal der – vermeintliche – Wein. War das ein Zufall? Ausgerechnet die ‚Zutaten' des Abendmahls? Der „Eucharistiefeier", er erinnerte sich an das Wort, das ihm als Messdiener völlig vertraut gewesen war. Aber das war Ewigkeiten her. Viele Jahrzehnte. Er hatte am gestrigen Abend noch eine gute Idee gehabt. Er brauchte mehr theologische Informationen. Von einem Fachmann. Er hatte sich an Professor Elmar-Maria Brandtstätter erinnert, Professor für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Friedensberg. Mit dem hatte er schon mehrfach zu tun gehabt und letztlich ganz gut mit ihm zusammengearbeitet. Und sie waren sich sympathisch.

„Eigentlich müsste ich den mal wieder in unsere Pizzeria einladen, so wie beim letzten Mal", hatte Kellert zu seiner Frau gesagt. „Aber ich bin ja nicht mobil. Mist, verdammter!" „Schreib ihm doch eine Mail", hatte Beate ihm geraten, „und mach einen Telefontermin mit ihm aus. Besser als nichts, oder?" Er hatte sich – wie so oft – an ihren Rat gehalten. Hatte kurz seine Situation geschildert. Und um eine Antwort gebeten. Noch in der Nacht hatte der Professor sich gemeldet. Ganz kurz nur: „Gern. Morgen 9.00 Uhr?" Kellert freute sich darauf, den tiefen, sanft österreichisch eingefärbten Bass des Professors zu hören.

Ein Klingeln. Neun Uhr. Pünktlich auf die Minute.

BK „Kellert!?"

EMB „Herr Kommissar! Wie schön, Sie zu hören! Brandtstätter hier! Was machen Sie denn für Sachen? Hexenschuss? Also an Hexen glaubt unsereiner ja schon lange nicht mehr!"

BK „Herr Professor! Danke für den Rückruf. Mir wäre ein Treffen bei ‚Da Luigi' auch lieber gewesen, glauben Sie

mir! Nächstes Mal wieder, versprochen! Und die Hexe habe ich keineswegs gesehen, aber gespürt!"

EMB „Nun, was kann ich denn dieses Mal für Sie tun, geschätzter Herr Kommissar? Ich ahne natürlich, dass Sie am Fall von Pfarrer Mooslechner arbeiten, oder?"

BK „Genau! Kannten Sie ihn?"

EMB „Nur flüchtig. Der war mal bei irgendeiner Fortbildung. Vor Jahren schon. Wir haben kurz geplaudert. Kantig, so habe ich den in Erinnerung. Schon ein bisschen müde, irgendwie. Aber dann eine Vergiftung! Am Altar! So stand es ja im Friedensberger Tagblatt. Da fehlen mir die Worte. Und das – Sie erinnern sich – will schon etwas heißen."

BK „Ja, was Sie sagen stimmt leider. Ich darf mal wieder auf Ihren Feldern und Fluren jagen, Herr Professor. Man kann es sich nicht aussuchen. Tja, wie können Sie mir helfen? Warum habe ich um dieses Gespräch gebeten? Es hat etwas mit dem Abendmahl, der Eucharistie zu tun. Es geht dem Täter irgendwie um Brot und Wein. Das ist kein Zufall, glaube ich. Und da brauche ich Ihre Hilfe. Da kenne ich mich einfach nicht gut genug aus."

EMB „Hmm. Vorschlag: Ich rede mal so vor mich hin. Was mir dazu einfällt. Und Sie unterbrechen mich, wenn Sie Anmerkungen oder Nachfragen haben. Gut?"

BK „Sehr gern. Nur zu. Sie wissen ja: Ich habe gerade Zeit. Aber bitte: So, dass ich das auch verstehen kann. Sie kennen mich ja, Herr Professor. Im Gegensatz zu Ihnen bin ich kein Theologe ..."

EMB „Jaja, schon klar, Herr Kommissar. Also: Wie fange ich an? Gut: Der Brauch geht direkt zurück auf Jesus. Das steht fest. Er hat ein Mahl mit seinen Jüngern gefeiert, damals in Jerusalem. Das jüdische Pessachmahl, ein

altes jüdisches Fest, das an die Befreiung aus Ägypten erinnert. Das ist zumindest wahrscheinlich. Und das war unmittelbar, bevor er ermordet wurde. Hingerichtet. Am Kreuz – aber das wissen Sie natürlich. Im Jahr 30 oder 33 nach unserer Zeitrechnung. Das alles steht historisch fest, egal, ob man nun an diesen Jesus von Nazaret als den Sohn Gottes glaubt oder nicht."

BK „Und zu einem solchen Mahl nahm man auch damals schon Brot und Wein?"

EMB „Genau! Das war so üblich. Neben anderen Speisen natürlich, aber die lassen wir jetzt einfach mal beiseite. Nun: Während des Mahls hat Jesus Brot und Wein gesegnet, auch noch völlig normal. Das machen Juden bis heute genauso. Aber dann – so sagen manche Quellen – hat er sie eben neu gedeutet. Als *seinen* Leib und *sein* Blut. Was immer das konkret bedeuten sollte. Wie immer seine Jünger das damals verstanden haben. Dazu steht in den Evangelien leider nichts. Ich, ich hätte da nachgefragt: Rabbi, Meister: Wie meinst du das? Erkläre es mir, damit ich es auch verstehen kann. Aber nichts davon! Keine Nachfrage. Keine Erklärung. Nichts. Deswegen darf man da schon aus heutiger Sicht nachfragen. Ist das historisch? War das wirklich so? Oder hat man das später hinzugedichtet? Schwer zu sagen."

BK „Ach, das steht gar nicht fest?"

EMB „Nicht wirklich, nein. Die Evangelien sind ja keine Protokolle! Es handelt sich dabei nicht um direkte Augenzeugenberichte, die Sie von der Polizei immer so sehr mögen. Die Evangelisten selbst waren bei dem, was sie erzählen, nicht dabei. Aber entscheidend: Später hat die Kirche das so gedeutet, dass hier ein Wandel, eine

Wandlung stattfindet. Aus Wein wird Blut. Aus Brot der *Leib* Christi. Übrigens: nicht der Körper!!! Nein, das ist ja kein Kannibalismus, was man in der Kirche vollzieht. So hat man das später manchmal völlig falsch gedeutet!"

BK „Wie wäre es denn richtig?"

EMB „Also, wir Kirchenleute sagen das so: Es geht um eine – Vorsicht, festhalten! –Transsubstantiation ..."

BK „Also doch eine andere Substanz! Doch nicht mehr Brot und Wein, sondern Fleisch und Blut!?"

EMB „Eben nicht, Herr Kellert! Substanz, das hieß damals etwas anderes als heute. Wir denken da jetzt an physikalische Substanz. An Atome, Moleküle, Messbares. Oder? Aber früher hat man das anders verstanden. Als ... wie sage ich das jetzt? Als den tiefsten Sinn! Die innere, die echte Bedeutung. Nichts Physikalisches, sondern eben ‚Wirkliches'. Ohne, dass man das messen und beweisen könnte."

BK „Ach! Das habe ich als Messdiener damals aber anders verstanden. Ich dachte, das wäre ganz echt ..., also eine echte Wandlung ..."

EMB „Ist es ja auch! Echt! Aber eben nicht messbar! Sondern tatsächlich, ‚wirklich wirksam'. So wirklich, dass es alles verändern kann. Uns selbst!"

BK „Hm, Herr Brandtstätter. Jetzt mal ehrlich: Sieht die Kirche das wirklich so? Oder nur ein kluger Professor des 21. Jahrhunderts ..."

EMB „Na hören Sie, Herr Kommissar! Nein, nein, das ist alles ganz offiziell! Soll ich Ihnen mal sagen, was die ‚klugen Theologen' vorschlagen? Also, meine Kollegen von der Systematischen Theologie? Einige von ihnen. Die sagen, man sollte nicht mehr von Transsubstan-

tiation reden, weil das so missverständlich ist, sondern von ‚Transsignifikation'."

BK „Holla!"

EMB „Ja, schön, unsere Binnensprache, nicht wahr!? Soll aber bedeuten: Nicht die ‚Substanz' ändert sich, sondern die ‚Signifikanz', die Bedeutung. Die aber ganz real, ganz wirklich."

BK „Hmm, womit man sich so beschäftigen kann ... Aber: Ist das, was Sie da nun beschrieben haben, nicht genau so, wie das die evangelische Kirche versteht? Da hat man sich doch drum gestritten, damals in der Reformation. Luther hat das doch anders gesehen, oder? Ich habe noch vage Erinnerungen an meinen Religionsunterricht. Damit hat man uns damals gequält, Unterschiede zwischen katholisch und evangelisch, die schon damals niemanden interessiert haben ..."

EMB „Und von denen sich tatsächlich manche völlig relativiert haben. Nicht alle. Sie haben schon Recht. Die Reformatoren haben gesagt, Brot und Wein werden nur symbolisch zu Leib und Blut Christi. Und die Katholiken haben gesagt: Nein, nein, ganz real!"

BK „Eben!"

EMB „Aber das ist doch Unsinn. *Nur* symbolisch? Was soll das heißen? Als wäre das ein Mangel! Das Symbolische ist die tiefste, die wahrhaftigste Sprache, die wir Menschen haben. Alles, was uns ganz tief angeht, sagen wir symbolisch: Sehnsucht, Liebe, Hoffnung, Angst – Symbole helfen uns, die tiefsten Wahrheiten auszusprechen, die wir kennen. Das ist nicht *nur* symbolisch. Sondern so real, wie wir Menschen das nur aussagen können."

BK „Oh, da kommen Sie aber in Fahrt, Herr Professor!"

EMB „Das merkt man, oder? Weil es so zentral wichtig ist! Man hätte sich die ganze Reformation schenken können, wenn es nicht dieses Missverständnis gegeben hätte. Und könnte die Kirchenspaltungen aufheben, wenn man sich darauf besinnen würde. Symbolisch *ist* real. Die tiefste Form von Realität, die wir Menschen kennen."

BK „Aber *das* würden nun nicht alle in der Kirche so sehen, oder?"

EMB „Haha, natürlich nicht. Ertappt! Aber es stimmt trotzdem."

BK „Also, ich versuche mal meine Zusammenfassung, wie ich sie verstehe. Brot und Wein werden gewandelt. Nicht im physikalischen Sinne. Der Geschmack ändert sich nicht. Die Atomstruktur bleibt gleich. Aber im Blick auf das, was sie bedeuten. Und das ist nicht nur ein ‚als ob', sondern ganz echt! Ganz wirklich. Das passiert wirklich."

EMB „Herr Kommissar, wollen Sie hier anfangen? Wunderbar zusammengefasst, ich wünschte mir, das könnten meine Studierenden auch so gut. Ich ergänze: Die Wandlung *erweist* sich dann in dem, was sie bewirkt: Es geht nicht um Nahrung gegen Hunger. Es geht um Bekräftigung zum Leben. Ganz real. Überprüfbar."

BK „Wieder etwas gelernt! Danke! Herr Professor: Darf ich mich wieder an Sie wenden, wenn ich eine Information brauche?"

EMB „Gern! Stets zu Ihren Diensten. Und das Treffen bei ‚Da Luigi' holen wir nach, auch wenn es keinen konkreten Anlass gibt?"

BK „Versprochen. Ich melde mich!"

EMB „Dann guten Erfolg bei der Aufklärung! Und gute Genesung! Rücken Sie der bösen Hexe auf den Leib!"

BK „Das mache ich! Aber nicht nur symbolisch, sondern ganz real!“

EMB „Herr Kellert!“

BK „Das war ein Scherz, Herr Professor! Ein Scherz!“

Kellert legte das Telefon zurück auf die Basisstation. Noch etwa eine halbe Minute lang hielt sich das freundliche Lächeln auf seinem Gesicht. Dann entspannten sich die Züge, glitten kaum merklich in eine nachdenkliche Miene. Was hatte er nun wirklich gelernt? Und was konnte ihm das zur Lösung des Falles nutzen?

In Gedanken versunken blieb Bernd Kellert in seinem Wohnzimmer sitzen. Ob Thiele das hinkriegen würde? Ohne ihn? ‚Ja, der Junge ist schon gut‘, ging es ihm durch den Kopf, ‚und er hat natürlich einen guten Lehrmeister‘, fügte er selbstironisch grinsend hinzu. ‚Aber das ist halt sein erster Fall in Eigenverantwortung. Da war selbst ich nervös. Damals. Und habe Fehler gemacht. Lange her. Vor zwanzig Jahren.‘

Seine Gedanken flossen zurück in Erinnerungsströme, die sich gar nicht genau fassen ließen. Plötzlich klingelte das Telefon ein weiteres Mal. Hatte Brandtstätter etwas vergessen? Der harsche Ton des Apparates riss ihn aus tiefen Gedanken. „Ja, Kellert?“, meldete er sich. „Oh“, kommentierte er das Gehörte. Hörte lange schweigend zu. Nickte, für wen auch immer. Sagte schließlich mit flacher Stimme „Danke!“. Er blickte auf Pucki, die zufrieden schnurrend auf der leichten Decke lag, die er sich über den Schoß gelegt hatte.

Nachdenklich legte er das Gerät zurück. Lilli Schildbach war tot. Die frühere Besitzerin von Pucki. Der er versprochen hatte, auf die Katze aufzupassen und sie ihr später wieder zurückzugeben. Wenn sie aus der Haft entlassen würde.

Zehn Jahre Gefängnisstrafe hatte die Sechzigjährige damals für ihre Mordtat bekommen. Und damit gerechnet, vielleicht nach fünf oder sechs Jahren auf Bewährung freizukommen. Doch, da hätte Pucki noch leben können. Aber all diese Gedanken waren nun hinfällig. In der Haft verstorben. Herzversagen. Ohne Vorankündigung.

Bernd Kellert nahm die Katze noch einmal genauer in Augenschein: „Dann bleiben wir also zusammen, du und ich", sprach er das Tier an, wohl wissend, dass es ihn nicht verstehen konnte. Aber wer wusste das letztlich schon so ganz genau? Er intensivierte sein Kraulen, Pucki verstärkte das Schnurren. ‚Im Grunde ist unsere menschliche Gesprächskultur auch nichts anderes', dachte er.

Das war schon seltsam. So plötzlich war ein Mensch nicht mehr da. Er kannte Lilli Schildbach ja kaum. Sie war eine Täterin, die er überführt hatte. Fertig. Die ihm nicht unsympathisch gewesen war. Aber jetzt, da er selbst so plötzlich stillgestellt war, aus der Fahrt des Alltags herausgenommen, blieb viel Zeit zum Nachdenken. Irgendwie nahm ihn diese telefonische Nachricht mit. Viel mehr, als es der äußere Anlass erlauben sollte. Jetzt wäre es schon gut, wenn Beate da wäre. Wenn er mit ihr zusammen seine Gedanken ordnen könnte.

‚Wie lange willst du diesen Job noch machen?' Plötzlich war sie da, diese Frage. Den Gedanken hatte er so noch nie gehabt. Meine Güte, er war gerade zweiundfünfzig! Und er hatte Spaß an seinem Beruf. Nein, nicht Spaß: Freude. Er empfand seine Arbeit als Kriminalkommissar als sinnvoll. In allem Chaos. Bei allem Stress. Und ohne die Überzeugung, dass er damit die Welt besser machen könnte, eine Illusion, die er schon längst abgelegt hatte. Aber er wusste, dass er gut in seinem Beruf war, sehr gut. ‚Was will man mehr?',

ging es ihm durch den Kopf. Dass der Körper ihm jedoch plötzlich ein Grenzsignal setzte, das ließ ihm keine Ruhe. War das ein Zeichen?

Einige seiner Kollegen gingen mit sechzig in den Ruhestand. Nutzten irgendeine Möglichkeit von Altersteilzeit oder vorgezogenem Ruhestand. Und die meisten waren dann auch fertig. Polizeibeamter, das ist ein Knochenjob. Was du da erlebst, hinterlässt Spuren. Die zeigen sich irgendwann, das war Bernd Kellert klar. Aber andere machten weiter bis fünfundsechzig. Die hatte er schon immer bewundert. Das waren seine Vorbilder, zumindest die meisten. Er war bislang immer irgendwie wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass er das auch so machen würde. Arbeiten bis zum gesetzlich festgelegten Rentenalter. Mit vollem Einsatz. Aber wenn der nicht mehr möglich war, der volle Einsatz?

Acht Jahre noch. Oder dreizehn. Dreizehn, das ist unüberschaubar. So weit entfernt, dass es irreal ist. Aber acht Jahre! Vor acht Jahren hatte seine Tochter Jenny ihr Abitur abgelegt. So lange war das noch nicht her. Rein gefühlsmäßig. Nur noch acht Jahre arbeiten? Wie ist das, wenn du plötzlich merkst, dass du alt bist? Bernd Kellert, beschränkt bewegungsfähig, schossen Gedanken durch den Sinn, die ihn selbst überraschten. Die ihm aber auch selbst ungeheuer waren und abgründig vorkamen. ‚Komm, lenk dich ab, alter Junge!', ermahnte er sich und griff wieder zu seinem Krimi von Denise Mina. Eine andere Welt: Glasgow in den 1990er Jahren. Gangs. Gangster. Helden. Kommissare, die das Chaos bekämpften. Am Ende immer erfolgreich. Am Ende immer so, dass das Leben ganz normal weitergehen konnte.

# 20.

„Okay, also den können wir schon einmal von der Liste streichen!“, stellte Dominik Thiele zufrieden fest. Hannah Mellrich blickte von ihrem Computerbildschirm auf. Sie saßen in ihrem gemeinsamen Büro im Polizeipräsidium. „Wie bitte?“, gab sie zurück. „Na, den Peter Fütterer, den Sohn von dieser Gisela. Dieser Frau, die dem Pfarrer Mooslechner mal nahegestanden haben soll, vor vielen Jahren. Davon habe ich doch erzählt.“ Seine Kollegin schaute neutral und zuckte mit den Schultern. So viele Namen, so viele Spuren. Da fehlte ihr im Moment einfach die Erinnerung.

Thiele grinste, lehnte sich zurück und erklärte: „Egal. Der lebt in Innsbruck. Ich habe die Daten im Internet gefunden. Hat eine kleine Firma, das war ganz leicht. Und habe vorhin mit ihm telefoniert. Er war seit einem halben Jahr nicht mehr in Deutschland. An den Pfarrer erinnerte er sich zwar noch, aber Kontakt habe es schon seit Ewigkeiten nicht mehr gegeben. Und seine Mutter, diese Gisela, ist eben dort glücklich verheiratet. Sagt ihr Sohn. Das klingt alles völlig plausibel. Ich wollte es zumindest abklären.“

„Schön“, lobte ihn seine Kollegin übertrieben förmlich. „Nur wusste ich gar nicht, dass es überhaupt eine solche Liste gibt. Auf der wir Namen aufgenommen hätten, die wir nun abhaken könnten.“ „Hmm, stimmt! Eine solche Liste gibt es auch tatsächlich nicht“, musste der Kommissar zugeben. „Wer würde darauf stehen? Alle Leute, die wir in Polzingen befragt haben?“

„Bis auf seine Schwester. Die würde ich ausschließen“, gab Hannah Mellrich zu bedenken. „Die ist einfach zu alt, zu dement, um so etwas durchzuziehen. Einmal abgesehen davon, dass sie keinerlei Motiv hat.“ „Was wir aber für alle

sagen könnten. Ein Motiv fehlt! Zumindest sehen wir noch keines. Das ist ja das Frustrierende!", rief Dominik Thiele und trommelte spannungsgeladen mit den Fingern auf der Platte seines Schreibtisches.

„Wie kommt man eigentlich an Zyankali?", warf seine Kollegin ein. „Vielleicht bringt uns das auf die Spur." „Da kann ich euch helfen, meine Täubchen", rief Lena Winter-Drexler, die Kommissariats-Sekretärin, die gerade zur Tür hineinkam und den letzten Satz mitangehört hatte. „Das braucht man in der Industrie, zum Beispiel bei der Goldgewinnung. Oder ... Moment". Sie schob sich ihre an einer Kette um den Hals hängende, halbmondförmige Lesebrille auf die Nase und blickte auf ein DIN-A4-Blatt, das sie in der rechten Hand hielt. „Hmmm, und in ‚galvanischen Bädern', was immer das sein mag, sowie in der ‚organischen Synthese-Chemie'". Das letzte Wort sprach sie betont langsam. „So steht's im Internet", ergänzte sie und wedelte mit dem ausgedruckten Auszug.

„Aha", kommentierte Dominik Thiele ausdruckslos. „Und das heißt?" „Das heißt, dass man sich das Zeug ziemlich leicht beschaffen kann, wenn man Kontakte zur Industrie hat. Oder als Chemiker. Für einen Arzt dürfte das auch keinerlei Problem sein. Oder wenn man im Darknet unterwegs ist. Da kriegst du alles", erläuterte die Sekretärin. „Und hinterlässt keinerlei Spuren, wenn du es richtig machst. Leider."

„Schade, das hilft uns jetzt also auch nicht weiter", kommentierte Hannah Mellrich diese Informationen. „Trotzdem: Danke, Lena!" „Bitte, Hannah, stets zu Diensten", echote die Sekretärin und schwebte übertrieben lächelnd wieder aus dem Büro der Kommissare. „Ich wusste gar nicht, dass du dich im Dark-Net auskennst", rief Dominik Thiele mit leicht

frivolem Unterton hinterher. „Du weißt so Einiges nicht, mein Lieber", klang es aus dem Gang zurück. „Besser so!"

‚Dr. Bregnitzer ist natürlich Arzt', ging es Hannah Mellrich durch den Kopf. ‚Der könnte sich problemlos Zyankali beschaffen. Aber der alte Bregnitzer als Täter? Kann ich mir nicht vorstellen. Vom Typ her. Außerdem: Der würde das geschickter anstellen, gerade als Mediziner. Und warum sollte der so etwas tun?' Sie schüttelte kaum merklich den Kopf. ‚Seine Frau vielleicht?', schoss ein Gedanke hinterher.

Mitten in diese Grübelei betrat die Sekretärin das Büro erneut, wieder mit einem DIN-A4-Blatt in der Hand. Um ihren Mund trug sie ein kokettes Lächeln. ‚Das hat sie doch nicht, wenn der Chef da ist', wunderte sich Hannah Mellrich. Offensichtlich genoss Lena Winter-Drexler den Freiraum der Abwesenheit von Kellert, um ein bisschen mit dem jungen Kommissar zu flirten. Spielerisch natürlich.

„So, und hier habt ihr die Auskünfte über die Organisten, die damals bei diesem Musikfestival in Polzingen waren. Die vielleicht etwas davon mitbekommen haben, dass der Herr Pfarrer nicht Wein benutzte, sondern Traubensaft." Dieses Mal war die Reihe an Thiele, die Sekretärin ahnungslos und fragend anzuschauen. „Na, damit hat mich die Hannah doch beauftragt. Bei denen mal nachzuhorchen." „Sorry, das habe ich ganz vergessen, dir zu sagen", schob die Kommissariats-Anwärterin erklärend hinterher. Dann erläuterte sie ihm knapp die Hintergründe.

Lena Winter-Drexler stand ungeduldiger werdend neben den beiden aneinandergeschobenen Schreibtischen, wedelte mit dem Blatt Papier. „Und?", fragte Hannah Mellrich endlich. „Ein Schuss in den Ofen", erwiderte die Sekretärin. „Vier Namen habe ich kontrolliert, angemailt, dann angerufen. Alles brave, ältere Männer mit langweiligen Stimmen.

Konnten sich kaum an den Abend in Polzingen erinnern. Beschworen alle, seit Ewigkeiten nicht mehr in Polzingen gewesen zu sein. Das klang glaubhaft. Sorry, aber da findet ihr den Täter nicht!"

„Danke, Lena. Immerhin: wieder können wir einige Spuren abhaken", lächelte Dominik Thiele freundlich. „Zu viel habe ich mir davon sowieso nicht versprochen", räumte seine Kollegin ein. „Aber ich wollte es wenigstens überprüfen. Routinearbeit halt. Und jetzt?"

Der Kommissar strich sich über den Dreitagebart. Dachte nach. Ihm musste etwas einfallen. Kein Kellert, der den nächsten Schritt bestimmen würde. Oder doch? „Was macht der Bernd immer, wenn man nicht weiter weiß? Einen Ortstermin! Das machen wir auch. Hannah: Bitte bestell doch mal alle direkt Beteiligten nach St. Korbinian! Wir stellen die Szene von Sonntag nach. Sagen wir um drei?"

Der Mittwoch in der dritten Adventswoche. Drei Uhr nachmittags. Widerwillig waren die herbeizitierten Angehörigen der Gemeinde St. Korbinian der Aufforderung nachgekommen, sich in der Kirche einzufinden. Oft genug hatte Hannah Mellrich am Telefon unwirsche Reaktionen zu hören bekommen. „Man hat nun wirklich auch noch etwas anderes zu tun." „Soll ich deswegen meine Termine absagen?", „Das bringt ja doch nichts." Aber letztlich waren alle der Bitte gefolgt, besser: hatten sich alle der Anweisung gefügt. Staatsmacht bleibt Staatsmacht. Damit wollte man sich dann letztlich doch besser nicht anlegen.

Thiele hatte entschieden, dass Diakon Reinhard Severin die Rolle von Pfarrer Mooslechner übernehmen sollte. Er war ja am Sonntag nicht vor Ort gewesen, hatte, eigenen Angaben zufolge, einen Wortgottesdienst in Friedensberg geleitet. Lena Winter-Drexler hatte diese Angabe in-

zwischen überprüft, und sie war von zahlreichen Zeugen bestätigt worden. Vikar Häferle fehlte ebenfalls, er wurde bei dieser Installation schlicht und einfach nicht benötigt. Thiele wollte ihn auch nicht unbedingt dabeihaben, weil sich mit seiner Gegenwart sofort Spannungen einstellten, die der Kommissar für sein Vorhaben nicht brauchen konnte. „Also", eröffnete Thiele das Geschehen. „Schalten wir die Uhr mal auf Viertel vor zehn. Am letzten Sonntag. Wo waren Sie da?"

Gut, dass St. Korbinian so überschaubar war. Man konnte alles und alle gut im Blick behalten. Dr. Bregnitzer und seine Frau stellten sich in den Eingangsbereich der schon leicht dämmrigen Kirche, sie waren zur fraglichen Zeit noch auf dem Weg hierher. Tino begab sich zur Sakristei, wo er die anderen Messdienerinnen erwartet hatte. Karsten Kaiser stieg zur Orgelempore hinauf. Barbara Winkler grinste verschämt, und gestand dann: „Ich war noch zu Hause. Pünktlichkeit ist einfach nicht meine Stärke. Da kann ich machen, was ich will. Aber um Punkt zehn war ich hier." Kaum merklich verzog Hilde Bregnitzer das Gesicht. Offenbar hielt sie ihrerseits sehr viel von Pünktlichkeit.

Witold Koslowski, der Hausmeister, und Marie Walterscheid, die Mesnerin, schauten sich an, nickten einander zu und die alte Frau berichtete: „Wir haben da die Mülleimer rausgeräumt. Montags ist doch die Leerung. Restmüll und Biomüll. Alle zwei Wochen. Das machen wir immer vor der Sonntagsmesse, damit wir es nicht vergessen. Praktischerweise liegt der Termin meistens im Anschluss an die Sonntage, an denen hier Messe ist."

„Und Sie, Frau Zoller?", fragte Thiele die Pastoralreferentin. Sie hatte Hannah Mellrich kurz vertrauensvoll zugeblinzelt, als sie sich vorhin begrüßt hatten. Wohl eine Er-

innerung an ihr Gespräch im Café. „Ich war hier vorn in der zweiten Reihe", antwortete die Pastoralreferentin jetzt. „Da, wo ich immer sitze. Die Kinder wollen doch sehen, was vorne passiert. Aber viertel vor zehn waren wir noch nicht da. Da waren wir wohl noch vorn am Parkplatz. Bis alle drei aus den Kindersitzen heraus sind, das ist immer ein kleines Drama." Wieder zog Hilde Bregnitzer eine Grimasse. Sie mochte wohl auch keine ‚kleinen Dramen' mit lauten, lebendig herumtobenden Kindern.

„Ja und ich, ich sitze immer in der dritten Reihe links, auf dem Platz innen zum Gang", erklärte schließlich die Pfarrsekretärin Monika Stickroth. „Mit meinem Mann. Und *wir* kommen immer rechtzeitig. Man will sich ja innerlich sammeln, vor einem Gottesdienst. So war das am Sonntag auch." Hilde Bregnitzers Nicken bestätigte diese Version, dieses Mal ohne jegliche Zeichen von Unmut.

„Gut", kommentierte Thiele, blickte in die Runde und fragte dann: „Könnte mir jemand eine Liste machen von den Leuten, die jetzt fehlen? Die aber hier waren? An die Sie sich mit Sicherheit erinnern?" Judith Zoller nickte. „Das kann ich gern übernehmen. Dr. Bregnitzer, vielleicht schauen Sie dann noch einmal drüber? Sie kennen ja hier wirklich jeden." Der Arzt nickte, fühlbar geschmeichelt. Reinhard Severin saß ohne groß erkennbare Beteiligung in der ersten Sitzreihe links außen.

„Okay, dann mal los", schlug der Kommissar vor. „Wo war denn nun Pfarrer Mooslechner?" „Der kam erst fünf Minuten vorher. Das machte er aber immer so", antwortete Tino, der sich wieder ganz gut im Griff hatte. Seine Mutter hatte seiner Teilnahme nur mit größten Bedenken zugestimmt. Aber Thiele hatte darauf bestanden. Der Junge war ein unverzichtbarer Zeuge des Geschehens.

„Und kontrolliert er dann noch alles, was er für die Messe braucht?“, schaltete sich Hannah Mellrich ein. „Ne! Der begrüßt uns kurz und dann zieht er sich sein Messgewand an. Die Frau Walterscheid hat doch immer schon alles vorbereitet und an seinen Platz gestellt. Und ich schaue, dass die Messdiener in der Reihe sind.“

Die alte Mesnerin zuckte zusammen, als sie ihren Namen hörte. Thiele blickte sie nun direkt und auffordernd an. „Ach Gott, ja“, bestätigte sie den Jungen. „Ich bin meistens so gegen halb zehn da. Dann hole ich die Gewänder hervor. Witold zündet die Kerzen an und kümmert sich um das Licht. Und dann um die Glocken. Damit pünktlich geläutet wird. Und es war ja am Sonntag alles wie immer. Nichts Ungewöhnliches!“

„Und wie ist das nun mit ... äh“ – Thiele zögerte – „dem Brot und dem Wein? Machst du das auch, Tino?“ Der bekam große Augen. „Ich doch nicht!“, antwortete er sofort. „Das mache auch ich“, erklärte Marie Walterscheid mit bestimmtem Ton. „Seit fünfundvierzig Jahren. Dazu braucht man diesen Schlüssel. Moment.“ Sie kramte in ihrer Schürze herum, brachte dann einen einfachen, ziemlich abgegriffenen Schrankschlüssel zum Vorschein. „Damit öffne ich den Hängeschank. Das ist meine Aufgabe. Meine. Kommen Sie. Ich zeige es Ihnen.“

Alle folgten ihr und drängten sich in die Sakristei. Nur Witold Koslowski blieb im Kirchenschiff zurück, schüttelte den Kopf, griff zu einer vor Kurzem renovierten Schalttafel neben der Tür und schaltete das Licht in den Räumen ein. So richtig taghell wurde es nicht. Tatsächlich, in dem unscheinbaren Holzschrank befanden sich zwei Kelche und drei Schalen, alle aus Gold. ‚Ob die echt sind?‘, fragte sich Hannah Mellrich.

„Nun, ich hole dann die Kelche und Schalen aus dem Schrank und schließe wieder ab. Danach fülle ich die Hostien in diese Schale hier und lege oben eine große Oblate darauf. Die der Pfarrer dann zerbricht, während er die Wandlungsworte spricht. So macht man das", erklärte die Mesnerin mit sichtlichem Stolz in der Stimme. Dass sich die beiden Kriminalbeamten bei kirchlichen Vollzügen nicht besonders gut auskannten, hatte sie natürlich längst durchschaut.

Sie nahm noch einen weiteren Gegenstand aus dem Schränkchen. Einen länglichen Untersetzer mit zwei kleinen Glaskännchen. „Für das Wasser und den Wein", erläuterte sie. „Die werden dann ja gemischt. Und in den goldenen Kelch geschüttet, aus dem der Pfarrer trinkt." „Und woher nehmen Sie die Getränke?", fragte Thiele, nun doch neugierig geworden.

„Sehen Sie", antwortete die kleine, alte Frau, zog den Vorhang unter einer Arbeitsplatte weg und wies auf zwei Kästen Mineralwasser und zwei kleinere Kisten Wein. „Alles hier!", bestätigte sie. Das naturbelassene Wasser kam, so sagte das Etikett, aus der Vulkaneifel. Und der Wein aus Apulien, Santo Filippi. Die Flaschen hatten tatsächlich einen Drehverschluss, keinen Korken, fiel es Thiele auf. „Eine Domina", las hingegen Hannah Mellrich die auf Deutsch wie Italienisch gleich klingende Traubensorte und musste grinsen. „Die aktuelle Flasche steht immer hier ganz rechts", erklärte Marie Walterschied. „Sehen Sie, hier vorne!"

Thiele nickte. „Und wenn Pfarrer Mooslechner nun statt Wein Traubensaft nehmen wollte, wie wird er das Getränk ausgetauscht haben?" Die Mesnerin schaute sich hilfesuchend in dem engen Raum um. Dr. Bregnitzer zuckte nichtssagend mit den Schultern. Die anderen fühlten sich offensichtlich nicht angesprochen. „Tja, wie?", gab die alte

Frau zurück. „Das weiß ich nicht. Ich war ja nie dabei. Keiner von uns, oder?“

Immerhin, nicken oder zustimmend knurren, das konnten alle. „Ich stelle mir das so vor“, kam Barbara Winkler der Mesnerin zur Hilfe. „Er öffnete eine Weinflasche, wenn er sah, dass er bald wieder Nachschub für den Gottesdienst benötigte. Den Inhalt schüttete er dann weg. Keine Ahnung, wohin. Vielleicht ins Waschbecken hier drüben?“ Sie zeigte auf das alte Emaillebecken im hinteren Eck, an dem sich die Messdienerinnen und Zelebranten die Hände wuschen. Ein altes, zerschlissenes, ehemals grünes Handtuch hing daneben an einem Haken.

„Dann wird er die Flasche ausgespült haben. Mit klarem Wasser. Und stattdessen Traubensaft hineingegossen haben. Aus einem Tetra-Pack oder so. Und zuletzt den Metalldeckel wieder draufgedreht haben.“ „Aber hätte das nicht jemand bemerkt?“, schaltete sich Hannah Mellrich ein. „Nicht unbedingt“, warf nun Karsten Kaiser mit seiner leicht näselnden Stimme ein. Er hatte bislang das Geschehen mit einem leicht spöttischen Gesichtsausdruck und sichtlicher Distanz beobachtet. Jetzt mischte er sich ein: „Wenn er darauf geachtet hat, dass die Flasche immer ein bisschen angebrochen war, also nie ganz voll, dann fällt das nicht auf. Dann ist ja ganz klar, warum der Verschluss schon aufgebrochen war. So hätte ich das zumindest gemacht, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre.“

Thiele nickte anerkennend. Das leuchtete ihm ein. „Gut, also wie geht's dann sonntags weiter?“, fragte er. Nun schaltete sich wieder die alte Mesnerin ein. „Ich bringe dann den Kelch und das Säuberungstuch auf den kleinen Vorsprung vorn an der Wand. Hinter dem Altar. Und da stelle ich auch Wasser und Wein hin. Kurz vor Beginn der Messe.

Die Messdiener holen alles dann zur Gabenbereitung nach vorn zum Altar."

„Und dahin bringen wir nach der Kommunion auch immer wieder alles zurück", erklärte Tino eilfertig. „Der Herr Pfarrer stellt die Gefäße mit den übrig gebliebenen Hostien dann selbst in den Tabernakel. Und der leere Kelch kommt mit den anderen Geräten wieder in das alte Schränkchen hier", bestätigte Marie Walterscheid. Dass sie stolz auf ihre Aufgabe war, dass sie diesen Dienst nicht nur schon sehr lange, sondern immer noch mit Herzblut leistete, war ihr überdeutlich anzusehen.

„Und der Wein?", fragte Hannah Mellrich. „Davon bleibt ja nie etwas übrig!", antwortete die Mesnerin sofort, der allein schon die Frage seltsam vorkam. „Der wird mit Wasser gemischt und dann trinkt ihn der Pfarrer. Da wird doch nichts wieder zurückgefüllt oder aufbewahrt! Was denken denn Sie?" Sie schüttelte den Kopf vor so viel Unwissen. Hannah Mellrich nahm die Belehrung reglos hin. „Dann wischt der Pfarrer den Kelch ganz sauber aus, trocknet ihn ab und am Ende bringe ich ihn in die Sakristei. So ist das!", bestätigte Tino, stolz darauf, die Abläufe erklären zu können.

Dominik Thiele hatte dem Austausch mit innerer Belustigung zugehört, war sich aber bewusst, dass diese Informationen für sie wertvoll waren. Von diesen liturgischen Abläufen hatten sie beide ja keine Ahnung. Er ergriff wieder das Wort. Er hatte hier das Sagen. „Okay, dann machen wir das doch mal, sozusagen im Schnelldurchlauf. Herr Diakon, darf ich bitten?" Die Mesnerin bereitete die Gaben vor, weigerte sich aber, tatsächlich Brot und Wein dazu zu nehmen. „Damit spielt man nicht", meinte die knapp einssechzig große Frau so streng und entschieden, dass die Polizisten nicht widersprachen. Aber sie brachte Kelch, Schale und alles Übrige auf

seinen Platz. Daraufhin zog sich Diakon Severin das Messgewand des Pfarrers über und zog mit Tino in die Kirche. Kaiser hatte sich wieder auf die Orgelempore zurückgezogen.

Thiele gab durch Gesten die Kommandos, Mellrich beobachtete. Der Wortgottesdienst wurde übersprungen. Mit einer Handbewegung schickte Severin Tino zu dem Vorsprung. Für den Kelch, den Untersetzer mit den Glaskännchen und die Hostienschale musste er dreimal gehen. In einem richtigen Gottesdienst waren sie ja immer zu mehreren. Da reichte ein Gang.

Severin blickte unwillig. Er führte diese Rolle nur höchst ungern aus, das war deutlich. Genau diese Aufgabe war ja den Priestern vorbehalten. Bei der Wandlung war er als Diakon außen vor. Und das wäre er auch jetzt lieber geblieben. Ohne Regung, aber mit spürbarer Abneigung spielte er die ihm zugedachte Rolle. Er nahm den Kelch, mischte – zumindest mit Gesten und Handgriffen – Wein und Wasser, führte zumindest die entsprechenden Bewegungen aus, hob den Kelch. Sprach die Segensworte. Führte den Kelch an den Mund und trank: Luft. Setzte den Kelch ab.

„Stop!", unterbrach Thiele die Vorgänge. „War es so am Sonntag?" Er blickte auf die übrigen Menschen im halbdunklen Kirchenschiff, die sich genau dort hingesetzt hatten, wo sie am Sonntag gewesen waren. „Genauso", bekräftigten Dr. Bregnitzer und seine Frau zur absolut gleichen Zeit. Die übrigen nickten. Bis auf Judith Zoller, die Pastoralreferentin. „Nicht ganz", überlegte sie. „Ich habe da zufällig ganz genau hingeschaut. Die Kinder waren gerade mal ruhig. Seltsam genug! Der Pfarrer hat ganz kurz gezögert, bevor er aus dem Kelch getrunken hat. Kurz nur. Aber ich habe es genau gesehen."

„Stimmt, jetzt erinnere ich mich auch wieder", bestätigte Barbara Winkler. „Jetzt, wo du es sagst, Judith. Das hatte

ich ganz vergessen. Aber jetzt sehe ich es wieder ganz klar vor mir." Die Bregnitzers blickten skeptisch. Hausmeister und Mesnerin hielten sich heraus. „Vielleicht hat er doch irgendetwas geahnt, der Vitus", sinnierte die Pastoralreferentin. „Hätte er doch bloß auf seine Ahnung gehört!"

Thiele dankte allen herzlich für ihre Bereitschaft. Vor allem der Diakon schaute wie versteinert. Das alles hatte ihm nicht gefallen. Aber er kniff die Lippen aufeinander und ersparte sich einen Kommentar. Der Kommissar hatte Monika Stickroth gebeten, noch einen Moment dazubleiben. Alle waren sichtlich froh, dass diese Inszenierung vorbei war. „Und?", raunte Hannah Mellrich ihrem Kollegen zu, während die Polzinger einer nach dem anderen die Kirche verließen. „Das besprechen wir später, beim Bernd!", erwiderte der leise und hinter vorgehaltener Hand.

## 21.

„Frau Stickroth, wir haben uns ja noch gar nicht richtig ausgetauscht", begann Dominik Thiele das Gespräch mit der Pfarrsekretärin, die ihn entfernt an seine Mutter erinnerte. Sie hatten sich auf zwei Hockern in der Sakristei niedergelassen. Nicht gerade bequem. Aber auf die Schnelle eine gute Lösung. „Weil ich Ihnen kaum helfen kann", bestätigte die Fünfzigjährige, die sich offensichtlich nicht ganz wohl in der Gesprächssituation fühlte. Zwar hatte sie bislang kaum etwas gesprochen, doch einmal losgelassen, war ihr Redefluss kaum noch zu stoppen.

„Ich arbeite hier ja nur noch acht Stunden in der Woche. Früher waren es mal fünfzehn. Aber bei den ganzen Sparmaßnahmen im Rahmen dieser Zusammenlegungen! Seit

zwanzig Jahren mache ich das jetzt. Weil es mir Spaß macht. Vom Geld her müsste ich ja nicht arbeiten. Mein Mann verdient ganz gut. Der ist Chemiker. Arbeitet als Ingenieur bei der ZGK, wissen Sie?" ‚Nein', dachte Thiele, ‚woher sollte ich das wissen, bitte schön? Ich weiß ja nicht einmal, was die ZGK ist.' Aber der Redefluss war längst weitergeströmt. Das Unwohlsein der Sprecherin war einem sichtlichen Zufriedenheitsgefühl gewichen.

„Acht Stunden. Gerade mal zwei Vormittage. Dienstags und donnerstags. Als ob das reichen würde! Die Leute brauchen doch jemanden zum Reden!" ‚Falls sie denn zu Wort kommen', dachte Thiele. „Wenn jemand gestorben ist. Wenn eine Hochzeit bestellt wird. Wenn ein Kind getauft werden soll. Zu wem gehen die Leute? Zu mir! Ins Pfarrbüro. In ihre Gemeinde. Wo ihre Eltern schon waren. Wenn sie Trost brauchen, Rat, Hilfe: Wohin gehen sie? Zur Monika. So ist das in Polzingen. Und glauben Sie mir: Da schaue ich nicht auf die Uhr. So eine bin ich nicht. Und wenn es nötig ist, komme ich auch an anderen Tagen. So sieht das aus. Aber wenn die im Ordinariat in Friedensberg jetzt auf die Idee kommen und meine Arbeitszeit noch einmal kürzen, dann ist es aus. Dann kündige ich. Man darf sich ja auch nicht einfach alles gefallen lassen. Dann sollen sie sehen, wie sie auch ohne mich zurechtkommen. Von mir aus."

Sie verschränkte die Arme vor der ausladenden Brust. Das hinderte sie nicht daran, ohne Atempause weiter zu reden. „Jetzt, da Pfarrer Mooslechner nicht mehr ist. Dem zuliebe habe ich damals ja weitergemacht. Erst war es nur eine Schnapsidee gewesen: Ich und Pfarrsekretärin!? Da wäre ich doch um mein Leben nicht darauf gekommen. Aber die Schneppners Sophie, meine Vorgängerin, ist ja damals überraschend weggezogen. Zu ihrer Ältesten, der Gundula. Nach

Hamburg. Und der Pfarrer Filipovic hat doch so dringend jemanden gesucht. Mein Mann kannte den ganz gut und meinte so ganz nebenbei: ‚Das könnte doch die Monika machen'. So kam das Eine zum Anderen und plötzlich war ich Pfarrsekretärin. Aber das ließ sich ganz gut mit den Kindern erledigen. Drei habe ich ja, den Florian, die Lisa-Mia und den Steffen ..."

‚Jetzt oder nie', dachte Thiele und fuhr dazwischen. Hätte er dieses Gespräch doch bloß Hannah Mellrich überlassen! Vielleicht hätte die von Frau zu Frau ein besseres Handling der Situation hinbekommen. Er selbst fühlte sich weitgehend hilflos ausgeliefert. Auf eine Redepause zu warten, war offenbar völlig vergebens. „Und das konnten Sie so einfach? Ich meine: Gibt es da keine Ausbildung, die man vorweisen muss?"

Monika Stickroth schaute ihr Gegenüber überrascht an. „Ausbildung? Wo denken Sie hin? Katholisch muss man sein. Bin ich. Strukturiert muss man sein. Bin ich. Computerkenntnisse muss man haben. Habe ich. Mit den Menschen umgehen können muss man. Kann ich. Zuhören können muss man. Kann ich. Mit Zahlen und Behörden muss man sich auskennen. Tu ich. Ich habe ja damals vier Semester BWL studiert. Bevor die Kinder kamen. Habe ja nebenher im Büro bei der ZGK gearbeitet. Nein, das brachte ich alles mit. Das hat auch sofort gut funktioniert. Und ich habe mir das von Anfang an so gedacht: Nicht ich muss mit den Pfarrern auskommen, sondern die mit mir. Die Herren Pfarrer kommen und gehen, werden versetzt, neu zugeteilt, was weiß ich, wie die das machen. Ich bleibe. So lange ich will. Mit mir müssen sie sich abfinden. Ich gebe den Rahmen vor. So sehe ich das. So habe ich das auch in meiner Ehe gehalten, von Anfang an. Und: Es geht uns bestens. Fragen Sie Michael, meinen Mann."

‚Den würde ich mir schon mal gern anschauen', überlegte Thiele mit einem Anflug von Mitleid. ‚Wahrscheinlich erkennt man ihn an seinen Ohren.' „Wissen Sie, den Pfarrern war das ganz recht so. Ich mache meine Arbeit, sie reden mir da nicht rein. Sie wissen, dass ich das gut und verlässlich erledige. Und ich lasse ihnen ihr Leben und ihre Marotten. Nein, persönlich habe ich die beiden nicht gut gekannt, weder den Filipovic noch den Mooslechner. Ich bitte Sie: Das sind Chefs! Ich bin Sekretärin. Teilzeit. Das sind verschiedene Welten. Soll man das vermischen? ‚Nein', sage ich immer, ‚Bier ist Bier und Schnaps ist Schnaps'. Dabei trinke ich gar nicht."

Sie lachte. Erstaunlich: Sie stellte sich nicht nur die Fragen, um sie sofort danach zu beantworten, sie lachte auch über die Witze, die sie ausschließlich sich selbst als Publikum erzählte. All das funktionierte offensichtlich auch über vielfache Wiederholungen hinweg. ‚Komm, versuche, wenigstens noch eine Frage zu stellen!', ermutigte sich Thiele. „Wenn Sie sich schon so gut auskennen, Frau Stickroth. Haben Sie dann irgendeine Vermutung, wer nun den Herrn Mooslechner umgebracht haben könnte? Oder warum?", sprach er in den Redefluss hinein.

Und tatsächlich. Selbst reden und gleichzeitig auf das hören, was andere sagen, schien für Monika Stickroth kein Problem darzustellen. ‚Multitasking', nickte Thiele erschöpft. „Nein, das habe ich doch gleich gesagt. Der war nett, der Mooslechner. Gutmütig. Ein bisschen schweigsam." ‚In deiner Gegenwart? Das kann ich mir vorstellen!', dachte der Kommissar. „Ich bin mit ihm gut ausgekommen. Besser als mit dem Filipovic. Der war undurchsichtig. Bei dem wusstest du nie genau, was er eigentlich dachte. Über dich. Über andere Menschen. Über die Kirche. Deswegen habe

ich dann ja weitergemacht, als der Mooslechner kam. Den wollte ich mir erst einmal ansehen. Wenn es nicht gepasst hätte, hätte ich mir etwas anderes gesucht. Da hätte sich schon etwas gefunden. ‚Wenn du nur willst, fällst du stets auf die Füße', sage ich immer. Aber wir sind gut miteinander ausgekommen, der Mooslechner Vitus und ich. Aber über Privates haben wir nie geredet. Er nicht, ich nicht." ‚Ach!?', wunderte sich Thiele.

„Zuletzt wurde er müde. Sein Gang, sein Gesicht, seine Sprache. Ein Mann, der reif war für den Ruhestand, hätte ich gesagt. Aber auf mich hört ja keiner." ‚Soso?', zweifelte der Kommissar. „Nein, bei Kirchens musst du ja weitermachen, bis ins Grab. Außer, du wehrst dich. Hätte er das bloß mal gemacht, der gute Vitus. Ich habe den gemocht, wissen Sie. Und vermisse ihn. Das war ein Guter. Warum man so einen Menschen umbringt? Und dann noch mit Gift! Im Messwein!" Thiele überlegte kurz, ob er hier korrigierend eingreifen sollte, winkte dann aber innerlich ab. ‚Zu anstrengend.' „Nein, nein, ich weiß nichts, was Ihnen weiterhelfen könnte. Das habe ich Ihnen ja gleich gesagt. Da bin ich einfach sprachlos."

Das überraschte Dominik Thiele nun wirklich. ‚Was für eine wortreiche Sprachlosigkeit!', dachte er. Monika Stickroth ahnte nichts von seinen Gedanken. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. „Oh je. So spät schon! Dann muss ich jetzt aber wirklich los. Wir haben heute Abend Gesprächskreis bei uns zu Hause. Da muss ich noch das ein oder andere vorbereiten." ‚Gesprächskreis!', dachte Thiele, dessen Tageshöchstration an Kommunikation schon bei Weitem überschritten war, ‚das möchte ich sehen. Oder hören. Moment, bei näherem Nachdenken – doch lieber nicht.' Ein weiterer Gedanke ging ihm nach. Was hatte die Pfarrsekretärin über

den Beruf ihres Mannes gesagt? ‚Chemiker!' Noch jemand, der einen leichten Zugang zu Gift haben könnte ...

Hannah Mellrich hatte das Gemeindezentrum von St. Korbinian als Letzte verlassen, war dann aber einige Schritte vorausgeeilt, hatte Barbara Winkler überholt und zu den Bregnitzers aufgeschlossen. Nun wandte sie sich an die Frau des Arztes. „Ach, Frau Bregnitzer. Darf ich Sie noch kurz etwas fragen?" Ihr war aufgefallen, dass die sicherlich Mitte siebzigjährige Frau mit ihren kurzgeschnittenen weißen Haaren in Anwesenheit ihres Mannes fast unsichtbar wurde. Und unhörbar. Sie sagte fast nie etwas. Aber ihre Augen blitzten und funkelten lebendig. Bei den gerade geführten Gesprächen hatte die Polizistin immer wieder das Gefühl gehabt, dass Hilde Bregnitzer sehr wohl etwas Eigenes zu sagen gehabt hätte.

Dr. Bregnitzer war stehen geblieben und blickte verwundert und etwas unwillig auf die junge Kriminalbeamtin. „Ja? Fragen Sie. Was gibt es denn noch?", antwortete er, als sei er direkt gefragt worden. „Das würde ich gern mit Ihrer Frau allein besprechen. Wenn es möglich ist!", gab Hannah Mellrich mit sehr bestimmtem, aber höflichem Ton zurück. Der alte Arzt runzelte die Stirn. Dass ihm dieses Ansinnen weder einleuchtete noch gefiel, war ihm überdeutlich anzusehen.

„Hat Sie die Barbara Winkler aufgehetzt?", fragte er. Seine Miene verdüsterte sich. „Der dürfen Sie nicht alles glauben. Verbohrt ist die. Glaubt, dass sie allein weiß, wie man die Kirche retten kann. Ich bitte Sie: Frauen als Priester! Verheiratete Männer im Altardienst! Das hat die evangelische Kirche doch alles. Und: Geht es denen etwa besser als uns? Im Gegenteil. Wie kann man nur so in Ideen verliebt sein, die sich einfach als falsch erwiesen haben? Einmal abgesehen

davon, dass wir bei diesen Themen gar nichts ändern können. Das hat unser Herr, Christus, nun einmal so festgelegt."

Hannah Mellrich war überrascht, was der alte Arzt so alles ungefragt von sich gab. Seine Vermutung war ja völlig aus der Luft gegriffen. Als ob die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates die Polizistin in die innenkirchlichen Streitigkeiten hier vor Ort – oder wo immer – hineinziehen wollte! Der war all das doch völlig fremd, und weitgehend egal. Sie wollte doch nur mit der Frau des Arztes einmal unter vier Augen reden.

Bevor ihr Mann weiterreden konnte, er holte bereits tief Atem, legte ihm Hilde Bregnitzer die Hand auf den Arm und beruhigte ihn mit einem tiefen Blick in die Augen. „Das ist schon in Ordnung, Johann. Lass mich doch ein paar Worte mit der Polizistin wechseln. Fahr du doch einfach schon einmal vor. Ich komme dann nach. Ich laufe die paar Meter gern zu Fuß, das weißt du ja!" Freundlich lächelte sie die Polizistin an. Ihr Mann grummelte unwillig etwas vor sich hin, fügte sich dann aber und ging zu seinem unweit geparkten Mercedes.

„So!", seufzte Frau Bregnitzer. „Das hätten wir schon mal geschafft. Johann ist manchmal – wie soll ich sagen – sehr von bestimmten Sichtweisen überzeugt. Aber glauben Sie mir: Er hat ein gutes Herz!" Sie blickte Hannah Mellrich freundlich an: „So, was wollen Sie denn ausgerechnet von mir wissen?" Die Polizeibeamtin war zunächst einmal neugierig auf diese Frau. Sie sprach mit glasklarer, ruhiger und völlig dialektfreier Stimme. Jetzt, da sie überhaupt einmal zu hören war. Sie war zwei Köpfe kleiner als ihr Mann, sehr schlank, gepflegt, so gekleidet, dass man sehen konnte, dass hier beste Marken getragen wurden, ohne dass es protzig oder aufdringlich wirken sollte.

Bevor die Polizistin etwas antworten konnte, machte die alte Frau mit ihrer jung klingenden Stimme einen Vorschlag. „Lassen Sie uns doch einfach ein bisschen gehen. Wissen Sie: Ich laufe gern. Habe ich immer schon gemacht. Schon als junges Mädchen. Aber Johann fährt halt immer mit diesem alten Mercedes. Geht von allein keinen Schritt, wenn er es vermeiden kann. Da rostet man doch ein."

Sie kuschelte sich in ihren flauschigen Mantel und schritt eilig voran. „Gern!", fügte sich Hannah Mellrich. „Man sitzt ja sowieso viel zu viel herum, oder?" ‚Wenn es ihr recht ist, warum nicht?', dachte sie. ‚Auch wenn es kalt ist. Und dunkel. Aber immerhin trocken.' Die Straßenlaternen spendeten ein warmes, gelbliches Licht. Und die Straßen waren von breiten Bürgersteigen gesäumt. Außer ihnen war niemand unterwegs. Das wirkte aber nicht bedrohlich. Polzingen wirkte wie die heile Welt. Wirkte. Der letzte Sonntag hatte einen Schatten auf diese Welt geworfen, den man im Abendbild aber nicht spürte.

„Kann das sein, dass Ihr Mann Ihnen – wie soll ich das sagen – in der Öffentlichkeit nicht gerade viel Platz lässt?", fragte sie vorsichtig, eher freundschaftlich. Hilde Bregnitzer schmunzelte und nickte: „Sie haben eine gute Beobachtungsgabe, junge Frau. Aber man gewöhnt sich daran, glauben Sie es mir. Wir sind jetzt zweiundfünfzig Jahre verheiratet. Da kennt man sich. Und lässt sich durchaus gegenseitig seinen Platz, auch wenn das nach außen vielleicht nicht immer so deutlich wird. Nun ja, und der Johann ist eben der Johann. Der Herr Doktor. Der Kirchenpfleger. Der ehemalige Ortsvorsteher. Meinen Sie, dass man das ablegt, wenn man älter wird?"

„Aber wie ist das für Sie? Warum haben Sie sich daran gewöhnt?" Hilde Bregnitzer blieb stehen, drehte sich zu der

jüngeren Begleiterin um und stieß kleine Atemwölkchen aus. „Weil man sich liebt. Können Sie sich das vorstellen? Weil man sich liebt“, wiederholte sie. Hannah Mellrich schaute ungewollt skeptisch. Das entging ihrer Begleiterin aber nicht. „Das glauben Sie nicht?“, fragte sie. „Soll ich Ihnen das erklären?“, setzte sie nach. Hannah Mellrich nickte. Und konnte ganz ehrlich antworten. „Ja, sehr gern!“

„Das dauert dann aber ein bisschen, junge Frau“, entgegnete Hilde Bregnitzer, drehte sich wieder ab und setzte ihren Weg fort. Sie schien zu wissen, wie und wohin sie gehen wollte. Hannah Mellrich folgte, froh darüber, dass sie nicht ständig Frage um Frage setzen musste. „Dann hören Sie zu! Wissen Sie: Ich habe viel für Johann aufgegeben. Meinen Namen, meinen Beruf, meine Kirche. Aber ich wusste, was ich tat.“

Die Polizistin blickte fragend und auffordernd, also erzählte die alte Frau weiter: „Meine Familie stammt aus Ostpreußen. Das muss man wissen, um mich zu verstehen. Geboren bin ich als Freifrau von Franckenstein.“ Hannah Mellrich musste unwillkürlich grinsen. Auch das entging der älteren Frau nicht. Sie hatte auf diese Reaktion gewartet. „Ja, erstaunlich! Wenn immer ich diesen Namen nenne, grinsen die Leute. Natürlich, Dr. Frankenstein, der Erschaffer des Monsters. Der Roman von Mary Shelley. Den kennt jeder. Aber wir sind ein uraltes Adelsgeschlecht. Die junge Engländerin hatte ja keine Ahnung, was sie unserer Familie mit dieser leicht dümmlichen Gruselgeschichte angetan hat.“

Hilde Bregnitzer war wieder stehengeblieben, schüttelte heftig den Kopf, berührte die Polizistin am Unterarm. „Aber wir, wir sind die Franckensteins mit ‚ck‘, nicht mit ‚k‘. Der evangelische Zweig. Der katholische, das ist der mit dem einfachen ‚k‘. Aber gut, das interessiert Sie nicht. Ist ja auch

alles Geschichte. Lange her. Nur zwei Jahre habe ich dort gelebt, in Ostpreußen. Und keinerlei Erinnerungen mehr. Nichts. Der Gutshof, das Land, alles verloren. Meine Familie war froh, dass wir wohlbehalten in Gießen ankamen und aufgenommen wurden. Da bin ich aufgewachsen."

„Moment, evangelisch? Ich dachte, Sie sind ...", unterbrach Hannah Mellrich. „Nicht so schnell, junge Frau. Dazu komme ich schon noch!", gab die Frau des Arztes zurück. „Eins nach dem anderen. Und keine Sorge: Ich fasse mich kurz. Also: Ich habe dann Medizin studiert. In Marburg und Erlangen. Na ja, und da traf ich Johann. Der war zwei Jahre älter als ich. Schon direkt im letzten Semester. Man schaute zu ihm auf, lang aufgeschossen wie er war. Und er sah unverschämt gut aus. Ich war ihm sofort verfallen. Und klug war er. Und fürsorglich. Ich wusste: Das ist der Mann meines Lebens."

Sie seufzte, während der Weg in einen kleinen Park führte. Auch hier waren die Pfade gut ausgeleuchtet. Der gekieste Boden war hart gefroren. „Er wusste ebenfalls, was er wollte, der Johann. Das weiß er immer noch. Das bewundere ich an ihm." „Und was war das, was er wollte?", fragte die Polizistin in eine kurze Pause hinein. „Mich!", erwiderte die alte Frau lächelnd. „Mich. Er hat mich auch geliebt. Bis heute." Wieder seufzte sie. Aber in den Seufzer mischte sich ein Unterton, der nicht eindeutig zuzuordnen war.

„Aber?", versuchte Hannah Mellrich. „Aber er wollte auch hierher zurück. Seine Familie stammt von hier, müssen Sie wissen. Sind ja lange tot, die Eltern. Aber damals war ihm das wichtig. Zu den Eltern zurückzukehren. Hierher. Der Vater war ja auch Arzt gewesen. Und Johann hat die Praxis übernommen. Das passte schon alles. Dazu brauchte er natürlich auch eine Frau, die hierher passte. Mich."

Hilde Bregnitzer drehte sich zu ihrer Begleiterin, verlangsamte den Schritt, blieb stehen und legte ihre beiden Hände auf den Ärmel der Polizeibeamtin: „Was ich nicht sofort wusste: Er wollte eine Frau, die selbst nicht arbeitet. Das war damals hier so üblich. Hier, auf dem Land, in der Provinz. Aber ich hätte gern zu Ende studiert. Ich wäre eine gute Ärztin geworden. Aber davon wollte er nichts hören."

Sie verstummte, fuhr dann aber von allein weiter fort. „Und er wollte Kinder. Ich ja auch, aber nicht unbedingt sofort. Auch da hat er sich durchgesetzt. Drei haben wir, und fünf Enkel. Der eine in Boston, die Mittlere in Hamburg, die Jüngste in Tübingen. Von denen wollte keiner hierbleiben, in Polzingen. Das verstehe ich ja auch nur zu gut. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Aber ich: Ich blieb zurück. Mit Johann."

Sie rieb sich mit dem rechten, feinledrigen Fingerhandschuh um den Mund. „Und konvertieren musste ich. Da sind wir bei Ihrer Frage von vorhin, junge Frau. Katholisch werden. Das setzte er einfach voraus. Dass die von Franckensteins, also meine Familie, eine vierhundertjährige evangelische Tradition hatten, war ihm egal. ‚Jetzt bist du eine Bregnitzer', sagte er. ‚Und die sind katholisch. Und die Kinder brauchen eine klare Beheimatung.' Damit meinte er natürlich die katholische Kirche. Das stand für ihn gar nicht zur Diskussion."

„Und das haben Sie einfach so hingenommen?", platzte es jetzt doch aus der Polizistin heraus. „Ach, das waren einfach andere Zeiten damals. Heute kommt mir das auch seltsam vor. Ja, ich wollte diese Frage mit ihm diskutieren. Evangelisch oder katholisch. Oder beide bleiben das, was sie sind. Aber dazu kam es einfach nicht. Er hat das irgendwie geschickt so gesteuert, dass ich letztlich einfach zugestimmt

habe. Ohne Gespräch. Na ja, ich war ja auch verliebt", schob sie wie eine Entschuldigung hinterher.

„Heute frage ich mich schon, ob das alles so richtig war. Auch das mit meinem Namen. ‚Hilde Elisabeth Sophia Alwine Freifrau von Franckenstein', das habe ich völlig klaglos hergegeben. So waren wir Frauen damals. Aber weil es alle so machten, war das für uns ganz normal. Warum hätte ich nicht einen Doppelnamen tragen können? ‚Bregnitzer von Franckenstein', das klingt doch gut, oder?" Müde lächelnd, aber mit spitzbübischem Ausdruck in den Mundwinkeln wandte sie sich an die Polizistin.

„Für mich schon", bestätigte diese, bohrte aber nach. „Und haben Sie sich nie gewehrt? Irgendwann mal angefangen, Rechte einzufordern? Entschuldigen Sie, wenn ich so aufdringlich frage. Aber ich gehöre einer ganz anderen Generation an. Das alles klingt für mich wirklich sehr fremd."
„Vergessen Sie nicht: Ich liebte meinen Mann", erwiderte Hilde Bregnitzer. „Und liebe ihn noch. Irgendwann war mir klar: ‚Gut, jetzt lebst du hier: in Polzingen. Gut, jetzt sorgst du für deine Familie.' Und dann habe ich mich daran gewöhnt: Ich bin nur noch die ‚Hilde *von*'."

Irritiert blickte Hannah Mellrich ihre Begleiterin an. Die lächelte matt: „Jaja. Aber nicht die Hilde Freifrau von Franckenstein, sondern die Hilde, Mutter von ihren Kindern. Die Hilde, Frau von ihrem Mann. Die Hilde, Frau des Arztes. Die Frau im Hintergrund. Die Frau, die sich durch andere definiert. Die Kinder. Den Ehemann. Dessen Beruf. Dessen Karriere. Dessen Bedeutung und Ansehen. So ist das. Ich habe es akzeptiert, irgendwann."

Die Polizistin dachte nach: „Aber die Kinder sind nicht mehr da ...", überlegte sie. „Genau, schon lange nicht mehr", fiel ihr die ältere Frau sofort ins Wort. „Das war schwer.

Und Johann kam allmählich in die Phase, wo die Kräfte nachlassen. Kirchenpfleger ist er ja noch. Aber die Praxis aufzugeben fiel ihm nicht leicht. Die war doch schon so lange in der Hand seiner Familie. In der vierten Generation. Deswegen hat er es ja auch lange hinausgezögert. Gehofft, dass Tine, unsere Jüngste, die Praxis übernimmt. Aber die hat eine Stelle in Tübingen vorgezogen. Kann man ja verstehen, eine Universitätsstadt. Und dazu noch sehr schön. Vielleicht wollte sie aber auch einfach nicht in Johanns Fußspuren treten. Verständlich."

Sie hing ihren Gedanken nach, war aber innerlich schon wieder ein Kapitel weiter vorangegangen. „In seiner Partei zurückzustecken, war schwierig. Sich aus der Politik zurückzuziehen. Von Jüngeren nicht mehr gekannt zu werden. All das fällt ihm schwer. Und mir auch. Was immer sein Ansehen betrifft, wirkt sich ja auch auf mich aus. Früher war ich als ‚Frau von Dr. Bregnitzer' geachtet. Wurde gegrüßt, eingeladen, hofiert. Beim Ministerpräsidenten. Beim Bischof. Persönlich und mit Handschlag. Jaja! Nicht gerade ständig, aber ab und zu. All das gibt es nicht mehr. Nun, mir war all das nie so wichtig wie ihm."

Sie blickte die Polizistin an: „Bringen Sie mich nach Hause?", fragte sie, und deutete damit an, dass ihre Erzählkraft erschöpft war. „Gern", stimmte Hannah Mellrich zu, die aber noch einige Nachfragen hatte. „Und katholisch zu werden? Wie war das?" „So ein großer Unterschied ist das ja nun auch wieder nicht", antwortete Hilde Bregnitzer. „Die Liturgie, die Feierlichkeit, die Stimmung. Das fand ich schon schön. Schöner als bei uns. Mit dem Papst habe ich mich immer schwergetan. Vor allem mit dem Deutschen. So ein engstirniger Bürokrat! Der jetztige ist ja auf seine Art faszinierend. Und glaubwürdig. Nur: Braucht

man dieses Amt? Da bin ich doch einfach protestantisch geblieben."

Sie winkte ab. „Aber das hat ja auch kaum etwas direkt mit meinem Leben zu tun. Da geht es um andere Dinge, oder? Im Moment fällt es mir nicht leicht, katholisch zu sein. Das sage ich ganz offen. Nicht nur Ihnen! Diese furchtbaren Missbrauchsfälle! Da habe ich mich schon mehr als einmal gefragt, ob ich nicht besser evangelisch geblieben wäre. Unser Maximilian, also der Sohn, ist aus der Kirche ausgetreten. Vorletztes Jahr. Das ist für Johann immer noch ein heftiger Schlag. Das darf hier keiner wissen. Aber gut: Boston ist weit. Und ein bisschen kann ich ihn verstehen, den Maxi."

„Und wie sind Sie mit Pfarrer Mooslechner ausgekommen?", wollte die Polizistin wissen, während sie um die Ecke in die Straße bogen, in der die Bregnitzers ihr repräsentatives, für zwei Personen viel zu großes, perfekt gepflegtes Haus bewohnten. „Das wollten Sie eigentlich wissen, Frau Kommissarin, oder?", kommentierte die ältere Frau. Hannah Mellrich ließ die für sie noch nicht passende Dienstbezeichnung einfach mal so stehen, um das Gespräch nicht zu verkomplizieren.

Denn tatsächlich, Hilde Bregnitzer hatte einfach weitergeredet: „Gut. Sehr gut!" Sie nickte. „Er hat mich dazu motiviert, ‚Theologie im Fernkurs' zu studieren. Das hat mich interessiert. Damals, als die Jüngste aus dem Haus ging. Da hing ich wohl ein bisschen durch, wie man so sagt. Mooslechner war da gerade ziemlich neu bei uns. Hat sofort gespürt, was für mich gut war. Das habe ich ihm nie vergessen."

„Und das haben Sie dann so richtig studiert?", fragte Hannah Mellrich überrascht, während sie vor dem Auf-

gang zur Haustür im Licht der Außenleuchte des Anwesens stehen blieben. „Ja! Ich fand das wirklich gut. Und es ist mir leichtgefallen. Endlich mal ein Studium, das ich auch abgeschlossen habe. In Regelzeit. Und mit Bestnote", fügte sie selbstironisch lächelnd hinzu.

„Der Reinhard Severin hat das ja damals auch gemacht. Also unser Diakon", fügte Hilde Bregnitzer hinzu. „Der hat sich allerdings schwerer getan. Zwei Jahre länger gebraucht. Und den Abschluss dann mit Ach und Krach geschafft. Aber ich habe mich für ihn gefreut. Ist ja auch gut, dass wir ihn als Diakon haben." Hannah Mellrich versuchte, sich das Gesicht des Diakons in Erinnerung zu rufen. Aber es gelang ihr einfach immer noch nicht. Trotz ihres Gesprächs. ‚Das gibt es doch gar nicht, dass jemand so unscheinbar aussieht!', ging es ihr durch den Kopf. Sie konnte eine undeutliche Gestalt aufrufen, aber das Bild nicht scharfstellen.

„Den hat der Pfarrer Mooslechner ja auch gefördert, wo er nur konnte", ergänzte die ältere Frau. „Wie mich." „Ach, daher kennen Sie sich!", bemerkte die Polizistin. „Nun ja, kennen ist zu viel gesagt", korrigierte Hilde Bregnitzer den Eindruck. „Der Reinhard ist sehr zurückhaltend, wissen Sie? Also privat. Ist eigentlich durch und durch ein Tüftler, ein Bastler, wissen Sie? Wollte ursprünglich Goldschmied oder Goldschläger werden. Hat er mal erzählt. Aber das war hier in Polzingen nicht möglich. Deshalb ist er Optiker geworden. Schleifte Brillengläser und fertigte Kontaktlinsen an. Das hat gepasst."

‚Gold? Goldschläger?', ging es der Polizistin durch den Kopf, aber bevor sie den kaum angedachten Gedanken fixieren konnte, redete die ältere Frau bereits weiter. „Trotzdem: Ich habe Respekt davor, dass er sich damals noch einmal auf

die theologische Ausbildung eingelassen hat, der Reinhard. Er wollte das unbedingt. Und hat das dann ja auch durchgezogen, obwohl viele ihm prophezeit hatten, dass er das nicht schaffen würde. Und jetzt ist er ein guter Diakon. Auf seine Art. Doch, das muss man ihm lassen: Sein Einsatz in der Gemeinde ist tadellos."

„Hmm", bestätigte Hannah Mellrich, die noch immer ihren Gedanken nachhing. Sie rief sich zur Ordnung. Und besann sich auf ihr Gegenüber. Das Gehörte hätte sie der auf den ersten Blick so wenig eigenständig wirkenden Frau, die sich immer im Schatten ihres Mannes hielt, nicht zugetraut. „Das klingt nach einer wirklich guten Beziehung zum Pfarrer, Frau Bregnitzer", bestätigte sie. „Aber gab es da nicht auch – ich sage mal – Verwerfungen? Vor zwei, drei Jahren, als es hier um die Frage nach dem Kirchenasyl ging. So haben wir das zumindest gehört." ‚Wir', dieses Pronomen hatte Hannah Mellrich bewusst gewählt. Sie wollte keinen Zweifel daran aufkommen lassen, dass sie nun nicht als Privatperson, sondern als Polizistin sprach. Die Wirkung blieb nicht aus. Die ältere Frau versteifte sich. Das Thema war ihr sichtlich unangenehm. Und sie hatte nicht damit gerechnet, daran erinnert zu werden.

Hilde Bregnitzer machte eine wegwerfende Handbewegung und sprach mit leicht verkniffenem Mund. „Ach, das! Das ist ja jetzt schon lange her. Und da hat er sich einfach verrannt, der Herr Pfarrer. Wir versuchen das Thema möglichst zu vermeiden, wissen Sie. Da ist damals einiges an Geschirr zerschlagen worden. Völlig unnötig, wenn Sie mich fragen. Mooslechner ist da von dieser evangelischen Pfarrerin in etwas hineingezogen worden, auf das er sich besser nicht eingelassen hätte."

‚Ach, so sieht sie das!', stellte die Polizistin verwundert fest. „Mein Mann hat ihm das dann aber ausgeredet", fuhr die ältere Frau fort. „Man muss sich doch mal die Ausmaße vorstellen. Die muslimischen Länder vertreiben auch noch die letzten Christen, die da sind. Und seit über tausend Jahren da waren. Oder machen ihnen das Leben so schwer, wie sie nur können. Und wir, wir öffnen unsere Länder für Millionen von Muslimen. Die auf Dauer hierbleiben. Da verschieben sich doch die Gewichte völlig einseitig! Gegen christliche Flüchtlinge hätte ich ja nichts. Denen bleibt dann ja nichts übrig, als zu uns zu kommen, schlimm wie es ist. Aber die Muslime, die sollen in muslimische Länder gehen. Da gibt es doch mehr als genug Möglichkeiten. Mit all dem Reichtum. Aber das wollen die ja nicht. Die Scheichs, die Ölmultis. Die schieben die ganz bewusst zu uns nach Europa. Und bei uns merkt das keiner! Die gute Pfarrerin hat immer nur von christlichen Werten gesprochen. Meine Güte, um die geht es ja gerade! Dass wir die retten, wenigstens hier bei uns."

Hannah Mellrich war überrascht. Darüber, wie die Leute so dachten. Was man ihnen gar nicht ansah. Aber auch darüber, dass dieses Thema die Menschen so stark emotionalisierte. Auch die scheinbar so kontrollierte, distinguierte Frau des Arztes. „Aber diese Äthiopierin, diese Meskerem, die war doch wirklich ein Opfer, oder? Also eine, der ein Asyl bei uns zustand", wagte die Polizistin einzuwenden.

Wieder machte Hilde Bregnitzer diese wegwerfende Handbewegung, offensichtlich ihre äußerliche Geste innerer Ablehnung. „Das mag schon sein. Das hätten die Gerichte schon festgestellt. Aber in der gegebenen Ordnung. Dublin hat da nun einmal einen ordentlichen, rechtsstaatlichen Rahmen festgesetzt. Demokratisch beschlossen im Europäischen

Parlament. Ob einem das nun genauso passt oder nicht. Das sollte man einfach einmal als Fakt akzeptieren. Auch die Leute der Kirche!"

Sie wollte noch etwas loswerden. „Mein Mann sagt gerne: ‚Du kannst nicht immer nur auf die Einzelfälle schauen. Das verstellt die Optik. Man muss doch das Gesamtbild vor Augen haben.' Und wo er Recht hat, der Johann, da hat er Recht. Wir sind dabei, die Grundwerte unserer Verfassung aufs Spiel zu setzen. Unserer Gesellschaft. Wir schaufeln uns das eigene Grab. Und das hat der Johann dem Herrn Pfarrer dann auch klar gemacht."

„Und der hätte dann dieser Äthiopierin kein Kirchenasyl gewährt?", fragte die Kriminalbeamtin mit leicht ungläubigem Unterton nach. „Nein, natürlich nicht!", bestätigte die ältere Frau ohne den Hauch eines Zweifels. „Die Mehrheit der Kirchenverwaltung war dagegen. Die Wagner hat natürlich den Pfarrgemeinderat auf die andere Seite gezogen. Nicht alle. Aber die hätten das nicht durchgehalten. Niemals." Hannah Mellrich war über diese Schilderungen überrascht. Nicht nur die Meinungen trennten sich hier, im Nachhinein blieben auch die Erinnerungen und Einschätzungen unterschiedlich. Ihr blieb nichts anderes übrig, als genau das so wahrzunehmen und im Hinblick auf ihren Fall zu bedenken.

Die Polizistin wollte das Gespräch jedoch nicht gern mit diesem emotional so aufgeladenen Thema ausklingen lassen. Sie lächelte, berührte die ältere Frau am Oberarm und meinte: „Nun lassen wir mal diese unliebsamen Erinnerungen, oder? Wie war das denn nun bei Ihnen: Haben Sie dann etwas mit dem Studium angefangen? Wie der Diakon? Also beruflich?", hakte sie nun nach. Wieder winkte die ältere Frau leichthin ab. „Ich war doch schon über sechzig! Was sollte ich da noch machen? Ich hätte mir vor-

stellen können, so richtig ins Studium einzusteigen. An der Fakultät. Drüben in Friedensberg. Das ist ja nicht weit. Mit Diplom. Vielleicht sogar noch mit einer Promotion, warum nicht? Das interessiert mich alles brennend. Was die klugen Männer im Laufe der Kirchengeschichte gedacht haben. Und die wenigen Frauen, die da Platz fanden. Denen man Platz eingeräumt hat."

„Aber?", warf Hannah Mellrich ein, ahnte jedoch bereits, wie die Situation ausgegangen war. Und richtig: „Johann fand das unpassend. Er wollte nicht, dass ich dann so viel außer Haus wäre. Den Fernkurs kann man ja zum größten Teil im Selbststudium ablegen. Das war für ihn kein Problem. Aber täglich nach Friedensberg zu pendeln? Für Jahre? ‚Ich brauche dich doch hier', hat er gesagt. ‚Dafür sind wir schließlich verheiratet.' Da wollte ich ihm nicht widersprechen."

Sie lachte kurz auf. Kein fröhliches Lachen. Und noch nicht das Ende ihrer Erzählung: „Dann habe ich den Gedanken ins Spiel gebracht, ehrenamtlich hier in der Gemeinde feste Aufgaben zu übernehmen. Ohne Bezahlung. Geld ist nicht unser Problem, wissen Sie? Mooslechner fand die Idee gut, hatte gleich einige Vorschläge. Aber Johann wollte das nicht. Auch das nicht. Das war ihm irgendwie peinlich. Dass seine Frau solche Aufgaben übernimmt. Öffentlich. ‚Überlass das den Jüngeren', hat er gesagt. Also habe ich mich gefügt."

Sie rollte mit den Augen und gab Hannah Mellrich die Hand, verabschiedete sich mit einem warmen Lächeln und ergänzte: „Gefügt habe ich mich. Wie so oft. Aus Liebe. Und weil man es halt so macht. Machte. Danke für das Gespräch. Und", sie zögerte. „Überlegen Sie gut, was Sie mit Ihrem Leben anstellen, junge Frau!"

# 22.

Kommissar Bernd Kellert hielt sich mühsam aufrecht. Vorsichtig stellte er ein Bein vor das andere. Ab und zu schoss ihm der Ansatz eines Schmerzes in den Rücken, dann setzte er den Fuß sofort auf den Boden. „Nur langsam. Schritt für Schritt. Nichts übereilen, Bernd!“, ermahnte ihn seine Frau Beate. Er hatte das Vor-sich-hin-Sitzen und Herumliegen einfach nicht mehr ausgehalten. Gerade für einen sportlichen Typen wie ihn war das Nicht-bewegen-Dürfen eine Qual.

Beate hatte eine gute Idee gehabt. Auf dem Speicher ihres Hauses befand sich noch der alte Rollator, den ihre Mutter in ihren letzten Lebensjahren benutzt hatte. Sie war vor fünf Jahren gestorben. Aber Beate gehörte zu den Menschen, die nie etwas wegwerfen, wenn es vielleicht noch einmal gebraucht werden könnte. Das hatte sie einfach von ihrer Mutter geerbt, einer typischen Vertreterin der Nachkriegsgeneration. „Wer weiß, wozu man das noch einmal verwenden kann“, sagte sie immer. „Nachher sind wir froh, wenn wir es haben.“

Wenn sie das sagte, kopierte sie Wort für Wort und bis in den kleinsten Tonfall hinein ihre Mutter. Das war ihr aber nicht bewusst. Bernd Kellert war das einmal vor Jahren aufgefallen. Er hatte es für sich behalten. ‚Wir wachsen nun einmal in die Verhaltensmuster unserer Eltern hinein‘, hatte er gedacht und dann mit einigem Schaudern an manche Unarten seines Vaters gedacht. Beates Marotte hatte jedoch eine sehr augenfällige Konsequenz. Entsprechend ihrem Leitspruch sahen der Keller und der Speicher ihres Hauses aus.

Bernd Kellert schüttelte über diese Grundsätze seiner Frau nur den Kopf, hatte es sich aber längst abgewöhnt, etwas dagegen einzuwenden. Er wusste zu gut: Eine langjährige

Ehe funktioniert nur, wenn man bestimmte Eigenheiten des Partners – oder der Partnerin – akzeptiert und hinnimmt. Dieses Mal jedoch hatte er anders reagiert: „Ich und ein Rollator!? Du spinnst. Komplett. Ich bin zweiundfünfzig, Beate, zweiundfünfzig! Voll fit."

„Probiere es halt einfach einmal aus", hatte sie vorgeschlagen, das alte Teil nach einigem Suchen gefunden, gesäubert und dann wortlos ins Wohnzimmer neben seinen Sessel gestellt. Klug wie sie war, hatte sie ihn dann nicht weiter bedrängt. Essen, lesen, nachdenken; essen, lesen, nachdenken, ein Schläfchen am Vormittag. Bernd Kellert hatte es satt. Er spürte, wie sein Körper einrostete. Und Gewicht ansetzte. Also hatte er sich knurrend aufgerichtet, die Hände um die Griffe des Rollators gelegt, sich hochgezogen und erste Schritte versucht.

Viel Platz stand ihm nicht zur Verfügung. Aber für einige Schritte reichte es. Umdrehen, also eine Kehre um 180 Grad vollziehen, konnte er nicht, da war er sich sicher. Diese Bewegung würde sein Rücken bestreiken. Also lotete er einen Parcours aus und fand die Möglichkeit einer – alles andere als runden – Runde von seinem Sessel im Wohnzimmer aus um den Esstisch. „Wenn jetzt einer ein Foto von mir macht, wie ich mit diesem Ding meine Kreise ziehe, und das ins Internet stellt, den erschieße ich", knurrte er vor sich hin.

Beate beobachtete ihren Mann heimlich, lächelte vor sich hin, wusste aber, dass es besser war, zunächst keinerlei Kommentar abzugeben. Und Bernd Kellert entwickelte den Ehrgeiz, die einmal festgelegte Route immer schneller zurückzulegen. Er stoppte sogar die Zeit. Bis nachmittags hatte er sich von anfänglichen zweiundachtzig Sekunden auf fünfundvierzig gesteigert. ‚Unter dreißig will ich heute noch kommen!', hatte er sich vorgenommen. Männer!

„Wenn die Kollegen kommen, stellst du das Ding aber weg!“, hatte er seine Frau angewiesen. Und so saßen sie wieder in seinem Wohnzimmer, Hannah Mellrich, Dominik Thiele und ihr gehandicapter Chef. Die Dunkelheit vor den Fenstern, Adventskranz, Gebäck, Tee, alles wie am Tag zuvor zur gleichen Uhrzeit. „Du, Chef, da könnte ich mich dran gewöhnen. Sollen wir unsere Dienstbesprechungen jetzt immer so abhalten?“, frotzelte Dominik Thiele, der sich wieder mit sichtlicher Begeisterung an Beates Weihnachtsgebäck bediente. Dass Verena, seine Frau, entweder keine Plätzchen backen konnte, oder – mit dem Baby im Arm – nicht dazu kam, war offensichtlich.

Der junge Kommissar sah übernächtigt aus. Die doppelte Belastung mit dem häuslichen Schreikind und der erstmaligen Hauptverantwortung für einen Mordfall setzte ihm sichtlich zu. Der sonst stets akkurat gestutzte Dreitagebart hatte sich mindestens drei weitere Tage frei entfalten dürfen und wirkte jetzt eher ungepflegt. Hannah Mellrich war das natürlich nicht entgangen. Aber durfte sie, die jüngere Kollegin, die sich noch in der Ausbildung befand, dazu etwas sagen? Auch wenn sie sich ja gut mit Dominik Thiele verstand. Sie hatte lieber geschwiegen.

Ihr Chef nahm ihr die Bürde ab. „Tolle Idee“, nickte er ironisch, „aber dann bitte abwechselnd und reihum. Ich wollte immer schon mal eure Weihnachtsplätzchen probieren, Dominik. Und vielleicht kommst du dann endlich auch mal wieder dazu, dich zu rasieren. Hast Ringe unter den Augen, mein Lieber. Wie wäre es mal mit mehr Schlaf, anstelle von dreimal die Woche Fitness-Studio?“

Die regelmäßigen Besuche im Fitness-Studio hatte sich Thiele tatsächlich angewöhnt, auch um den Schreiattacken seines Sohnes zu entfliehen. „Als Polizist muss ich in Form

bleiben", hatte er seiner Frau Verena erklärt. Die hatte leicht säuerlich zugestimmt, sein Manöver aber natürlich sofort durchschaut. ‚Das ist nur die erste Zeit. Die ersten drei Monate. Da müssen wir jetzt durch', hatte sie gedacht. ‚Wir, Dominik, wir!'

Wieder hatten Thiele und Mellrich ihren Chef über die Entwicklungen und Erkenntnisse ins Bild gesetzt. „Ich habe die KTU noch einmal gebeten, alles vor Ort in St. Korbinian genau zu inspizieren. Die waren nicht gerade begeistert. ‚Das haben wir doch alles schon am Montag untersucht. Penibel. Warum denn heute noch einmal?', hat der Nerreth gemault. Den kennst du ja. Immer schlecht gelaunt."

„Nein", unterbrach ihn sein Chef. „Da täuschst du dich. Der Nerreth-Schorsch ist nicht schlecht gelaunt. Das ist halt ein Mittelfranke. Die reden nicht viel, von Haus aus. Und wenn, klingt es immer, als wären sie schlecht gelaunt. Vielleicht weil sie nun einmal ‚b' und ‚p', ‚d' von ‚t', ‚g' und ‚k' nicht unterscheiden können. Wenn sie reden. Alles weich und stimmhaft. Da redet man eben weniger und langsamer als andere. Und weil sie das r an einer Stelle im Mund bilden, die andere Menschen nun einmal gar nicht haben. Vorn am Gaumen. Mach das mal! Da schweigt man lieber. Nein, nein, mit schlechter Laune hat das gar nichts zu tun. Herzensgut, der Schorsch."

„Wieder etwas gelernt!", nahm Thiele die Belehrung seines Chefs genauso stoisch entgegen wie zuvor den Hinweis auf sein Äußeres. Oder glomm da in ihm eine leichte Rebellion und Unzufriedenheit über die zwar angestammte, aber nicht mehr ganz passende Hierarchie in ihren Beziehungen? „Jedenfalls habe ich dann nicht lange herumgeredet, sondern einen entsprechenden Dienstbefehl gegeben. Dann war Ruhe. Gar nicht schlecht, Chef zu sein."

Kellert lächelte müde: „Man gewöhnt sich dran, glaube mir. Und der Reiz schleift sich ab. Gut gemacht, jedenfalls", fuhr er fort und blickte auf seine Armbanduhr. „Dann sind die also jetzt gerade drüben in St. Korbinian." Kellert schaute seine beiden Kollegen an. Auch sie blickten etwas ratlos zu ihm. „Hannah", begann er dann. „Was denken denn Sie von dem Fall? Was wissen wir, was vermuten wir?" Hannah Mellrich hatte sich inzwischen daran gewöhnt, dass ihr Chef sie mal duzte, mal siezte. Je offizieller, desto ‚Sie'. Jetzt also offiziell.

„Ich denke, der Täter oder die Täterin stammt aus dem direkten Umkreis von Sankt Korbinian. Der muss sich dort schon sehr gut auskennen. Wie es da so zugeht. Wer wann wofür zuständig ist. Und wo die entsprechenden Gegenstände aufbewahrt werden. Entweder hat er selbst einen Schlüssel, oder er kann mit einem Dietrich umgehen. Wahnsinnig gut gesichert ist da nichts. Da käme ich ohne Probleme in Nullkommanichts in alle Räume, in alle Schränke und an alle Gegenstände. Die haben schon Gottvertrauen."

„Was ihnen ja auch nicht schlecht zu Gesicht steht, als kirchliche Gemeinde", ergänzte Kellert. „Und normalerweise passiert ja auch nichts. Ist da jahrzehntelang nichts passiert, soweit ich weiß. Kein Einbruch, kein Diebstahl, nichts. Offenbar macht man das nicht, in der uns nur zu gut bekannten Szene: in eine Kirche einbrechen." „Was allerdings unsere reisenden Belegschaften aus anderen Ländern nicht unbedingt wissen", ergänzte Thiele. „Die Fälle häufen sich schon."

„Aber nicht so signifikant, dass die katholischen Kirchen überlegen würden, ihren Grundsatz aufzugeben: sie sind und bleiben tagsüber geöffnet. Im Gegensatz zu den evangelischen", korrigierte Kellert. „Warum ist das eigentlich so?",

mischte sich Hannah Mellrich ins Gespräch. „Tja, warum?“, überlegte Kellert. Dachte nach. „Weil das eben so ist,“ stellte er im Bewusstsein fest, dass das keine besonders kompetente Beantwortung war. Das wäre wohl wieder eine Frage, die er Professor Brandtstätter stellen müsste. Demnächst.

„Okay!“, führte Dominik Thiele das Gespräch zurück zu ihrem Fall. „Ich stimme Hannah völlig zu. Ein Insider. Das erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass wir die entsprechende Person bereits kennen. Immer wieder lasse ich das Personal von St. Korbinian vor meinem inneren Auge auftreten. Wem von denen traue ich das zu? Keinem, eigentlich. Das ist das Problem.“

Er schüttelte den Kopf. Hannah Mellrich versuchte, seinen Gedanken zu folgen, ließ ihrerseits das Panoptikum der ihr bekannten Menschen von St. Korbinian aufmarschieren, verzog dann ebenfalls unentschlossen den Mund. Bernd Kellert hörte zu. Da er die Menschen, um die es ging, zum größten Teil selbst nicht oder bestenfalls oberflächlich kannte, baute sich sein inneres Bild anders auf. Zum Scharfstellen brauchte er mehr Informationen, als seine Mitarbeiter ihm bislang geliefert hatten.

Dominik Thiele setzte noch einmal neu an: „Also: Er oder sie hat Zugang zu Gift. Was aber nicht schwer ist. Daran kommt man, wenn man es nur will. Aber was ist sein Ziel? Ihm bekannte Menschen vergiften? Bei den Hostien konnte er nicht voraussehen, wen es treffen würde. Nein, er will nicht unbedingt die konkreten Personen treffen, die dann zum Opfer werden. Vielleicht war auch Pfarrer Mooslechner ein Zufallsopfer. Obwohl es dem Täter klar sein musste, dass es ihn treffen würde. Als Pfarrer war er der einzige, der von diesem Wein, besser gesagt: Traubensaft trinken würde. Möglicherweise ging es dabei aber eher um das Amt als

um die konkrete Person. Was ich sagen will: Vielleicht gab es da eben nicht ein persönliches Motiv. Wie wir zunächst dachten."

„Gut, alles einleuchtend", fasste nun Bernd Kellert die Gedanken zusammen. „Er oder sie will etwas demonstrieren. Vielleicht hat er schlechte Erfahrungen mit der Kirche gemacht. Missbrauch wäre naheliegend, wenn man bedenkt, was man da so alles hört oder liest. Das passt aber hier nicht, denke ich. Ein Opfer würde sich vielleicht an seinem Peiniger rächen. Auch nach Jahrzehnten noch. Aber das alles trifft ja wohl bei Mooslechner nicht zu. Obwohl man das nie sagen kann. Es passt auf jeden Fall nicht dazu, dass andere Menschen wahllos hineingezogen werden. Der Junge! Ein Opfer, das andere zu Zufallsopfern macht? Auf ganz andere Art und Weise? Das klingt nur wenig plausibel, oder? Das passt nicht in die Täterpsychologie. Oder, Hannah?"

‚Oha, er weiß, dass ich die Zusatzausbildung Täterpsychologie absolviert habe' freute sich die Kommissariats-Anwärterin. ‚Weiß es, und hat es auch parat.' „Nein, das passt wirklich nicht, Chef", antwortete sie, sichtlich geschmeichelt. „Wobei jede Regel ihre Ausnahmen kennt." „Na, das sind ja tolle Experteneinsichten", frotzelte Thiele, der sich dafür jedoch einen bösen Blick seines Chefs einfing. Wenn Bernd Kellert eines nicht mochte und nicht duldete, dann Eifersüchteleien und Rangstreitigkeiten in seinem Team.

„Also weiter", nahm Kellert den Faden wieder auf. „Er oder sie will etwas demonstrieren. Frustration. Protest. Macht. Irgendetwas. Irgendwem." „Aber dann" – unterbrach ihn die junge Kollegin – „dann will er unbewusst, dass wir ihn oder sie erwischen. Demonstration braucht Publikum. Die Erregung von Aufmerksamkeit zielt auf Men-

schen, die genau das wahrnehmen. Der Täter denkt dabei nicht unbedingt an uns, die Polizei. Vielleicht an die Politik. Die Presse." Hannah Mellrich ließ verschiedene Szenarien vorbeiziehen. „Oder in diesem ganz besonderen Fall an die Kirche als Institution."

Ihr Chef unterbrach sie nicht, obwohl er seinerseits Unterbrechungen nicht mochte. Dieses Mal hatte er es unkommentiert geschehen lassen. „Oder ...", überlegte Hannah Mellrich weiter. „Oder es geht gar nicht um die Öffentlichkeit. Das dürfen wir nicht unbewiesen annehmen. Vielleicht beweist er oder sie etwas nur für sich selbst. Oder vor einem Menschen, vor dem er als etwas Besonderes dastehen will. Einen ‚signifikanten Anderen', so nennen das die Experten."

Sie schielte provozierend zu Dominik Thiele hinüber, der lächelte aber nur versöhnlich zurück. Also sprach sie weiter: „Es geht ihm also um eine ihm wichtige Frau, einen ihm wichtigen Mann." „Hallo! Politisch korrekt bitte: oder um eine diverse Person", murmelte Dominik Thiele halblaut dazwischen, fing sich dafür aber erneut einen tadelnden Blick ein.

‚Schau mal, wie schwer es dem Dominik fällt, einer Frau zuzuhören. Das hätte ich nicht gedacht', ging es Bernd Kellert durch den Sinn. ‚Na ja, ist im Moment ziemlich gestresst, der Gute!', fügte er als mögliche Entschuldigung für das Verhalten seines von ihm ja geschätzten Mitarbeiters hinzu. Hannah Mellrich ließ sich durch all das nicht beeinflussen. Zumindest merkte man ihr davon nichts an. Sie kannte solche männlichen Unterlaufungsmanöver. Und war dagegen innerlich wie äußerlich gewappnet.

Bernd Kellert nickte anerkennend. „Gut. Aber er – ich lass jetzt mal das politisch korrekte ‚sie' weg, geschweige denn den Hinweis auf ‚Diverse' – also er ist noch nicht zu-

frieden, oder? Das, was er beweisen will, ist ihm noch nicht gelungen. Die Aufmerksamkeit, die er erregen will – sei es öffentlich, sei es privat – hat er noch nicht erreicht. Die Demonstration ist noch nicht erfolgt. Was heißt das?"

„Das kann zwei Dinge bedeuten, Chef", fühlte sich Hannah Mellrich angesprochen, während sich Dominik Thiele tatsächlich ein bisschen an den Rand gedrängt sah. „Erste Möglichkeit: Er oder sie gibt auf. Erkennt, dass der Plan nicht gelingt. Oder, dass der Preis zu hoch ist. Ist entsetzt über das, was er oder sie angerichtet hat. Falls das so ist, gibt es noch einmal zwei Möglichkeiten: Er oder sie gibt auf und stellt sich. Oder er oder sie hört einfach auf. Und wird dann vielleicht nie gefasst."

„Oder?", brachte sich Thiele ein, der nun doch nicht einfach aus dem Gespräch herausfallen wollte. Und der Hannahs Kompetenz ja im Grunde einsah und auch akzeptierte. Aber musste sie sich jetzt hier so vor ihrem Chef aufspielen? Und ihn, der die Verantwortung für den Fall hatte, wie einen Außenstehenden aussehen lassen?

„Das ist ganz einfach", seufzte Hannah Mellrich. „Und meiner Meinung nach das Wahrscheinliche: Oder er oder sie macht weiter."

## 23.

Donnerstagmorgen, 6 Uhr. Um die zwanzig Menschen hatten sich aufgemacht, um in aller Herrgottsfrühe zur ‚Rorate-Messe' in St. Korbinian zusammenzukommen. Es war eisig kalt. Raureif ließ die Straßen und Häuser dort magisch glänzen, wo sich künstliche Lichtquellen spiegelten. Rorate – so feiert die Kirche seit Langem die Vorbereitung auf Weih-

nachten. ‚Rorate', ‚tauet' Himmel den Gerechten! Ein altes Hoffnungsbild. In tiefdunkler Nacht wird die Kirche nur durch Kerzen erhellt. Eine besondere Stimmung. Zeit zur Besinnung und Ruhe. Aber angesichts der frühen Stunde nur etwas für echte Hardliner.

Pfarrer Mooslechner hatte den Brauch so eingeführt, dass man sich zu drei bis vier dieser Gottesdienste traf, immer donnerstags im Advent. Wer wollte, war danach zu einem gemeinsamen Frühstück im Gemeindezentrum eingeladen. Die erste Rorate-Messe hatte er noch selbst gehalten. Vor sieben Tagen. Das konnte er nun nicht mehr. Sollte man die beiden noch geplanten Gottesdienste ausfallen lassen?

Barbara Winkler, die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, hatte sich vehement dafür eingesetzt, die Tradition fortzuführen. Gerade weil der Pfarrer tot war. Er hätte das so gewollt, da war sie sich sicher. Sie hatte Vikar Häferle gebeten, die Rorate an dessen Stelle zu gestalten. Der hatte sich zunächst gesträubt. Das sei nicht seine Tradition, er habe noch nie einen solchen Gottesdienst gefeiert. Das sei nicht seine Uhrzeit, um sechs Uhr morgens sei er einfach noch nicht fit. Das sei doch pietätlos, einfach so weiterzumachen, als sei nichts geschehen.

Die Grundschullehrerin konnte beharrlich sein, wenn sie wollte. Und dieses Mal wollte sie. Sie hatte schnell durchschaut, dass Vikar Häferle keine rechte Lust hatte, diese Aufgabe zu übernehmen und nur nach Ausreden suchte, um sich dieser Verpflichtung zu entziehen. Also hatte sie zu einem taktischen Schachzug gegriffen. Dr. Bregnitzer, der Kirchenpfleger, hatte von Anfang an zu den Stammbesuchern der Rorate gehört. Er und seine Frau. Sie mochte den alten Arzt nicht besonders. War in vielem anderer Meinung. Stritt oft mit ihm, irgendwie sogar ganz gern. Aber es gab auch

viele Berührungspunkte. Kurzum: Sie hatte ihn gebeten, das Anliegen beim Vikar von zweiter Seite aus vorzubringen. Und einem Dr. Bregnitzer schlug man nicht so schnell eine Bitte ab. Na also!

Ein dunkler Raum. Um die zwanzig große Kerzen spendeten warmes, aber dämmriges Licht, immer wieder bewegt durch den Luftzug. Dazu hatte jeder eine kleine Kerze vor sich, um die Liedtexte aus dem Gesangbuch lesen zu können. Der große, im Altarraum hängende Adventskranz verströmte ein leichtes Tannen-Aroma. „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit" und „Es kommt ein Schiff geladen". Karsten Kaiser spielte die beiden Lieder mit Leidenschaft.

Er liebte den Advent ganz besonders. Die ‚stade Zeit', wie man in Bayern sagt. Die ‚stille Zeit', die eigentlich aus der Hektik der ständigen Betriebsamkeit herausführen soll. Eigentlich. Meistens war es genau andersherum. Umso wichtiger, sich nicht in den Sog mitreißen zu lassen! Kaiser ließ es sich nicht nehmen, noch vor dem Weg zur Arbeit die Rorate-Messen musikalisch mitzugestalten. Irgendwo hoch über den nur schemenhaft wahrnehmbaren Kirchenbänken saß er auf seiner Orgelempore und versuchte, seine Einsätze zum richtigen Zeitpunkt zu erahnen.

Nein, das war keine große Schar, die hier versammelt war, aber eine eingeschworene. Jeder sang mit. Und jeder, wirklich jeder dachte an Pfarrer Mooslechner. Martin Häferle machte seine Sache nicht schlecht. Er gab sich Mühe, die richtigen Worte, die angemessene Stimmlage zu finden. In der Liturgie fühlte er sich sicher, das war deutlich. Sicherer als im Umgang mit Menschen. Marie Walterscheid, die Mesnerin, versah den Dienst als Messdienerin. Ihr, der Siebzigjährigen, war jeder Handgriff aus jahrzehntelanger Erfahrung vertraut. Aber sie las auch die Bibeltexte und die

Fürbitten. Mit lauter, sicherer Stimme, die man der kleinen, verhuscht wirkenden Frau gar nicht zugetraut hätte.

Der Gottesdienst verlief genauso, wie es die Teilnehmer erwarteten und kannten. Ohne Überraschung. In einer Routine, die Geborgenheit ausstrahlte und Beheimatung versprach. Bis zu dem Moment der Wandlung. Häferle hatte die Brotworte gesprochen, nahm nun den Kelch. „Nehmet und trinket alle daraus ..." Er stockte. Als das letzte Mal hier, in dieser Kirche, diese Worte ausgesprochen wurden, hatte der Zelebrant nur noch wenige Minuten zu leben.

Es überlief ihn heiß und kalt. Er schluckte. Spürte, wie zwanzig Augenpaare auf ihm ruhten, die sich alle in diesem Moment zurückerinnerten an den letzten Sonntag. Er stotterte, der Kelch schwankte leicht: „Das ist der Kelch des neuen und ewigen Bundes, mein Blut, das für euch" – wieder konnte er nicht weiter. Seine Augen sanken auf den Altar. Fast schien es so, als ließe er den Kelch sinken, doch er rappelte sich auf, streckte ihn wieder nach oben und brachte den Segensspruch zu Ende: „und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Tut dies zu meinem Gedächtnis."

Witold Koslowski, der polnische Hausmeister, saß in der ersten Bank. Er konnte sehen, wie das Herz unter dem Messgewand des Priesters pochte. Häferle rang mit sich. Sollte er weitermachen wie immer? Er nahm eine Hostie aus der goldenen Schale, starrte sie an wie einen unheilbringenden Fetisch, holte zweimal tief Luft, führte die Hostie dann zum Mund und schluckte sie unzerkaut hinunter. ‚Unsinn', dachte er. ‚Wovor hast du Angst? Die Polizei hat gestern noch einmal die ganze Sakristei gründlich durchsucht. Da war nichts!'

Tatsächlich. Nichts. Alles ganz normal. Er atmete auf. Auch die Menschen im Kirchenschiff waren von einer gewissen

Spannung ergriffen. Anders als er. Aber sie hatten irgendwie das Vertrauen, dass alles seinen normalen Gang gehen würde. Er, Martin Häferle, nicht. Im Vorfeld hatte er gar nicht darüber nachgedacht, dass hier noch einmal etwas passieren könnte. Aber jetzt, hier, am selben Altar, spürte er plötzlich eine tiefe Angst. Dieses Gefühl kannte er nicht. Es schnürte ihm die Luft ab, presste seine Eingeweide zusammen. Er nahm den Kelch. Jetzt müsste er trinken. Aber er tat es nicht. Er setzte ihn an die Lippen, kippte ihn um wenige Grade, ließ aber die Flüssigkeit nicht einmal seine Lippen benetzen.

Er hoffte, dass niemand sein Zögern bemerkt hatte. Dass niemand beobachtet hatte, dass er nichts von dem gewandelten Messwein – echtem Wein natürlich! – getrunken hatte. Wie es seine Aufgabe, seine Pflicht gewesen wäre. Darin täuschte er sich allerdings. Er wurde sehr genau beobachtet. Mesnerin und Hausmeister, Dr. Bregnitzer und Barbara Winkler – sie alle hatten Detail um Detail wahrgenommen. Und nicht nur sie. Aber sie ließen ihn gewähren, natürlich. Auch sie standen unter Spannung. Auch sie wünschten nichts mehr als Normalität. Niemand ließ die Kommunion aus. Jeder nahm die geweihte Hostie zu sich. Der ein oder andere verhuschte Blick streifte den Kelch, den Kaplan Häferle letztlich ungetrunken auf den Altartisch zurückgestellt hatte. Wo er stehen blieb, bis zum Ende der Zeremonie. Gedankenverloren folgten alle den adventlichen Melodien, die der Organist in seiner Improvisation zu einer spontanen Meditation verband. Die Weise klang nach, als die kleine Schar wenig später das Kirchenschiff verließ.

Barbara Winkler hatte das Frühstück im Pfarrsaal vorbereiten lassen. Marie Walterscheid hatte frische Brötchen besorgt. Kaffee brachten alle selbst in Thermoskannen mit, auch Butter und Brotaufstriche. Stolz präsentierte man die

selbstgemachten Marmeladen. Fast alle der Mitfeiernden gingen hinüber. Der Vikar nicht. Mit einer fadenscheinigen Entschuldigung hatte er sich abgemeldet und war in seinem unauffälligen, grauen Mittelklassewagen davongefahren. Die Stimmung der Frühstückenden war gedrückt. Sonst lachte man, scherzte, plauderte, teilte sich Neuigkeiten oder immer wieder gern wiederholte Anekdoten mit. Heute traute sich niemand, das Wort zu ergreifen.

„Wo ist denn eigentlich Johann?", fragte eine ältere Dame fast flüsternd die Frau von Dr. Bregnitzer. Tatsächlich, der Kirchenpfleger fehlte. Sein immer gleicher Platz an immer demselben Tisch war leer. Nein, da kam er zur Tür herein, nickte seiner Frau stumm zu und setzte sich zu ihr an den Tisch. Sie sah ihn fragend an. Barbara Winkler kam zu ihnen und nahm auf dem einen noch freien Stuhl Platz. Ausgerechnet! Die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates saß sonst nie hier. Ihr Stammplatz war buchstäblich am anderen Ende des Raums. Leise, so dass es an den anderen Tischen nicht zu hören war, fragte sie: „Und?"

Bregnitzer beugte sich zu ihr und raunte: „Ich habe den Wein an mich genommen. Also den aus dem Kelch. Den der Vikar ja nicht getrunken hat. Und die heute Morgen frisch angebrochene Flasche aus der Sakristei. Ich habe ein komisches Gefühl. Wahrscheinlich völlig grundlos. Aber ich werde das gleich analysieren. Mein kleines Labor und meine Hauspraxis für alle Fälle habe ich ja noch." Barbara Winkler nickte. So nah hatte sie sich dem alten Arzt noch nie gefühlt. Die meisten Frühstückenden hatten von dem kleinen Austausch gar nichts mitbekommen.

„Ja. Thiele?!" Der Kommissar nahm selbst den Hörer ab, weil gerade niemand sonst im Büro war. Wieder hatte er

Ringe unter den Augen. Die Nächte mit einem schreienden Baby hinterließen nun einmal ihre Spuren. Fast war er froh, wenn er an seinen Arbeitsplatz fuhr. Bei aller Liebe für den kleinen Julian.

Er lauschte kurz, sprang wie elektrisiert auf, rief Hannah Mellrich in den Nebenraum zu, ihm zu folgen und war auch schon auf dem Weg zu seinem Dienstwagen. „Gift! Schon wieder. In St. Korbinian. Im Wein! Das gibt es doch gar nicht!", keuchte er, als er die Autotür öffnete. „Im Traubensaft, meinst du wohl", verbesserte ihn seine Mitarbeiterin, die ihm mit leichten Laufschritten gefolgt und deutlich weniger außer Puste war als ihr provisorischer Chef. „Eben nicht!", korrigierte er: „Im Wein! Keine Ahnung wie. Sagt dieser Dr. Bregnitzer, der wird es ja wissen. Ist ja schließlich Arzt!"

Der Dienstwagen eilte über die Bundesstraße nach Polzingen. Kurz nach acht Uhr. Immer noch dunkel. Die kürzesten Tage im Jahr. „Nein, es ist wohl niemand zu Schaden gekommen", betonte Thiele. „Mehr weiß ich doch auch noch nicht. Warten wir ab, was uns vor Ort erwartet." Verbissen konzentrierte er sich auf den morgendlichen Verkehr. Immerhin, sie fuhren aus der Stadt hinaus. Die meisten anderen Menschen, die um diese Zeit unterwegs waren, zog es in die Gegenrichtung.

## 24.

Auf den Tischen des Gemeindesaals befanden sich noch Reste vom Geschirr und Besteck des Frühstücks. Die meisten Rorate-Teilnehmer waren aufgebrochen, um sich ihrem Tagwerk zu widmen. Wobei das bei den Älteren oft gar nicht

so viel mit Arbeit und Werken zu tun hatte. Für sie war der Höhepunkt dieses Tages mit dem Besuch der Rorate schon vorbei. Nur Dr. Bregnitzer, seine Frau, Barbara Winkler und der Hausmeister hatten auf die von dem Arzt sofort informierten Polizeibeamten gewartet. Hilde Bregnitzer war dabei aufzuräumen.

„Ich muss ziemlich dringend los, habe in der zweiten Stunde Unterricht", hatte Barbara Winkler gleich angekündigt, als die beiden Polizisten den Saal betraten. Aber sie war neugierig und wollte sich auf keinen Fall entgehen lassen, was nun passieren würde. Bregnitzer hatte eine Rotweinflasche auf den Tisch gestellt, dazu einen kleinen durchsichtigen Plastikbehälter, in dem sich die teetassengroße Portion einer roten Flüssigkeit befand.

Sie setzten sich ungeduldig. Der Arzt berichtete: „Ich hatte ein komisches Gefühl und bin sofort zu mir nach Hause gefahren. Ist ja gleich um die Ecke. Habe eine rasche Probeuntersuchung durchgeführt. Das Ergebnis ist klar: Wein, echter Rotwein, eindeutig. Aber versetzt mit Gift. In absolut tödlicher Dosierung." Ungeduldig unterbrach ihn Dominik Thiele: „Aber ich denke, Zyankali löst sich in Alkohol nicht auf?!"

Tadelnd blickte der Arzt auf den aus seiner Sicht jungen Kommissar: „Richtig, junger Mann! Es ist ja auch kein Zyankali. Cyanwasserstoff, würde ich sagen. Das müssten Ihre Techniker aber noch einmal genau untersuchen. Das mischt sich jedenfalls problemlos mit Wasser und Alkohol." Die beiden Polizisten schauten ihn fragend an. „Cyanwasserstoff?", las der Arzt die unausgesprochene Frage in ihren Augen. „Doch, das kennen Sie! ‚Blausäure' sagt man dazu auch. Und Zyankali ist das Kaliumsalz, das entsteht, wenn man diese Blausäure mit Kalilauge mischt. Ich habe

nebenher als Werksarzt bei der ZEIKO gearbeitet, wissen Sie? Da wurde man auf solche Giftstoffe sehr gezielt vorbereitet. Blausäure, ich bin mir sicher."

„Und wenn der Vikar den Wein getrunken hätte...?", wagte Barbara Winkler einen Gedanken. „Dann wäre er selbst bei einem kleinen Schluck jetzt nicht mehr am Leben. Todsicher", führte der Arzt den Gedanken weiter. Hilde Bregnitzer entfuhr ein unterdrückter Schrei. „Davor hat ihn der Herrgott bewahrt!", entfuhr es ihr.

„Er hat jedenfalls riesiges Glück gehabt. Und vielleicht wirklich einen Schutzengel", stimmte Hannah Mellrich zu, die weder an den ‚Herrgott' noch an Schutzengel glaubte. Obwohl: ‚Schutzengel. Das wäre schon schön, wenn's die gäbe. Wer weiß?', ging es ihr durch den Sinn. „Wir werden auf jeden Fall mit ihm sprechen müssen, mit dem Herrn Vikar. Vielleicht hat er ja doch etwas wahrgenommen. Unbewusst."

Die beiden Kriminalbeamten erhoben sich, gingen in die andere Ecke des Raumes und steckten dort die Köpfe für ein vertrauliches Gespräch zusammen. „Der Täter muss irgendwann zwischen gestern Abend und heute sehr früh in der Sakristei gewesen sein!", überlegte Dominik Thiele. „Die KTU war doch noch einmal vor Ort. Ich hatte sie ja extra ein weiteres Mal hierherbestellt. Der Kollege Nerreth ist sich absolut sicher: Diese Flasche Wein stand da noch nicht auf dem Brett, wo normalerweise der Messwein steht, der für den nächsten Einsatz im Gottesdienst benötigt wird." „Der Täter muss einen Schlüssel haben", folgerte Hannah Mellrich. „Oder einen Dietrich. Und er kennt sich hier sehr, sehr gut aus."

„Vielleicht war er heute Morgen sogar in dieser Messe. Und hat alles direkt beobachtet", überlegte der Kommis-

sar. „Wir brauchen unbedingt eine Liste aller Teilnehmer. So viele waren das ja nicht. Ich werde Dr. Bregnitzer und Frau Winkler gleich darum bitten. Aber warum schlägt er noch einmal zu? Will er alle Geistlichen von St. Korbinian töten? Will er alle Gottesdienste hier vor Ort sabotieren? Ist das sein Ziel?"

„Wir können jetzt jedenfalls mit Sicherheit davon ausgehen, dass der erste Anschlag nicht der Person von Pfarrer Mooslechner gegolten hat. Oder?", fasste Hannah Mellrich ihre Gedanken zusammen. „Denn dann hätte der Täter ja schon sein Ziel erreicht. Irgendetwas treibt ihn weiter an. Nur was?"

„Noch etwas ist jetzt klar: Er ist lernfähig", schlussfolgerte Thiele. „Wahrscheinlich haben die ersten Anschläge ihn überrascht. Er konnte kaum wissen, dass Mooslechner Traubensaft benutzte. Das war sozusagen ein unglücklicher Zufall. Tragisch und fatal für den Pfarrer. Das verwendete Zyankali hätte sich in echtem Wein nicht aufgelöst. Das wäre ihm aufgefallen. Deshalb hat der Täter nun Blausäure verwendet. Zu beidem muss er Zugang haben. Er oder sie."

„Das heißt aber doch auch, dass er kein Experte auf dem Gebiet ist. Ein echter Fachmann hätte das von vornherein gewusst. Und hätte gleich zu Blausäure gegriffen. Oder mache ich da jetzt einen Denkfehler?", überlegte Hannah Mellrich laut, die sich der Einfachheit halber weiterhin der männlichen Sprachform bediente: ‚der Täter'. Ihr war aber bewusst, dass es auch eine Frau sein konnte. Natürlich.

Der Kommissar dachte kurz nach, knetete seine Unterlippe und antwortete dann: „Nein, das klingt logisch. Aber dann muss er den Gang unserer Ermittlungen mitverfolgen. Klar, das Friedensberger Tagblatt berichtet ja ziemlich genau über jeden unserer Schritte. Da wird er das mit dem

Traubensaft schon mitbekommen haben. Und wir wissen ja, dass Ärzte, Chemiker oder Menschen mit Kontakten zu bestimmten Handwerksberufen oder zur Industrie relativ leicht an Zyankali herankommen können. Das gilt natürlich auch für Blausäure."

Hannah Mellrich sprach vor sich hin: „Hmm. Das trifft leider auf ziemlich viele zu, oder nicht? Mich treibt ein anderer Gedanke um: Was ist das Ziel dieses unheimlichen Täters? Wann hört er auf?" „Das, Hannah, kann ich dir sagen. Immerhin das: spätestens dann, wenn wir ihn haben!", bekräftigte Dominik Thiele mit fester Stimme und entschlossenem Gesichtsausdruck.

‚Moment, Moment!', überlegte Hannah Mellrich. ‚Wie sagt Kellert immer: ‚Nichts ausschließen!' Vielleicht war es ja doch der Vikar! Hat alles bewusst so inszeniert. Um den Verdacht von sich abzulenken. Um sich selbst als potenzielles Opfer darzustellen. Er wusste ja, dass er nicht wirklich aus dem Kelch trinken würde. Also bestand für ihn eigentlich kein echtes Risiko. Das könnte sein. Das würde erklären, warum er es dann so eilig hatte, von hier zu verschwinden. Einen Kaffee hätte er mit den Leuten hier schon noch trinken können. Das sollten wir überprüfen. Sofort.'

## 25.

Sie hatten Dr. Bregnitzer gebeten, vor Ort auf den Einsatzwagen aus Friedensberg zu warten. Die Kollegen sollten sich noch ein weiteres Mal die Sakristei vornehmen und den Wein zur Untersuchung ins Polizeipräsidium bringen. Begeistert würden sie nicht sein, aber das war nun einmal ihr Job. Thiele und Mellrich fuhren nach Mösshausen, in

das Dorf, in dem Vikar Häferle wohnte. Mösshausen war eine jener Gemeinden, die vor Kurzem mit Polzingen zu einer Seelsorge-Gemeinschaft zusammengelegt worden waren. Seit Generationen hatte es dort einen eigenen Pfarrer gegeben. Und unnötig zu sagen: Die Mösshausener und die Polzinger hatten nichts miteinander zu tun. Man mochte sich nicht. Erzählte wenig ehrenvolle Witze übereinander. Ging sich aus dem Weg. Jetzt eher noch mehr als vorher.

Nun stand das fast dreihundert Jahre alte Pfarrhaus von Mösshausen leer. Einen Pfarrer gab es nicht mehr. Und würde es auch nie wieder geben, wenn es denn künftig nach den Plänen des Bistums gehen sollte. Was macht man mit einem vierhundert Quadratmeter großen, barocken Haus, fast einem kleinen Schloss? Für einen Verkauf müsste man es erst aufwändig restaurieren, viel zu teuer. Und ob ein künftiger Nutzer der ehrfürchtigen Geschichte des Hauses gerecht würde, könnte einem niemand garantieren.

Man stelle sich vor: ein Geschäft, eine Werkstatt, gar ein Bordell in einem ehemaligen Pfarrhaus! Der Gedanke an diese bloßen Möglichkeiten hatte nicht nur die Mösshausener, sondern auch die Verantwortlichen im Bistum abgeschreckt. Oder eine Notunterkunft für Flüchtlinge und Asylbewerber? Ein heftiger Streit mit den Anwohnern wäre vorprogrammiert. Nicht nur, dass man ihnen den Pfarrer genommen hatte, nun sollten sie auch noch Flüchtlinge in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft akzeptieren? Was sollten die in diesem Dorf ohne jegliche Infrastruktur? Wer sollte sich um die kümmern? Auch hier waren sich die Verantwortlichen schnell einig: Das wollte niemand den Mösshausenern antun. Und der Staat hatte abgewunken, als das Bistum vorsichtig im Blick auf eine Übertragung in den Besitz der

öffentlichen Hand angefragt hatte. Doch das Haus einfach verfallen zu lassen, war auch keine Lösung.

Das Bistum Friedensberg hatte noch keine zukunftsfähige Idee zur Nutzung der ‚Villa Mösshausen', wie das Pfarrhaus im Volksmund genannt wurde. Aber immerhin eine Zwischenlösung: Der Vikar bewohnte das Haus. Ohne Miete zahlen zu müssen. Er fand sich nun allerdings allein in einem viel zu großen, in manchen Teilen baufälligen Haus. Zwar in Sicht- und Hörweite der Dorfkirche St. Ulrich, aber viel mehr gab es in Mösshausen auch nicht mehr. Die zwei Gaststätten, der ‚Rote Ochse' und der ‚Storch', hatten schon vor Jahren geschlossen. Der EDEKA-Laden hatte seinen Betrieb eingestellt. Nicht einmal einen Metzger oder Bäcker gab es mehr. Einige Häuser an der Durchfahrtsstraße standen ganz offensichtlich leer. Kein Wunder, dass die meisten jungen Leute das Dort verließen.

‚Und was machst du da als junger Mann, als Vikar?', schoss es Hannah Mellrich durch den Kopf, als sie langsam über die vielfach ausgebesserte Dorfstraße fuhren. Nach dreimaligem Klingeln öffnete sich die Tür des alten Pfarrhauses. „Oh, Sie", stammelte Vikar Häferle, zögerte, bat die Polizeibeamten dann aber hinein. Was blieb ihm schon übrig? Er hatte den Priesterkragen abgelegt und war leger gekleidet. Unauffällig: Jeans und Pullover. Ein wenig prägnanter Mann um die dreißig, leicht zur Fülligkeit neigend, etwas ungelenk in den Bewegungen, mit einer eher hohen, noch jungenhaften Stimme. ‚Wenn du dem auf der Straße so begegnen würdest, kämst du nie auf die Idee, dass das ein katholischer Priester ist', dachte Hannah Mellrich.

Ein langer, leicht muffig riechender Flur führte in eine Art Büro. Der Wohntrakt dehnte sich nach rechts aus. Der linke Teil des Hauses wurde offensichtlich derzeit nicht genutzt.

Ein mehr als mannshoher Kruzifixus lehnte rechts an der Wand des Flures. Die Wundmale Jesu waren naturalistisch ausgebildet. Sie zogen die Blicke der Betrachter auf sich. ‚Uah! Jeden Morgen, mehrmals am Tag daran vorbeigehen? Also, das möchte ich nicht!', dachte die Polizistin. Auch ihr Kollege zog die Augenbrauen hoch.

„Na, dann setzen Sie sich mal", wies der Vikar sie auf zwei einfache Holzstühle. Der von ihm zielsicher angesteuerte Raum wurde wohl als Büro genutzt. Aktenordner füllten die Wandregale, auf dem Schreibtisch lagen verschiedene Papierstapel unordentlich herum. „Entschuldigen Sie. Ich weiß, wie es hier aussieht. Aber ich bekomme kaum Besuch. Hier klingelt eigentlich nie jemand an der Tür. Und dieser Raum wird eigentlich fast nie benutzt. Da lasse ich manchmal etwas liegen. Ich habe einfach keine Lust dazu, groß aufzuräumen. Das sah schon so aus, als ich hier vor über zwei Jahren einzog. Und die Putzfrau kümmert sich nur um meine Wohnräume."

Die Unordnung war Martin Häferle offensichtlich peinlich. Aber er wollte die Polizisten auch nicht in seine privaten Wohnräume führen. Ob es da ähnlich aussah? Ob es da etwas zu verbergen galt? Auf die Idee, seinen Besuchern ein Getränk anzubieten, kam der unfreiwillige Gastgeber nicht. Ihre Mäntel hatten sie der Einfachheit halber über ein halbhohes Regal gelegt. Eine Garderobe gab es offensichtlich nicht. „Sie haben es schon gehört, oder?", eröffnete Thiele das Gespräch. Der Vikar hatte sich auf den Schreibtischstuhl gesetzt. Zwischen ihm und den Kriminalbeamten breitete sich das Chaos auf der Tischplatte aus. ‚Als bräuchte er einen Sicherheitsabstand', ging es Hannah Mellrich durch den Kopf.

„Was? Was habe ich gehört? Entschuldigung, aber ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen", gab Martin Häferle

mit fragendem Blick zurück. Seine Miene wirkte tatsächlich völlig ahnungslos. „Nun, der Wein, den Sie heute Morgen bei der Messe verwendet haben, war vergiftet." Der Vikar wurde kreidebleich. Seine Augen suchten nach irgendeinem Halt im Raum, fanden aber keinen festen Punkt. Die Hände krallten sich an den Rand der Tischplatte. „Vergiftet ...?", stammelte er.

‚Der spielt uns nichts vor. Der Schreck ist echt!', dachte die Polizistin, die zunächst erneut die Rolle der Beobachterin einnehmen sollte. So war es abgesprochen. „So ist es", bestätigte ihr Kollege mit strengem Ton. Sie wollten den Vikar zunächst als potenziellen Täter ansprechen. Also hart. Und dann im Laufe des Gesprächs entscheiden, wie sie weiter vorgehen würden. „Und da würde es uns doch sehr interessieren, warum Sie nichts von dem Wein getrunken haben. Wie es üblich ist. Wussten Sie, dass mit dem Wein etwas nicht stimmt?"

Martin Häferle schluckte. Er lehnte sich weit zurück und schüttelte heftig den Kopf. Seine Augen weiteten sich. „Nein! Nein! Woher hätte ich das denn wissen sollen!", rief er. „Aber warum haben Sie dann nichts davon getrunken?", schaltete sich nun Hannah Mellrich mit eher beruhigender Stimme in das Gespräch ein. Thiele hatte ihr kaum merklich ein kleines Signal gegeben. Das alte Spiel: ‚good cop, bad cop'. Der Befragte sollte sich bei einem der Gesprächspartner sicher und verstanden fühlen, beim anderen eher unsicher und unter Druck. Diese Mischung führte oft zu erstaunlichen Bekenntnissen.

„Das ..., das weiß ich auch nicht so ganz genau. Das kann ich Ihnen nicht erklären!", stammelte er, während er dankbar zu der Polizistin blickte und ihren Kollegen so weit wie möglich ausblendete. Dass sie eine Frau war, schien ihn in

dieser Konstellation plötzlich nicht mehr zu stören. „Versuchen Sie es, Herr Häferle!“, ermunterte sie ihn, wieder mit warmer und freundlicher Stimme.

„Ich hatte das ja vor, wissen Sie?“, bemühte er sich um eine Erklärung. „Natürlich. Das ist doch so Vorschrift. Wir Priester nehmen den Leib Christi zu uns, dann sein Blut. Wir werden eins mit ihm. Werden zu seinen Stellvertretern. Aber dieses Mal ...“ Er zögerte. Thiele blickte streng. Das entging dem Vikar nicht. „Dieses Mal hatte ich plötzlich das Gefühl, dass ich das nicht kann. Einfach nicht kann. Der Vitus, also Pfarrer Mooslechner, stand doch am Sonntag genau an derselben Stelle. Hat all das genauso gemacht. Und war dann tot ...“

„Haben Sie irgendetwas Außergewöhnliches wahrgenommen? Einen Geruch? Eine Verfärbung? Irgendetwas, was Sie gewarnt hat?“, fragte Thiele. „Nein. Gar nichts. Da war nichts, was ich bewusst bemerkt hätte. Nichts. Ein inneres Gefühl. Eine Stimme, könnte man sagen. Ja, so war das wohl: Eine Stimme, die sagte: ‚Trink das jetzt nicht!‘“ Ganz offensichtlich suchte der Vikar selbst nach einer Erklärung dafür, was ihn bewogen hatte, gegen das gewohnte Ritual zu verstoßen. Was ihm letztlich das Leben gerettet hatte.

„Und warum sind Sie dann gleich nach dieser Messe so übereilt aufgebrochen? Ohne sich zu verabschieden? Ohne noch einen Kaffee mit den anderen zu trinken?“, hakte Hannah Mellrich nach. „Übereilt? Wer sagt das denn? Der Bregnitzer? Die Winkler?“ Häferle hatte sich wieder im Griff. Immer noch bleich, aber mit sichererer Stimme sprach er jetzt weiter. „Ich bin nicht so der soziale Typ, wissen Sie? Ich weiß, das ist eine meiner Schwächen. Aber so ist es nun mal. Ich sitze nicht gern bei den Leuten, um mit ihnen zu reden. Ich habe das Gefühl, dass sie dann von mir

erwarten, ich solle sie unterhalten. Aber ich bin Priester, kein Entertainer. Kein Sozialarbeiter. Kein Psychologe. Kein Gesprächstherapeut."

Er hielt inne. Ein Gedanke blitzte in ihm auf, eine Erinnerung. „Wissen Sie, das hat schon damals der Regens im Priesterseminar bemängelt. Das war ja noch der Norbert Görtler. Den sie dann ja auch ermordet haben." Reflexartig bekreuzigte sich der Vikar. „Lockerer sollte ich sein, hat er mir geraten. Mehr auf die Leute zugehen. Wenn man das aber nun einmal nicht kann? Irgendwann hat er das dann auch eingesehen. Soll ich mich verstellen? So tun, als säße ich gern beim gemeinsamen Frühstück? Ich will da einfach ehrlich sein. Der Vitus, der konnte das. Der sprach gern mit den Menschen. Der lebte in seinen Beziehungen. Gut. Sollte er. Aber ich, ich kann das nun einmal nicht. Punkt. Das wissen die Leute inzwischen, und die meisten akzeptieren das auch. Ich bin Priester. Zuständig für die Liturgie. Fertig!"

Sein Gesicht hatte wieder die normale Farbe angenommen. Er hatte sich in Fahrt geredet, als folge er einem Skript, das er sich schon oft zurechtgelegt hatte. Eine Art Rechtfertigung. In dieser Sprechrolle fand er zu seiner Sicherheit zurück. Thiele und Mellrich nickten sich in einer winzigen Bewegung zu. Sie waren sich einig. Das war echt. Nicht gespielt.

Der Vikar hielt inne, runzelte die Stirn, überlegte. Dann fragte er seinerseits: „Aber Moment! Ich denke, dass sich das Gift in echtem Wein nicht auflöst? Habe ich da etwas falsch verstanden?" „Nein, das ist schon richtig", bestätigte Thiele mit leichtem Nicken. „Es war dieses Mal ein anderes Gift. Blausäure. Das löst sich vollkommen auf." „Aber was will denn der Täter? Warum macht jemand so etwas?", rief

Häferle entgeistert. „Soll ich jetzt die Hostien und den Wein jedes Mal erst chemisch testen lassen, bevor ich eine Messe feiere? Das ist doch alles völlig absurd!“

„Aber vielleicht wirklich die einzige Lösung, bevor wir den Täter oder die Täterin nicht haben“, bestätigte der Kommissar. „Oder ...“, überlegte Martin Häferle. „Oder?“, fragte Hannah Mellrich nach. „Oder wir feiern bis auf Weiteres nur Wortgottesdienste. Also ohne die Eucharistiefeier. Aber da müsste ich erst den Herrn Bischof um Erlaubnis bitten.“ „Tun Sie das, Herr Vikar, tun Sie das“, ermunterte ihn Dominik Thiele. „Das klingt für mich nach einer guten Lösung. Also: Übergangslösung.“

## 26.

„Na, das geht doch schon ganz gut!“, kommentierte Beate Kellert die Gehübungen ihres Mannes. Er tastete sich vom Sessel zum Tisch, an der Wohnzimmerwand entlang, dann zum Griff der Küchentür, zum Fenstersims, in sicherem Abstand zum Bücherregal, dann drei Schritte ohne Festhaltemöglichkeit hinüber zurück zum Sessel, in den er sich mit sichtlicher Erleichterung vorsichtig niederließ. Pucki folgte ihm mit neckischen Sprüngen, sichtlich amüsiert über das neue Spiel, das sich ihr Herrchen ausgedacht hatte.

„Hmm“, knurrte Bernd Kellert mit verkniffener Miene. Einerseits freute er sich über die leichten Fortschritte, andererseits verlief ihm der Heilungsprozess aber viel zu langsam. Eine Geduldsprobe! Donnerstags hatte seine Frau ihren freien Tag. Normalerweise nutzte sie ihn entweder für Haushaltspflichten oder für kleine Unternehmungen mit ihren Freundinnen: einen Einkaufsbummel oder einen

Cafébesuch. Den Tag heute hatte sie sich für ihren Mann reserviert.

Dr. Bregnitzer hatte am vorherigen Abend kurz bei den Kellerts vorbeigeschaut, um nach ‚seinem' Patienten zu sehen. Natürlich als ‚Freundschaftsdienst', wie er versichert hatte. Er hatte Beate einige Hilfestellungen gezeigt, mit denen sie ihren Mann bei den Gehübungen unterstützen konnte. „Das fehlte gerade noch", hatte der aber nur gebrummt, als der alte Arzt wieder gegangen war, „dass du nun auch noch meine Bewegungstherapeutin spielst. Das schaffe ich schon alleine." Nach all den gemeinsamen Ehejahren wusste Beate Kellert, dass sie ihrem Mann seinen Willen lassen sollte. ‚Alter Sturkopf!'

Sie goss ihm einen fränkischen Brotzeittee auf, den er gern trank, schenkte auch sich selbst eine Tasse ein und setzte sich zu ihm. „Ich habe mich mal ein bisschen im Dorf umgehört", begann sie. „Was man so munkelt. Beim Bäcker, im Sportverein, beim Metzger. Interessant, was man so mitbekommt, wenn man ein bisschen die Ohren spitzt", grinste sie. „Und ab und zu eine kleine Frage einstreut, ohne dass es aufdringlich wirkt."

„Soso, die Frau des Kommissars nimmt ihre Spitzeltätigkeit auf", kommentierte Bernd Kellert leicht säuerlich. „Jetzt sei doch nicht so ein alter Griesgram!", schimpfte Beate. „Nur weil du selbst gerade mal für ein paar Tage ausfällst. Die Welt dreht sich weiter auch ohne den Herrn leitenden – und aktuell den leidenden – Kommissar Bernd Kellert! Der Dominik macht seinen Job gut, das hast du doch gestern selbst gesagt. Und warum sollte ich mich nicht ein bisschen umhören, wenn denn schon einmal jemand hier bei uns in Polzingen – in Polzingen! – umgebracht wird. Nicht jemand: der Pfarrer! Außerdem: Gott sei Dank bin ich hier in Pol-

zingen ‚die Beate', nicht ‚die Frau des Kommissars'. Und so soll das auch bleiben."

„Schon gut, du hast ja recht", gab Bernd Kellert klein bei. „Also, was hast du herausgehört aus dem Getratsche und Gerede?" „‚Leben', nennt man das, mein Lieber. ‚Teilhaben am Leben der Anderen'. So lebt man nun einmal auf dem Dorf. Anders als in der Anonymität der Großstadt. Das hat schon was, weißt du?", antwortete seine Frau abwägend. Erst dann ging sie auf seine Frage ein: „Den Pfarrer Mooslechner, den haben die meisten wirklich gemocht. Ich ja auch. Gegen den konnte man nichts sagen. Und du weißt: Auf dem Dorf sagt man sehr, sehr gern etwas über, vor allem gegen Andere. Wenn sie nicht dabei sind. Nenn es wie du willst: ‚ablästern' oder ‚Interesse an den Nachbarn'." Sie rollte mit den Augen, besann sich dann aber wieder auf ihr Anliegen: „Bei der evangelischen Pfarrerin sieht das schon anders aus. Warte mal, wie hieß die doch gleich wieder ...?"

„Friedrichsen. Birte Friedrichsen", warf Kellert ein, der immer schon über ein ausgezeichnetes Personen- und Namensgedächtnis verfügt hatte. „Genau!", bestätigte seine Frau. „Also, die ist den meisten natürlich viel zu norddeutsch. Eine ‚Neigschmeckte' halt, das mögen die Leute nicht. Und dann noch eine Frau, selbstbewusst, klug, eigenständig. Erstaunlich: gerade die Frauen mögen das nicht. Die Männer, soweit ich die höre, finden die irgendwie interessant. Ohne sich von der etwas sagen zu lassen, natürlich. Aber die Frauen wollen das nicht, dass sich andere Frauen so stark hervortun. Empfinden das als Herausforderung für ihr eigenes Rollenbild. Und genau diese Herausforderung lehnen sie ab."

Sie überlegte. „Nicht alle, natürlich. Da hört man schon auch Anderes. Aber viele denken so. Mir fällt das auf, weil

ich, als Städterin, als Friedensbergerin, das natürlich ganz anders kenne. Aber ich halte mich zurück. Binde denen natürlich nicht ständig meine Meinung auf die Nase. Ich bin ja selbst auch immer noch so eine ‚Neigschmeckte'. Aber Friedensberg, das kennt man hier wenigstens. Vor ‚der Stadt', da hat man irgendwie Respekt. Das färbt dann auch ein bisschen auf mich mit ab."

Beate Kellert zog eine undefinierbare Grimasse. „Weißt du, ab wann man dazugehört? Wie sie das hier sehen?", fragte sie ihren Mann, ohne eine Antwort zu erwarten. „Wenn du auf den Friedhof gehst und mindestens zehn Verstorbene und dort Beerdigte kanntest. Das habe ich so aufgeschnappt. Beim Bäcker." Bernd Kellert machte große Augen. „Auf dem Friedhof hier in Polzingen, also da war ich noch nie!", überlegte er. „Eben!", erwiderte seine Frau. „Eben!" Sie verzog das Gesicht. Ob man unter diesen Bedingungen überhaupt so bald dazugehören wollte, als Hinzugezogener?

„Warte, da fällt mir noch etwas ein", fuhr sie fort. „Wovon man, also besser: frau noch so spricht. Einige erinnern sich natürlich an die Aktion mit dem Kirchenasyl. Das haftet vor allem der Pfarrerin an. Die meisten fanden diese Idee völlig abwegig. Vorsichtig gesagt. Was man da so alles hört, lasse ich mal lieber außen vor. Aber interessant: Dass der Pfarrer Mooslechner da auch eine sehr aktive Rolle gespielt hat, wie du es ja erzählt hast, das wird irgendwie ausgeblendet. Davon ist nie die Rede."

„Soso, hat man da also sein klares Feindbild. Und was erzählt man sich so über den Herrn Vikar?", wollte der Kommissar wissen. Seine Frau dachte nach, kratzte sich an der Stirn. „Der Vikar? Komisch! Jetzt wo du es sagst: Der taucht gar nicht auf. Den nimmt man nicht zur Kenntnis. Eine Frau beim Bäcker meinte neulich: ‚Ach, die kommen und gehen.

Das lohnt sich gar nicht, sich da überhaupt den Namen zu merken.' So sehen die Polzinger das. Übrigens auch im Blick auf die Pastoralreferentin, die ..." „Judith Zoller?", schlug Kellert vor. „Genau. Auch wenn die schon lange in Polzingen wohnt. Irgendwie dringen solche Leute nicht wirklich in die Gespräche vor. So präsent sind die nicht."

„Außer ...", wollte sie weiterreden, aber ihr neugierig gewordener Mann unterbrach sie. „Außer was?" „Nun warte doch ab, du alter Drängelfritz", ermahnte sie ihn sehr zu ihrer eigenen Überraschung mit einem Wort, das sie von ihrer Großmutter geerbt hatte und fast nie mehr benutzte. „Zwei Ausnahmen gibt es. Also zuerst einmal diese Barbara Winkler, du weißt schon: Vorsitzende des Pfarrgemeinderates und Grundschullehrerin. Die ist wohl eine echte Polzingene. Sagt man hier so. Also: hier geboren. Da kennt man sich natürlich. Und seit Generationen sind die echten Polzinger bei ihr in der Grundschule gewesen. Schon die Eltern der jetzigen Grundschüler. Das war die ‚Tante Barbara', wie man früher offensichtlich sagte. So sprechen die Polzinger vielfach von ihr. Von ‚Tante Barbara'! Und für viele hat sie eben immer noch die Autorität, die sie damals in Grundschulzeiten für sie hatte. Erstaunlich!"

„Vor der haben sie also Respekt?", fragte Bernd Kellert nach. „Genau!", bestätigte seine Frau. „Und man schätzt sie. Also, ihr Wort hat Gewicht." „Aber sie ist doch ständig in einem Kleinkrieg mit unserem guten Dr. Bregnitzer, oder?", fiel dem Kommissar ein. „Stimmt!", bestätigte Beate lachend. „Das ist auch immer wieder Thema bei den Leuten. Das nimmt Polzingen schmunzelnd zur Kenntnis. Der Arzt und die Lehrerin. Der Konservative und die Grüne. Das geht wohl schon seit vierzig Jahren so. ‚Die? Die brauchen sich gegenseitig', meinte die Gerti, die von der Bäckerei."

„Und was hört man sonst noch so?“, fragte Bernd Kellert, nachdem seine Frau einen Schluck Tee getrunken hatte. „Nun ja, der Diakon ist auch immer mal wieder ein Thema, über das die Leute reden“, erwiderte Beate. „Der stammt ja auch aus Polzingen. Den kennt man schon seit seiner Geburt, ach was, seit Langem vorher. Familienlinie des Vaters, Familienlinie der Mutter. Da verstehe ich wahrscheinlich jeweils bestenfalls die Hälfte all der Namen und Anspielungen, wenn es da erst einmal losgeht.“

Der Kommissar blickte seine Frau aufmunternd an. „War ja Optiker, der gute Reinhard Severin. Also nie im Verkauf oder in der Kundenberatung. Ein Techniker, hier bei Wertinger, dem großen Betrieb. Immer schon ein Eigenbrötler, sagt man. Verschlossen. Eigen. Aber ein guter Handwerker. Arbeitete immer allein. Dass der dann geheiratet hat, hat alle überrascht. ‚Die Ursel‘, so reden sie von seiner Frau. Aus einem Nachbardorf. Auch ein bisschen eigen, sagt man. Gesehen habe ich die noch nie.“

Bernd Kellert versuchte, sich das Gesicht des Diakons vor Augen zu stellen. Vergebens. Er konnte das Bild einfach nicht scharfstellen. Auch die Stimme konnte er sich nicht in Erinnerung rufen. Seltsam! Seine Frau sprach weiter: „Dass der dann Diakon wurde, der Severin, hat viele überrascht. Das hätten die Polzinger ihm nicht zugetraut. Waren auch skeptisch. Aber er macht das wohl ganz gut. Auf seine Art. Sehr ruhig. Langsam. Bedächtig. Spricht zu den Leuten, so dass sie es verstehen können. Doch, die schätzen ihren Diakon durchaus. Wenngleich ...“

Sie hielt inne, versuchte sich zu konzentrieren. Ihr Mann wartete. „Er ist manchen, wie soll ich das sagen: unheimlich. Sie durchschauen ihn nicht. ‚Spooky‘, hat ein junger Mann gesagt. ‚Da weißt du nie, was er wirklich denkt‘, ein anderer.

‚Manchmal ist er wie abwesend. Wie er schaut. Wie er sich die Unterlippe knetet …‘. Das sind so Äußerungen, an die ich mich erinnere. Also: Den schätzen sie, den mögen sie aber nicht unbedingt. Dazu ist er ihnen zu rätselhaft. ‚Früher, da wusste man, woran man mit dem Reinhard war‘, sagte eine, die mit ihm zur Schule gegangen ist. ‚Aber seit der jetzt Diakon ist, ist der anders. Schaut durch dich hindurch. Als wäre er nicht so ganz hier, verstehen Sie?‘ Ja, so reden die Leute über den Diakon“, schloss sie ihre Ausführungen.

„Soso. Die Winkler und der Severin. Zwei alte – wie hast du das genannt: Polzingene. Und der gute Dr. Bregnitzer natürlich, da sind es schon drei“, resümierte der Kommissar. Wägte die Bilder in seinem Kopf. Dachte nach. „Gut!“, bestätigte er dann. „Ich gebe zu, dass ich mich geirrt habe. Gut, dass du dich umhörst, Beate. An solche Informationen kommt man sonst nicht. Die kriegst du nur von innen. Wofür immer sie hilfreich sein werden. Das wird man sehen.“ Er nahm einen tiefen Schluck aus seiner Tasse, lehnte sich zurück und atmete tief durch.

## 27.

Unruhig schritt Diakon Reinhard Severin durch den Altarraum von St. Korbinian. Einmal nach links, vorbei am fahl flackernden Ewigen Licht hin zum Tabernakel, dem Aufbewahrungsort der geweihten Hostien. Dann in scharfer Biegung nach rechts, vor dem Hauptaltar entlang hin zur barock gestalteten Marienstatue, vor der ein kleines, hölzernes Podest aufgebaut war. Hier brannten etwa ein Dutzend Kerzen. Das war immer so. Menschen kamen in die Kirche, zündeten eine Kerze an, sprachen ein kurzes Gebet und gin-

gen getrost in den Alltag zurück, den sie nur kurz für dieses Ritual unterbrochen hatten.

‚Ein schöner Brauch', fand der Diakon. Er selbst zündete jeden Tag mindestens drei Kerzen an. Eine für seine Familie, eine für die Gemeinde, in der er lebte und arbeitete, die dritte für aktuelle Anliegen, die sich immer wieder neu und anders ergaben. Heute hatte er dafür keinen Sinn. Von links nach rechts, von rechts nach links. Sein Blick verlor sich im Dämmerlicht des winterlichen, adventlich geschmückten Kirchenraums. ‚Vorerst feiern wir nur noch Wortgottesdienste!', hatte ihm der Vikar mitgeteilt. Das ging doch nicht! Das war doch gegen alle Vorschriften und gegen die zweitausendjährige Tradition der Kirche. So sah er das. ‚Wo Christus ist, da ist die Kirche. Und Christus ist dort, wo die Eucharistie ist!', ging ihm ein Satz aus seiner theologischen Ausbildung durch den Kopf.

Aber konnte er gegen die Vorgaben des Vikars verstoßen? Er mochte Martin Häferle nicht. Hatte sich von Anfang an nicht gut mit ihm verstanden. ‚Dieses blasse, von sich selbst überzeugte Bürschchen. Lebt in seiner geschlossenen klerikalen Welt. Hat keinerlei Sinn für Seelsorge und die ihm anvertrauten Menschen. Und ist theologisch ein Leichtgewicht. Wie hat der nur sein theologisches Studium bestanden? Wahrscheinlich haben die Herren Professoren wieder einmal alle Augen zugedrückt, weil es sich ja um einen Priesterseminaristen handelte', zog Diakon Severin der Gedankenstrom weiter.

‚Und die müssen das Studium schaffen, koste es, was es wolle. Dieses Ansinnen betont der Herr Regens im jährlichen Treffen mit den Professoren doch sehr nachdrücklich, wie man so hört. Denn warum gibt es in Friedensberg eine Theologische Fakultät? Warum dürfen die wohlbestallten Herren

Professoren dort forschen und lehren? Doch nur, weil es sich um eine Stätte der Priesterausbildung handelt! So bestimmt es das Konkordat, der Rechtsvertrag zwischen Staat und Kirche.' Der Diakon konnte sich gegen seine Gedanken nicht wehren. Sie strömten vor sich hin, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen.

‚Ob talentiert für die Seelsorge, ob theologisch ein Dünnbrettbohrer, all das zählt nicht', gestand er sich ein. Vikar Häferle stand als geweihter Priester in der kirchlichen Hierarchie über ihm, dem Diakon. Und das regte Reinhard Severin auf. Nach außen wirkte er immer gelassen, ruhig und ausgeglichen. In ihm sah es anders aus. Die unterschiedliche Wahrnehmung, das öffentliche Auftreten, die Entfaltungsmöglichkeiten, ja, selbst das Gehalt: all das trennte die Welt Häferles von seiner eigenen. Ein Diakon – was war das überhaupt? Immer wieder musste er sein Amt und seine Aufgabe erläutern. Fast so, als müsse er sich für diesen Beruf entschuldigen. Er spürte, dass er dazu je länger desto weniger Bereitschaft empfand. Aber was sollte er tun?

Er hörte eilige, aber gebändigte Schritte vor der Kirchentür, dann öffnete sie sich leise mit einem Quietschen, das sich durch alles Feilen, Schmirgeln und Ölen schon seit Jahrzehnten nicht abstellen ließ. Die Polzinger, sofern sie katholisch waren, erkannten dieses Geräusch im Schlaf. Konnten es von tausend anderen unterscheiden. Langsame Schritte tasteten sich nach vorn. „Oh, Reinhard, du?", grüßte ihn eine vertraute Stimme.

„Guten Morgen, Hilde! Obwohl ..." – er unterbrach die eigenen Worte und blickte Hilde Bregnitzer mit ernster Miene an – „ob das nun wirklich ein schöner Morgen ist, das darf man wohl bezweifeln, oder?" Hilde Bregnitzer nickte. Seit ihrer gemeinsamen Ausbildung duzten sich die beiden. Aber

ansonsten gab es keinerlei Berührungspunkte oder Gemeinsamkeiten, abgesehen davon, dass sie sich häufig in St. Korbinian trafen. Ohne jemals ein persönliches Wort zu wechseln. Abgesehen von den üblichen Höflichkeitsfloskeln. Und selbst dann war stets Dr. Bregnitzer dabei, Hildes Ehemann, der natürlich das Gespräch führte.

Ihre unvermutete Begegnung war ungewohnt. Beide wussten nicht so recht, wie sie sich verhalten sollten. Die ältere Frau hatte das Gefühl, dass sie die Initiative ergreifen musste. „Da hast du Recht, Reinhard!", bestätigte sie seine Überlegungen in klarer, ruhiger, mit angehaltenem Atem gesprochener Stimme. „Aber man darf es sich doch wenigstens wünschen, dass es ein guter Tag sein möge, nicht wahr? Gerade dann, wenn es nicht so ist. Denn das alles ist natürlich einfach nur furchtbar. Was passiert hier? Wer ist dafür verantwortlich? Und wann kehrt denn nun endlich wieder Frieden ein? Da merkt man erst einmal, wie wunderbar das sein kann: Alltag."

Sie ging zur Marienstatue. „Deswegen bin ich ja auch hier. Wenn die Polizei uns schon nicht helfen kann, vielleicht kann es Maria." Sie warf einen Euro in die kleine Kassenbox des hölzernen Podestes, nahm zwei Kerzen aus der daneben angebrachten Schublade, stellte sie zu den anderen, zündete sie an. Dann ging sie zwei Schritte zurück, faltete die Hände und bewegte die Lippen zu einem lautlosen Gebet. ‚Erstaunlich', dachte Reinhard Severin. Erstaunlich, wie sehr die Leute immer noch in diesem alten Ritual zu Hause waren. Er selbst ja auch. Und sogar Hilde Bregnitzer, die ja eigentlich evangelisch war. Irgendwie stiftete es Trost und Halt.

Der Diakon wollte die Andacht der Betenden nicht stören und zog sich mit weichen, lautlosen Schritten nach hinten zurück, dorthin wo sich das alte Sandstein-Taufbecken befand. Vor neunundvierzig Jahren war er hier getauft worden.

Vor zwölf und acht Jahren seine Kinder, Emanuel, der ältere, Seraphina, die Tochter. Ein besonderer Ort für ihn. Magisch. Wenig später trat Hilde Bregnitzer zu ihm. Sie suchte das Gespräch. „Was soll denn nun werden, Reinhard? Werden wir einen neuen Pfarrer bekommen? Der Vikar kann doch den Pastoralverbund unmöglich alleine leiten", fragte sie mit unterdrückter Stimme.

„Ich weiß es nicht", flüsterte Reinhard Severin zurück. Er mochte es nicht, wenn Leute im Kirchenraum laut sprachen. Das gehörte sich nicht, fand er. „Das wird der Bischof bestimmen. Aber nicht so bald, fürchte ich." „Wenn nur endlich wieder alles so ist, wie es mal war", gab die ältere Frau zurück, hielt sich dann aber die Hand vor den Mund, schluchzte kurz auf und fügte dann an: „Ach Gott, was sage ich denn da! Wie sollte das denn gehen? Der Pfarrer ist ja tot. Das habe ich einen Moment lang ganz vergessen. Verdrängt!" Der Diakon lächelte ihr mitfühlend zu und führte sie mit sanfter Berührung zur Tür, ermöglichte ihr dabei jedoch den Gang zum Weihwasserbecken, damit sie sich flüchtig bekreuzigen konnte. Ein weiteres Ritual. Heimatspendend. Wohltuend. „Vielleicht klärt sich ja bald alles auf", murmelte er nachdenklich. „Vielleicht herrscht hier bald wieder Normalität."

Draußen tobte ein stürmischer Wind, der vereinzelte Schneeflocken um die Kirche trieb. Hilde Bregnitzer eilte zu ihrem in einer nahen Parkbucht abgestellten Wagen, einem kleinen gelbschwarzen Audi-Coupé mit Faltdach, das im Winter natürlich geschlossen war. „Typisches Auto von älteren Frauen, die es sich leisten können und ihre ungebrochene Jugendlichkeit demonstrieren wollen", so hatte Karsten Kaiser, der Organist, das Gefährt einmal scharfzüngig charakterisiert.

Reinhard Severin wollte gerade in die Kirche zurückkehren, als ihm eine junge Frau entgegeneilte, die sich fest, fast krampfhaft in ihren Mantel und einen breiten Schal hüllte, um den kalten Böen zu trotzen. „Puh", schüttelte sie sich, als sie hinter ihm in die kaum wärmere Kirche schlüpfte. „Da habe ich ja Glück, Sie hier zu treffen!", fügte sie an. Reinhard Severin hatte die junge Polizistin inzwischen natürlich erkannt. Was wollte sie denn noch von ihm? Sie hatten sich doch schon vor zwei Tagen intensiv ausgetauscht. Und hier, im schwach beleuchteten hinteren Teil der Kirche, wollte er eigentlich mit niemandem sprechen, schon gar nicht mit Hannah Mellrich. ‚Das ist ein Ort, um sich auf Gott zu besinnen, nicht für Geplauder', dachte er. Setzen konnte man sich auch nirgendwo.

Die Kriminalbeamtin sah dem Diakon trotz des Zwielichts im Kirchenraum an, dass er über ihr unangemeldetes Auftauchen alles andere als begeistert war. Aber ihr war ein ganz bestimmter Gedanke nicht aus dem Kopf gegangen. Sie musste ihn überprüfen. „Entschuldigen Sie, dass ich Sie so einfach überfalle", wandte sie sich an den Diakon, instinktiv mit leiser und ruhiger Stimme. „Es dauert auch nicht lange. Versprochen. Aber mir geht da eine Sache nicht aus dem Kopf."

„Nun, dann heraus damit!", entgegnete Reinhard Severin resignierend. Er hob die Hände, lehnte sich dann an die weißgetünchte Wand neben dem Weihwasserbecken. Hannah Mellrich stand frei im Raum. Ihr Atem, der zunächst Rauchwölkchen in den klammen Raum geblasen hatte, beruhigte sich. „Danke", lächelte sie ihm zu. „Sie wollten doch eigentlich Goldschmied werden, oder?", fragte sie.

Erstaunt blickte der Diakon sie an. „Woher wissen Sie das denn?", entgegnete er. „Ich habe Ihnen davon bestimmt nichts erzählt." „Stimmt", entgegnete die Polizistin. „Irgend-

jemand hat das erwähnt. Ich weiß gar nicht mehr, wer." Das war gelogen. Natürlich erinnerte sie sich ganz genau daran, dass es Hilde Bregnitzer war, die ihr davon erzählt hatte. Aber das musste sie ihrem Gegenüber ja nicht auf die Nase binden. Und es war eigentlich auch belanglos. Und lügen? Das gehörte in ihrem Beruf zu den selbstverständlichen, auch professionell geschulten Sprachformen, wie ja eigentlich im Alltag eines jeden anderen Menschen auch. Wenn es sein musste. Oder einfach bequemer war.

„Ich wüsste wirklich nicht, warum ich Ihnen davon erzählen sollte", flüsterte der Diakon kopfschüttelnd. „Das hat absolut nichts mit Ihrem Fall, Entschuldigung, mit unserem Fall zu tun. Aber bitte: Wenn Sie schon fragen. Nein, das wollte ich nie werden." „Nicht?", unterbrach ihn Hannah Mellrich überrascht. „Gold*schläger*, das wollte ich werden! Experte für Blattgold!", erklärte Severin. „Ja, das hat mich als junger Mann fasziniert. Blattgold, ein unglaubliches Material. Das hat aber nichts mit dem Goldschmiedehandwerk zu tun, nichts mit Ringen, Ketten, Anhängern oder Uhren."

Seine Stimme war nun doch etwas lauter geworden. Das Gespräch hatte sich in eine für ihn völlig unerwartete Richtung entwickelt. Und ihn bei einer echten Leidenschaft erwischt. „Schauen Sie", er redete sich in Fahrt. Das passte gar nicht zu ihm. „Blattgold ist eine hauchdünn geschlagene Folie. Man verwendet sie, um den Eindruck zu erwecken, der so umkleidete Gegenstand sei aus massivem Gold. Dachziegel, Statuen, Mosaiksteinchen, was Sie wollen! Die Ausstattung von Kirchen ohne Blattgold – kaum vorstellbar! Alles, was glänzt, ist Gold, sagt man. Aber tatsächlich ist es eben meistens: Blattgold!"

Er kramte in seiner rechten Hosentasche, zog ein zerschlissenes, schwarzledernes Portemonnaie heraus und suchte

nach etwas Bestimmtem. ‚Was wird das jetzt?', fragte sich Hannah Mellrich erstaunt. „Da habe ich es doch!" Triumphierend zog er etwas hervor, was aussah wie eine Scheckkarte. Golden glänzend. „Sehen Sie: Die habe ich selbst gemacht. Ist schon lange her. Aber ich trage sie immer bei mir. Eine Plastikkarte, mit Blattgold verziert. Sieht aus wie aus massivem Gold, oder?"

Er reichte der Polizistin den scheckkartenartigen Gegenstand, hütete ihn jedoch wie seinen Augapfel und verlangte ihn sofort wieder zurück. „Das ist so etwas wie mein Talisman. Nicht, dass ich an magische Kräfte glauben würde. Oder vielleicht doch?" Er wog nachdenklich den Kopf. Dann hielt er die Karte in das Dämmerlicht des Kirchenschiffes, hoch zu einem der nur wenig lichtdurchlässigen Fenster. „Schauen Sie doch auf das Farbenspiel!", forderte er die ein wenig perplex dastehende junge Frau auf. „Im Auflicht goldgelb, im Gegenlicht grünlich-blau. Das kann kein Massivgold. Zauberhaft."

Plötzlich besann er sich, wo er sich gerade befand und wer sein Gegenüber war. Er hatte sich hinreißen lassen. Das passierte ihm eigentlich höchst selten. Peinlich berührt steckte er die Karte wieder in das Portemonnaie zurück. Was wollte diese Polizistin von ihm? Was sollte das, ihn hier unangemeldet aufzusuchen? Hannah Mellrich spürte seine plötzlich unübersehbare Verwirrung und schenkte ihm ein Vertrauen erweckendes Lächeln. Zumindest hoffte sie, dass das die Wirkung ihrer Miene sein würde. „Und?", hakte sie nach. „Haben Sie den Beruf dann erlernt, bevor Sie Optiker geworden sind?"

Wieder schüttelte er den Kopf. „Nicht wirklich. Es gibt da nur sehr wenige Ausbildungsplätze, müssen Sie wissen. Die besten Meister arbeiten in Schwabach, einer kleinen

fränkischen Stadt bei Nürnberg. Da war ich für ein halbes Jahr. In dieser Zeit habe ich auch diese Karte hergestellt. Gleich in den ersten Wochen. Das war schon interessant, diese Ausbildung. Aber es war mir dann doch zu weit weg von Polzingen. Ich habe erkannt, dass ich hierhergehöre, nirgendwohin sonst. Und bin dann eben Optiker geworden. Zuständig für den Durchblick, sozusagen." Er lächelte müde vor sich hin und fuhr dann fort. „Das ging auch hier. Und das habe ich nie bereut. Nie!"

Er hatte sich ein Faltblatt von einem Regalbrett genommen, das irgendwelche kirchlichen Nachrichten enthielt, faltete und knickte es nun in den Händen, ohne es bewusst zu merken und blickte sie an: „Aber nun sagen Sie mir doch bitte, warum Sie das so genau wissen wollen." Sie blickte ihm begütigend in die Augen. „Ach, ein blöder Zufall. Ich habe an einem Tag zweimal etwas gehört, was mit Gold zu tun hat. Und eigentlich in keinerlei Zusammenhang steht. Da habe ich mich gefragt, ob das wirklich nur ein Zufall ist." Er blickte sie verständnislos an. Sollte sie ihm mehr sagen? Kurz rang sie mit sich. ‚Ach, warum nicht?!'

„Haben Sie in Ihrer Ausbildung damals auch etwas über die Goldgewinnung gehört?", fragte sie. Der Diakon machte große Augen. „Sie fragen Dinge! Das ist, warten Sie, das ist dreißig Jahre her. Das weiß ich doch heute nicht mehr!" Er überlegte, blickte auf das Faltblatt in seinen Händen, sah es erstaunt und entgeistert an, entfaltete und glättete es so gut es ging und legte es auf das Regalbrett zurück. „Aber, wenn ich jetzt darüber nachdenke: ja. Ja, sicher! Doch, wir werden da auch solche Dinge gehört haben. Bestimmt! Aber worauf wollen Sie hinaus?"

„Erinnern Sie sich daran, wie man Gold im Bergbau gewinnt?", setzte Hannah Mellrich nach. „Warten Sie ...", er

kratzte sich am Kopf. Wenn sie dieses Gespräch so wollte, warum sollte er es ihr verweigern? Aber all das war nun wirklich lange her. „Ich glaube, das ist so", begann er. „Das Erz ist in Gestein eingelagert. Man muss es aber nicht wie etwa Eisenerz aus dem Gestein herausschmelzen, sondern mechanisch vom Trägermaterial ablösen."

„Und wie macht man das?", unterbrach die Polizistin. Severin war nun in seinem Element. Gold hatte ihn immer schon fasziniert. Blattgold besonders. Hier kannte er sich aus. „Nun ja, man nutzt Chemikalien, um diese Trennung zu bewirken. Am besten eignet sich Zyankali ..." Ruckartig richtete er sich auf. Seine Augen weiteten sich. „Moment!", rief er in einer Lautstärke, die so gar nicht zu diesem Ort passen wollte.

„Moment! Darauf wollen Sie also hinaus! Warum fragen Sie denn nicht direkt?" Er hatte sich wieder beruhigt. „Ja klar, ich kenne Zyankali als chemisches Mittel. Theoretisch! Aber, bitte: Ein Goldschläger hat doch nichts mit der Goldgewinnung zu tun. Meinen Sie, wir fahren da nach Südafrika oder andere Stätten, wo es noch Goldminen gibt? Das lernt man aus einem Buch. So wie in der Schule. Chemieunterricht! Abstrakt! Da weiß ich nicht mehr als jeder andere." ‚Mehr als ich auf alle Fälle', dachte Hannah Mellrich, die sich nie besonders für Chemie interessiert hatte und sich hier als völlige Analphabetin fühlte.

„Und warum haben Sie nichts von Ihren Kenntnissen erzählt?", fragte sie betont emotionslos nach. „Immerhin ist Ihr Chef mit genau diesem Mittel umgebracht worden!" „Was soll das heißen: Kenntnisse? Die habe ich in diesem Bereich nicht. Außerdem: Wie soll ich einen Zusammenhang gesehen haben?" ereiferte sich der Diakon, der sich kaum beruhigen konnte. „Weil ich vor dreißig Jahren mal

von einem Verfahren gehört habe, zu dem man Zyankali verwendet! Ganz ehrlich: Diese Verbindung – wenn man es überhaupt so nennen kann – ist mir doch gerade jetzt erst aufgegangen, nachdem Sie mir diese seltsamen Fragen gestellt haben."

„Sie haben Recht", lenkte die Polizistin ein. „Das ist wahrscheinlich wirklich alles viel zu weit hergeholt. Aber bitte verstehen Sie mich: Da wird zweimal an einem Tag Gold erwähnt. Seltsamer Zufall. Das musste ich einfach abklären. Dass da nichts dahintersteckt, ist mir nun völlig klar." ‚Ist es das wirklich?', überlegte sie. Freundlich verabschiedete sie sich von dem sichtlich verwirrten Diakon und wagte sich wieder hinaus in den Sturm, der inzwischen kalte, winterliche Regengüsse vor sich hertrieb.

## 28.

Die Grundschule von Polzingen war leicht zu finden. Das in den 1970er Jahren errichtete Gebäude, ein zweigeschossiger, schmuckloser Betonbau, dessen ursprüngliche Farbe man bestenfalls erraten konnte, lag nicht weit entfernt von der Kirche. Gerade jetzt strömten der Polizistin einige Kinder entgegen. Die meisten in Gruppen von drei bis acht, aufgeregt miteinander schnatternd, als bemerkten sie Wind und Regen nicht. Dass ihre auf den Rücken geschnallten Schultaschen nass wurden, schien den Kindern nichts auszumachen. Hauptsache schulfrei!

Mehrere Klein- und Mittelklassewagen kamen Hannah Mellrich entgegen, meistens besetzt mit einer Mutter und ihrem Kind, selten mit zwei oder drei Schülern. Ein freundlich aussehender, nicht mehr ganz junger Herr mit einem

graumelierten Mecki-Haarschnitt und gestutztem Bart kam lautlos in einem schmalen, gelben, bananenförmigen, bestenfalls hüfthohen Elektromobil angeflitzt, kaum zu hören. Auf dem Rücksitz saß äußerst vergnügt ein nach hinten blickendes Mädchen, das seine Enkelin sein mochte.

In einigen Familien war es so üblich, dass die Eltern ihre Kinder auf Schritt und Tritt begleiteten. Sie brachten sie morgens bis zur Schwelle der Schule, holten sie mittags dort wieder ab. Mit dem Auto, natürlich. Dabei ließen sich in Polzingen alle zentralen Einrichtungen problemlos fußläufig erreichen. Ein Junge zockelte mit Abstand hinter den anderen her. Er legte offensichtlich keinen Wert auf die Begleitung seiner Mitschüler. Oder sie ließen ihn nicht in ihren Kreis.

Die Kriminalbeamtin hatte sich nach Schulschluss mit Barbara Winkler verabredet. Die Lehrerin, gleichzeitig Vorsitzende des Pfarrgemeinderates, erwartete sie schon an der Schultür. Sie wies gerade einer Schülergruppe, die im Schulgebäude geblieben war, den Weg in ein Klassenzimmer, das direkt neben der Eingangstür lag. „Mittagsbetreuung", erklärte sie der Polizistin unaufgefordert. „Die bleiben bis um drei hier."

Sie gingen in das kleine Lehrerzimmer, das de facto natürlich ein Lehrer*innen*zimmer war. „Männliche Kollegen haben wir hier schon lange nicht mehr", kommentierte Barbara Winkler. „Grundschule, das ist das Reich der Frauen. Nicht, dass ich das gut fände, so sehr ich für Frauenpower bin. Aber gerade manche der Jungs bräuchten dringend Männer als Lehrer. Wissen Sie, das ist selbst hier im beschaulichen Polzingen mehr und mehr der Normalfall: Zu Hause fällt der Mann als Erzieher oft aus. Entweder es gibt gar keinen Mann im Haus, oder er verweigert sich der Erziehung. Vielleicht, weil er nicht der leibliche Vater ist und sich nicht

zuständig fühlt. Oder einfach aus Unfähigkeit oder Unlust. Was weiß ich?"

Sie hatten in den tiefen Sesseln einer kleinen Tischgruppe Platz genommen, je einen in einer klassischen Filtermaschine gebrühten und deshalb gleichermaßen heißen Kaffee vor sich. Die sieben anderen Kolleginnen, die hier arbeiteten, waren offensichtlich schon nach Hause gegangen oder gefahren. Alle wohnten in der Umgebung. Die Aushilfe, die ohne pädagogische Ausbildung in der Ganztagsbetreuung arbeitete, war mit den ihr anvertrauten Kindern beschäftigt. Wahrscheinlich waren die gerade dabei, das Mittagessen des Catering-Service einzunehmen.

„Wissen Sie, was das bedeutet?", fragte Barbara Winkler nach. Ihre Rundungen versteckte sie gekonnt unter weit geschnittenen Kleidern. Mit geübtem Blick stellte Hannah Mellrich fest, dass die Lehrerin ihre Haare in einem mittleren Braunton nachgefärbt hatte. Der graue Scheitelstrich, an den sich die Polizistin von ihren letzten Treffen zu erinnern glaubte, war nicht mehr zu sehen. ‚Wie alt mag sie sein?', überlegte Hannah Mellrich. ‚Um die sechzig? Älter? Ich sollte besser nicht nachfragen.'

Barbara Winkler war es gewohnt, Gespräche zu führen, daran ließ sie keinen Zweifel. Nun hob sie dazu an, die selbstgestellte Frage zu beantworten. So war es von Anfang an geplant gewesen. Weibliche Rhetorik. „Der erste Mann, den viele Kinder bei uns als Erzieher erleben, ist ausgerechnet der Pfarrer. Der gibt ja im dritten Schuljahr eine Stunde Religionsunterricht für die katholischen Kinder, die zur Erstkommunion gehen. Der Pfarrer! Als erster männlicher Erzieher! Ein Witz!"

Sie lachte laut auf, amüsiert über den selbst entfalteten und sicherlich bereits oft erzählten Sachverhalt. Dann rief sie sich

wieder zur Disziplin und korrigierte ihren Gefühlsausbruch: „Der Vitus, der konnte das! Natürlich. Aber stellen Sie sich mal den Vikar vor. Mit sich selbst beschäftigt. Unsicher im Umgang mit Menschen. Und dann trifft er hier in der Grundschule nur auf Frauen. Fremde Wesen, die ihm Angst machen. Und auf Kinder. Zu denen er gar keinen Zugang hat. Absurd!"

Hannah Mellrich nickte. Immer wieder neu war sie überrascht über die Einblicke in diese für sie so fremde Welt der Kirche. Die sich selbst so wichtig nahm. Die für die Menschen, die sich mit ihr identifizierten, einen so selbstverständlich großen Stellenwert einnahm. Und die ‚draußen', im normalen Leben, etwa in ihrem eigenen, völlig irrelevant war. Aber vielleicht barg gerade diese Fremdheit eine große Chance für sie, genauer wahrzunehmen, Zwischentöne besser herauszuhören, Strukturen und Reibepunkte leichter zu erkennen, die zur Lösung dieses Falles beitragen konnten.

„Sie selbst, Frau Winkler, spielen hier in Polzingen ja eine ganz schön wichtige Rolle, wenn ich das richtig wahrgenommen habe. Als Lehrerin und als Vorsitzende des Pfarrgemeinderates. Und vertreten ja auch ganz klare Positionen. Oder irre ich mich da?" Die Lehrerin schmunzelte in sich hinein. „Da werden Sie schon Recht haben, Frau Mellrich!" Natürlich hatte sie sich den Namen gemerkt! Und wusste als Pädagogin, dass die Verwendung des Namens gleich eine ganz andere, persönlichere Gesprächssituation schaffte. Und ihr selbst eine Autorität zuspielte. Kennst du den Namen deines Gegenübers, hast du Macht über ihn. Ein altes mythologisches Motiv. Man denke nur an das gute alte Märchen vom Rumpelstilzchen.

Sie beugte sich vor: „Na klar hat das eine Bedeutung, wenn du die halbe Einwohnerschaft von Polzingen, die

jünger als fünfunddreißig ist, als Schüler gehabt hast. Und wenn du von der anderen Hälfte viele kennst, auch wenn du nicht ihre Klassenlehrerin warst. Wir waren immer schon zweizügig. Zwei Klassen pro Jahrgang. Und glauben Sie mir: Die meisten waren froh, wenn sie bei mir waren." ‚Das glaube ich dir tatsächlich', dachte Hannah Mellrich. Die noch nicht alt wirkende, äußerst vitale Lehrerin hatte eine zugleich mütterliche, warmherzige und zupackende Aura.

„Na ja: Und von der Kirche kenne ich natürlich noch viele andere. Auch Ältere. Großeltern und Eltern meiner Schülerinnen und Schüler. Und andere, die neu nach Polzingen ziehen." „Wie die Kellerts", schob sie mit leichtem Schmunzeln hinterher. „Also: Ja, mag schon sein, dass ich hier eine ‚wichtige Rolle' spiele, wie Sie sagen. Da denke ich aber eigentlich nie drüber nach. Und versuche eben, das Beste daraus zu machen. Für alle. In der Schule und in der Gemeinde."

„Aber Sie sind nicht die Direktorin dieser Schule, oder?", hakte Hannah Mellrich nach. Denn das würde zu Barbara Winkler eigentlich perfekt passen, dachte sie. Das war eine geborene Führungspersönlichkeit, ohne Frage! „Rektorin? Ich? Ich bin doch nicht blöd!", schoss es aus der Lehrerin heraus. „Wissen Sie was?", setzte sie nach, um erneut selbst die Antwort auf die rhetorische Frage nachzulegen: „In ganz Deutschland sind zweitausendfünfhundert Grundschulen ohne Leitung. Ohne Direktorin. Und warum? Weil das ein – entschuldigen Sie – beschissener Job ist. Du bist der Prellbock für die Eltern, gerade wenn es in der vierten Klasse um die Empfehlungen zur nächsten Schule geht. Da hat man Kämpfe auszustehen, das sage ich Ihnen! Und dafür kriegst du kaum Entlastungsstunden, hast kein vernünftiges Sekretariat an der Seite, wirst mit einer minimalen finanziellen Anerkennung abgespeist. In allen anderen Schularten wirst

du befördert, besser bezahlt, entlastet, hast einen Hilfsapparat, nur in den Grundschulen nicht. Kein Wunder, dass den Job kaum einer machen will. Das ist einfach ein Skandal. Ausbeutung! Eine Führungsposition ohne alle Anerkennung und Ausstattung. Nee, nicht mit mir! Außerdem unterrichte ich viel zu gern. Immer noch!"

„Und warum ist das so?", fragte die Polizistin, völlig überrascht über diese Situation, von der sie noch nie etwas gehört hatte. Barbara Winkler rückte nach vorn und schaute ihrer Gesprächspartnerin tief in die Augen. „Das kann ich Ihnen sagen!", antworte sie. „Weil in der Grundschule eben nur Frauen arbeiten. Und grundsätzlich in einer Gehaltsstufe niedriger als in anderen Schularten. Das macht im Monat locker um die fünfhundert Euro aus. Die du nicht kriegst, wohlgemerkt. Wir werden von den Herren Politikern kurzgehalten. Irgend so ein Schwachkopf hat sich vor Kurzem ausgedacht, dass wir sogar noch eine Stunde mehr arbeiten sollen! Das geht nicht. Das schaffen wir einfach nicht. Das wird den Krankenstand erhöhen, sodass am Ende eher weniger Unterricht erteilt wird als vorher. Wir sind schon jetzt am Limit, glauben Sie mir. Die Kolleginnen sagen: ‚Gut, dann machen wir eben ‚Dienst nach Vorschrift'. Kein Schulfest mehr, keine Exkursionen, keine Wahlkurse.'"

Die Lehrerin seufzte: „Dabei ist es doch gerade das, was Spaß macht. Auch den Schülern. Und uns mit ihnen verbindet! Aber ich verstehe die Kolleginnen. Was sollen wir denn sonst machen? Protestieren? Demonstrieren? Da lachen sich die hohen Herren doch ins Fäustchen! Die setzen darauf, dass der Laden schon irgendwie läuft. Was dann ja auch passiert. Zweitausendfünfhundert Schulen ohne offizielle Leitung, die trotzdem arbeiten! Wir Frauen sind dann doch wieder zur Selbstausbeutung bereit. Aber nicht mit mir!"

Sie lehnte sich wieder zurück, atmete einmal kräftig aus und beruhigte sich wieder. ‚Ein hoch belastetes Thema für sie', notierte sich die Polizistin im Geiste. „Äh: verheiratet sind Sie nicht?", fragte sie vorsichtig nach, auch um das Thema zu wechseln. Sie war sich aber nicht sicher, was diese Frage auslösen würde. Und ihre Befürchtung bestätigte sich. Barbara Winkler zuckte kaum merklich zusammen, lehnte sich zurück und faltete die Hände über den Bauch. Die Frage war ihr unangenehm, das konnte man auch ohne psychologisches Expertenwissen über Körpersprache erkennen. „Doch, das bin ich schon", gab sie etwas pikiert zurück. Gleichzeitig getroffen. Unerwartet dort berührt, wo sie nicht gern berührt wurde.

Sie fuhr fort: „Besser: Das *war* ich. Obwohl ...? Wir Katholiken versprechen uns bei der Hochzeit ja gegenseitig ‚Bis dass der Tod uns scheidet', aber viele sehen das wie ich: auch darüber hinaus. Man bleibt innerlich verbunden, auch wenn der andere nicht mehr lebt. Und mein Michael starb vor sechs Jahren. Krebs. Langsam und grausam. Aber er bleibt doch mein Michael. ‚Continuing bonds', nennt das die Psychologie. Ich habe damals viel darüber nachgelesen. Das half tatsächlich. Ja, die Bindungen gehen weiter, über den Tod hinaus, hören nicht einfach auf." Sie sank in die Welt ihrer Erinnerungen ab, besann sich dann, straffte sich und fügte in verändertem Tonfall hinzu: „Aber das geht nur ihn und mich etwas an."

Die Polizistin spürte, hier an einem Privatbereich angekommen zu sein, den sie tatsächlich weder betreten sollte noch wollte. Das war ja auch gar nicht ihr Interesse. Die Lehrerin seufzte, kaute an der Unterlippe, nahm einen Schluck Kaffee und ergänzte dann von sich aus: „Ohne Kinder, wenn Sie das auch noch wissen wollen. Das war

uns leider nicht vergönnt. Aber so habe ich statt zwei oder drei eigener Kinder eben jedes Jahr fünfundzwanzig. Hier in der Schule."

Sie richtete sich auf, setzte sich gerade hin und übernahm wieder sichtlich die ihr für kurze Zeit entglittene Regie des Gesprächs: „Genug davon. Deswegen sind Sie nicht hier. Was wollen Sie denn nun eigentlich von mir wissen?" „Wir waren ja schon beim Thema", lächelte Hannah Mellrich ihr vertrauenserweckend und beziehungsstiftend zu. „Bei Pfarrer Mooslechner natürlich. Und Ihrer Beziehung zu ihm."

„Ach, das wissen Sie ja: die war gut. Er hat den Michael damals über Monate begleitet und dann auch beerdigt. Das verbindet, glauben Sie mir. Und auch kirchlich waren wir meistens einer Meinung. Dass wir da Reformen brauchen, sonst hat sich die Sache in spätestens zehn Jahren erledigt. Das wissen ja eigentlich alle. Aber ohne daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Ihm, dem Vitus, war das auch klar. Aber am Ende hat er einfach ein bisschen resigniert. ‚Was soll ich schon machen, Barbara? Ich bin nur ein kleiner Provinzpfarrer, mehr nicht', hat er gesagt. Mehrfach."

„Und Sie?", hakte die Polizistin nach. „Ich? Ich bin eine Frau, das macht schon einmal einen Unterschied", schoss es aus der Lehrerin heraus. „Und nicht von dieser Institution Kirche abhängig. Ich war da, ich *bin* da radikaler. ‚Eine Kämpferin', hat Michael oft gesagt. Und das stimmt schon, irgendwie." „Hm? Können Sie mir ein Beispiel geben, damit ich das etwas besser verstehen kann? Ich kenne mich da nicht so gut aus, das wissen Sie ja", bat Hannah Mellrich.

„Ein Beispiel?", überlegte die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates. „Warten Sie: Haben Sie schon einmal etwas von ‚Maria 2.0' gehört?" Die Polizistin machte große Augen und offensichtlich einen so hilflosen Gesichtsausdruck, dass

die Lehrerin halblaut auflachte. „Okay, okay. Muss man auch nicht. Also das war so: Spätestens nach dem Bekanntwerden dieser vielen, furchtbaren Missbrauchsfälle in der Kirche haben sich viele Frauen in der Kirche gedacht: ‚Jetzt ist endgültig Schluss! So geht es nicht weiter!' Dass sich die Kirche selbst beschneidet, indem sie uns Frauen von den Ämtern ausschließt, das nehmen wir einfach nicht länger hin. Es gab Diakoninnen in der alten Kirche, das weiß man. Warum sollte man diese Möglichkeit heute nicht wieder eröffnen? Das ist einfach überfällig. Was der gute Reinhard Severin kann, das können andere schon lange. Frauen."

„Sie auch!", wagte die Polizistin den Zwischenruf. „Ja, ich auch! Auch wenn ich das gar nicht wollte!", bestätigte die Lehrerin, die sich aber nicht aus dem Konzept bringen ließ. „Und ich gehe mit vielen anderen – Frauen und Männern! – noch einen Schritt weiter und sage: Wir brauchen auch Priester*innen*. Warum denn nicht? Nur weil es das in der katholischen Kirche noch nie gab? Ist das ein schlüssiges Argument? Vielleicht führt uns der Heilige Geist in diese Krise, um uns zu zeigen, dass genau dieser Schritt ansteht. Vielleicht! Das kann man nicht wissen. Aber eben auch nicht ausschließen."

Barbara Winkler legte nach: „Wissen Sie, es gibt bei uns in der Kirche einen sogenannten ‚Gebetstag für geistliche Berufe'. Da soll man um mehr Berufungen junger Männer zum Priesteramt beten. Das verweigere ich. Konsequent! Es gibt sie ja, die Berufungen. Mehr als genug: Berufungen von verheirateten Männern und von Frauen, verheiratet oder nicht. Die Kirche hat keine Krise der zu wenigen Priester, sondern eine Krise der Anerkennung der vorhandenen Berufungen. Ich bete schon, das ja. Aber ich bete gegen die stumpfsinnige Verweigerung der Kraft des Heiligen Geistes."

Ihre Stimme war angeschwollen. Sie sprach wie auf einem Diskussionsforum. Das wurde Hannah Mellrich nun aber doch zu viel. „Mich müssen Sie davon nicht überzeugen", wandte sie ein. „Meinen Segen – sagt man das so? – hätten Sie. Aber was hat das nun mit, wie haben Sie das genannt … ‚Maria 2.0' zu tun?" „Ach so, ja", erinnerte sich die Lehrerin. „Richtig, danach hatten Sie gefragt. Entschuldigung, Sie merken ja, dass ich mich da hineinsteigern kann. Mein Michael, der konnte mich da immer ganz gut ausbremsen. Aber das kann er ja nun einmal nicht mehr."

Um ihre Mundwinkel herum verriet ein kleines Zucken, dass Barbara Winkler um ihre Beherrschung kämpfen musste. Sie fing sich aber gleich wieder und sprach in ruhigem Ton weiter: „Nun, dann haben sich Frauen zu einem Netzwerk zusammengeschlossen. Im Namen von Maria, der Mutter Jesu, Sängerin des Magnificat." Die Polizistin versuchte ihr Unwissen hinsichtlich dieser Anspielung mimisch zu überspielen. Barbara Winkler sprach sowieso weiter. „Wenn die Kirche so blöd ist, unsere weiblichen Charismen, also Geistesgaben, zu verschenken, dann zeigen wir ihr mal was passiert, wenn wir streiken. An bestimmten Sonntagen gehen wir nicht in den Gottesdienst, sondern protestieren draußen vor der Kirchentür gegen die Borniertheit der selbst ernannten – selbst ernannten, hören Sie!? – ‚Hohen Herren'. Seit über einem Jahr geht das so."

„Und bewirkt das etwas?", fragte Hannah Mellrich skeptisch nach. „Ich meine: Streik? Der soll doch etwas bewirken. Da soll doch auffallen, dass etwas nicht funktioniert. Aber wenn ein paar Frauen nicht im Gottesdienst sind, fällt das doch niemandem auf, oder?" „Ja, so argumentieren viele", gab die Lehrerin zurück. „Und natürlich zu Recht. Direkt bewirken wir nichts. Aber das ist schon ein starkes Zeichen:

Zur gleichen Zeit diese Forderungen klar auszusprechen. In ganz Deutschland" – sie kicherte vor sich hin –, „abgesehen von ein paar verschnarchten Bistümern in Bayern. Ein Bischof von dort hat uns sogar aufgefordert, aus der Kirche auszutreten. Das hätte er wohl gern. *Wir* sind Kirche. Wo zwei oder drei in seinem Namen zusammen sind. Im Namen Jesu wohlgemerkt, nicht im Namen irgendeines Herrn Bischof."

Sie winkte verächtlich ab. Dass sie klare Positionen vertrat, konnte man gut erkennen. Auch, dass sie bereit war, dafür zu streiten. Aber sie war auch realistisch. „Ob all das etwas bewirkt?", kommentierte sie stirnrunzelnd die eigenen Überlegungen. „Das weiß man nicht. Aber es ist auf jeden Fall besser als das Nichtstun. Finde ich." „Und diese Aktion haben Sie auch hier in Polzingen durchgeführt?", hakte die Polizistin nach. „Ja natürlich!", bestätigte Barbara Winkler. „Allerdings mit schlechtem Gewissen. Es richtete sich ja nun wirklich nicht gegen den Vitus. Auch wenn der unsere Aktion abgelehnt hat. ‚Ihr bestreikt Gott!', hat er gesagt. ‚Wie sollte ich dem zustimmen?' Aber das grundsätzliche Anliegen, das hat er geteilt. Voll und ganz."

„Und wie kann ich mir das vorstellen? Wie viele Frauen haben sich an diesem Streik beteiligt?", wollte Hannah Mellrich wissen. Die Lehrerin verdrehte die Augen. „Nicht viele, acht bis zehn. Und zwei, drei Männer. Als Unterstützung. Einer davon ist evangelisch. Pst, nicht weitersagen!", schelmisch kniff sie ein Auge zu und grinste ihr Gegenüber an. Aber dann fiel ihr noch etwas ein: „Ach so: Der Karsten war auch dabei. Karsten Kaiser, unser Organist. Den kennen Sie ja! Ein großer Unterstützer unseres Anliegens. Na ja, er ist schließlich auch mein Jahrgang. Das verbindet! Da macht man ähnliche Erfahrungen. Und warten Sie, da hatte ich eben noch einen Gedanken, was war das wieder?"

Sie kratzte sich am Kopf. Überlegte. Runzelte die Stirn. „Richtig! Jetzt habe ich es wieder: der Vitus. War also gegen diese Aktion, das habe ich ja schon gesagt. Aber dann, nach dem ersten von uns bestreikten Gottesdienst, hat er sich noch für zehn Minuten zu uns gestellt. Als Zeichen seiner Solidarität. Ohne Kommentar. Aber auch so, dass man das nicht übersehen konnte. Das fand ich großartig."

„Das werden aber nicht alle in Polzingen so gesehen haben, oder?", wandte die Kriminalbeamtin ein. Barbara Winkler rieb sich die Augen. „Nein, natürlich nicht. Die Bregnitzer-Fraktion fand das völlig daneben. Und das haben sie uns und den Pfarrer auch spüren lassen." „Bregnitzer-Fraktion?", unterbrach Hannah Mellrich. „Na ja, die eher Konservativen in der Gemeinde. Die sich um den geschätzten Dr. Bregnitzer scharen. Den Kirchenpfleger, Sie wissen schon. Die wollen, dass alles so bleibt, wie es war." „Vor fünfzig Jahren", fügte sie mit einem leicht maliziösen Lächeln hinzu.

„Das wird dem Pfarrer Mooslechner aber weitere Gegnerschaft eingebracht haben, oder?" überlegte Hannah Mellrich. „Ja, sicherlich. Aber das war ihm egal. Er war zwar in den letzten Jahren kein Kämpfer mehr, aber für seine Positionen stand er auf jeden Fall ein", antwortete die Lehrerin. „Als Pfarrer hast du immer Feinde. Das ist so. Damit musst du leben. Du kannst es nicht allen recht machen. Den einen bist du zu fortschrittlich, den anderen zu reaktionär. Die einen wünschen sich gute, ins Leben hineinreichende Predigten, den anderen ist es am wichtigsten, dass der Gottesdienst nach fünfundvierzig Minuten aus ist, damit man rechtzeitig zum Sonntagsbraten nach Hause kommt. Manche suchen persönliche Nähe, andere schätzen die Anonymität des Rituals. Das alles war dem Vitus nach so vielen Jahren als Priester völlig klar. Und er hat das akzeptiert."

‚Haben seine Kritiker das auch so einfach akzeptiert?‘, überlegte die Polizistin. „Und der Vikar?“, fragte sie, während sie sich die Konstellationen plastisch vor Augen führte. „Ach, ‚dat Kaplänsche‘“, grinste Barbara Winkler und zog sich dafür erneut einen fragenden Blick zu. „So nennen die Rheinländer ihre Vikare. ‚Kaplan‘“, erklärte sie ungefragt. „Und wie die Rheinländer so sind: So richtig ernst nehmen sie nichts und niemanden. Nicht ihre Bischöfe, schon gar nicht ihren Erzbischof, aber natürlich auch nicht die jungen Herren Kleriker. ‚Kaplänsche‘, das gefällt mir als Bezeichnung. Ein Schuss Humor, eine Prise Ironie – wunderbar. Das habe ich mal von einer alten Studienfreundin gehört. Mader, Simone Mader, heißt die. Unvergessen. Und seitdem nutze ich diesen Namen für die verehrten Herren Vikare. Nicht direkt natürlich. Aber für mich selbst.“

Auch Hannah Mellrich musste grinsen. Von wegen ‚Hierarchie‘! Die Leute wussten sich schon zu wehren gegen Ansprüche, die in ihren Augen unberechtigt waren. Manche jedenfalls. „Und?“, wiederholte sie ihre Frage. „Ja, ‚dat Kaplänsche‘: Der fand das Ganze selbstredend skandalös“, erwiderte die Lehrerin kopfschüttelnd. „Selbstbewusste Frauen sind ihm ja sowieso ein Gräuel. Und dann noch solche Forderungen und ein Streik als Mittel! Er hat uns vollkommen ignoriert. Und wird mit Sicherheit sofort seine Vorgesetzten im Bistum informiert haben.“

„Ach ja“, fiel ihr noch etwas ein. „Und dann hat er wohl heimlich frühmorgens den Platz vor der Kirche mit Weihwasser besprengt. Dachte, dass ihn keiner dabei beobachtet. Als Teufelsaustreibung, oder was immer er damit bezweckte. Den Ungeist entfernen. Die Irrlehre auslöschen. Die Sünde tilgen. Was weiß ich. Jedenfalls hat ihn die Hörtnagel Maria dabei beobachtet. Leidet ja unter Schlafstörungen, die

Maria. Vierundachtzig, aber geistig und körperlich fit. Bis auf die Schlaflosigkeit eben. Eine unserer stärksten Unterstützerinnen. Und die hat es mir dann natürlich brühwarm erzählt."

„Und der Diakon? Den haben Sie noch gar nicht erwähnt?", spann die Polizistin den Faden weiter. Sie wollte ihr inneres Bild von den damaligen Ereignissen so genau wie möglich ausmalen. „Der Reinhard?" Überrascht schaute Barbara Winkler auf. Tatsächlich hatte sie an den Diakon wohl überhaupt nicht gedacht. Als spiele er in ihren Erinnerungen gar keine Rolle. „Ach, wissen Sie, Frau Mellrich: Den Reinhard Severin kenne ich doch auch schon ewig. Der war von Anfang an ein Eigenbrötler. Schon als Kind."

Sie rieb sich die linke Augenbraue. „Manchmal denkt man, dass er ganz in seiner eigenen Gedankenwelt lebt, der Reinhard. Aus der er dann ein bisschen verwundert wieder auftaucht. Seine Arbeit macht er dann ganz gewissenhaft, da kann man sich nicht beklagen. Aber man weiß nie, ob er all das so richtig ernst nimmt. Selbst bei Beerdigungen scheint er immer" – sie suchte nach Worten – „ein wenig über dem Boden zu schweben, wenn Sie verstehen, was ich meine. Manchen Leuten gefällt gerade das. Doch, es strahlt eine gewisse Würde aus. Aber dann taucht er wieder in seine Gedankenwelten ab."

„Aber er ist doch verheiratet, oder nicht?", erinnerte sich Hannah Mellrich. „Ja Gott, natürlich. Mit der Ursel. Auch so ein verschlossener Mensch. Die hat kaum Kontakt gefunden, als sie hierhergezogen ist. Dabei stammt sie doch aus dem Nachbardorf. Haben ja spät geheiratet, die beiden. Erstaunlich, dass die beiden Kinder so gut geraten sind, die Seraphina und der Emanuel. Waren natürlich auch bei mir in der Klasse. Aber entschuldigen Sie! Ich bin ein bisschen

ins Reden gekommen. Das kommt davon, wenn man so viel vor Menschen redet, die einem brav zuhören. Wie bei uns Lehrerinnen. Zuhören, das wissen die Schüler genau, heißt selbst nichts tun zu müssen. Das nutzen sie natürlich aus. Also gut: Sie wollten eigentlich wissen, was der Diakon zu ‚Maria 2.0' gesagt hat."

Barbara Winkler zog eine schwer bestimmbare Grimasse: „Nichts!", beantwortete sie dann mit Verspätung die aufgeworfene Frage. „Solche Dinge nimmt er gar nicht wahr. Es ist, als lebte er in einer anderen Welt. Ich bin sicher, dass er gar nicht wüsste, was das ist, ‚Maria 2.0', wenn man ihn jetzt dazu befragen würde. Kirchenpolitik, das interessiert ihn einfach nicht. Er ist – wie soll man das sagen? – ein spiritueller Seelsorger. Ja, das passt. Ein tiefgläubiger Mensch. Leise, langsam, in sich versunken, aber absolut authentisch. Und das merken die Leute. Doch, viele fasziniert das."

Hannah Mellrich versuchte das Gehörte zu ordnen. Die Personen aufzurufen, einzuschätzen, ihre Beziehungen zu durchschauen. Vieles war ihr nun klarer. Aber eine Frage hatte sie noch. „Kaum jemand kennt sich hier so gut aus wie Sie, Frau Winkler." Doch, das Spiel mit der Namensanrede beherrschte sie auch! „Sehen Sie irgendjemanden, der auf Pfarrer Mooslechner eine Mordswut gehabt hätte? Dem oder der sie die Vergiftung zutrauen würden?" Die Lehrerin erhob sich ein bisschen mühsam, schüttelte den Kopf und antwortete: „Nein, das habe ich doch schon gesagt. Da fällt mir wirklich niemand ein. Wir haben unsere kleinen Problemchen miteinander, hier in Polzingen, wir streiten auch mal, manche ganz gern."

Sie sah den Gesichtsausdruck der Polizistin und fuhr fort: „Okay, da gehöre ich dazu, einverstanden. Aber all das passiert im normalen Maß. So wie überall. Da wird keiner

handgreiflich. Da greift keiner zur Waffe. Erst recht nicht, dass da jemand einen anderen umbringt. Das passt einfach nicht in unsere Welt, Frau Mellrich. Das ist ja gerade das Verstörende. Außerdem dürfen wir ja nicht die anderen Anschläge vergessen: auf den armen Leon, auf den Herrn Vikar heute Morgen. Das hängt doch alles irgendwie zusammen, oder etwa nicht? Und das ist nicht mit normaler Logik zu verstehen. Keine Ahnung, worum es da geht. Dazu reicht meine Phantasie nicht aus. Aber es ist krank. Krank."

Nachdenklich verabschiedete sich die Polizistin von der Lehrerin. War das eine treffende Analyse? Die Tat eines Kranken? Oder einer Verwirrten? Der oder die einen engen Bezug zu diesem Ort, zu Polzingen, und zu dieser Gemeinde, zu St. Korbinian, aufwies?

## 29.

Bernd Kellert stand. Ab und zu wagte er kleine Schritte. Er wollte seinen Mitarbeitern demonstrieren, dass es mit ihm bergauf ging. Was ja auch stimmte. Er hatte Dominik Thiele und Hannah Mellrich zu ungewohnt früher Uhrzeit zu sich gebeten, einerseits, um sich von ihnen auf den Stand der Dinge bringen zu lassen, andererseits, um ihnen seine Überlegungen mitzuteilen. Er hatte ja mehr als genug Zeit gehabt, sich alles mehrmals durch den Kopf gehen zu lassen.

Der Chef stand. Seine Mitarbeiter saßen. Das übliche Machtverhältnis war dabei, sich wieder durchzusetzen. Dominik Thiele war verärgert, versuchte aber, sich seine innere Spannung nicht anmerken zu lassen. Er hatte nicht ein einziges der wie immer bereitgestellten Weihnachtsplätzchen auch nur berührt. Sein erster selbstständig übernommener

Fall! Er hätte zu gern eine Lösung präsentiert. *Seine* Lösung. Doch, die wollte er allen zeigen, dem Polizeipräsidenten, Kellert sowieso, auch Hannah Mellrich. Aber sie hatten den Täter noch nicht überführt. Nicht einmal eine sichere Spur. Und Kellert hatte nun offenbar das Gefühl, übernehmen zu müssen. Auch wenn er offiziell immer noch krankgeschrieben war. Zu ärgerlich!

„Ich denke, wir haben zwei Alternativen!", gab Kellert vor. „Ihr habt sehr gut gearbeitet. Wir wissen viel über die Personen, die Bedingungen, die Hintergründe." ‚Scheiße, verdammte!', dachte Thiele. ‚Er lobt. Von oben nach unten. Er oben, ich unten. Denkt wohl, er müsste mich aufmuntern. Scheiße!!!'

„Wir können weiter warten, was passiert. Und es wird etwas passieren, da sind wir uns doch alle einig, oder?" Hannah Mellrich hatte Thiele aus den Augenwinkeln beobachtet. Sie ahnte, was in ihm vorging. Aber das war jetzt schlicht und einfach nicht ihr Problem. ‚Männer, mit ihrer Eifersucht aufeinander. Ihren Machtabgrenzungen. Ihren Revierkämpfen!', dachte sie. Nun nickte sie. Ja, es würde etwas passieren. Ein weiterer Anschlag. Wo immer. Wie immer. Gegen wen auch immer. Warum sollte das jetzt aufhören? Alles sprach dagegen. Auch Dominik Thiele nickte energisch. „Ja, davon ist auszugehen", bestätigte er. „Aber was können wir dagegen schon unternehmen?"

„Genau, das ist die Frage: Was können wir dagegen unternehmen?", nahm Kellert diesen Gedanken auf. ‚Er merkt gar nicht, wie paternalistisch das ist', ging es Hannah Mellrich durch den Kopf. ‚Er degradiert den Dominik zum Stichwortgeber. Aber er, Thiele, leitet offiziell diesen Fall!' „Ich denke, wir wollen alles tun, um einen weiteren Anschlag zu vermeiden. Stimmts?", fuhr ihr Chef fort. Erneut nickten die

beiden Mitarbeiter. Thiele verkniff sich sichtlich eine ihm auf der Zunge liegende Bemerkung.

„Also provozieren wir ihn. Oder sie!“, folgerte Bernd Kellert. „Wir locken ihn aus der Deckung. Und behalten Augen und Ohren offen. Er wird Fehler machen, da bin ich mir sicher. Und wenn wir aufmerksam genug sind, erwischen wir ihn.“ „Und wenn nicht?“, warf Dominik Thiele jetzt doch ein. Kellert sah ihn an, schloss kurz die Augen, überlegte. „Ja: was, wenn nicht. Wenn wir ihn nicht erwischen. Das ist und bleibt ein Risiko. Ein gefährliches Risiko, ich weiß!“ „Ein verdammt gefährliches Risiko, würde ich sagen“, rief Thiele aufgebracht. „Und nicht für uns, wohlgemerkt. Sondern für irgendein mögliches neues Opfer.“

Bernd Kellert setzte sich zu seinen beiden Mitarbeitern in die Sofaecke. „Stimmt, Dominik! Stimmt! Aber hast du eine andere Idee? Eine bessere? Nur zu!“ Thiele rückte auf seinem Sofaplatz hin und her. Aber es fiel ihm nichts ein. Mit bitterem Grinsen schüttelte er schließlich den Kopf. „Ne. Leider nicht!“ „Aber was schlagen Sie denn konkret vor, Chef?“, fragte Hannah Mellrich dazwischen, schon um die unterschwellige Konfrontation der beiden Männer abzufedern.

„Was haltet ihr von Folgendem?“, schlug Kellert vor, der sich erkennbar Mühe gab, seine beiden Mitarbeiter in die Entscheidung einzubeziehen. Er wusste ja, was er an ihnen hatte. Und er schätzte sie. Beide. „Wir geben bekannt, dass wir unmittelbar vor der Verhaftung stehen“, erläuterte er seinen in langen Stunden des Nachdenkens gewonnenen Plan. „Dass wir möglichen Zeuginnen und Zeugen aber noch einmal die Chance geben, sich zu melden und uns ihre Beobachtungen mitzuteilen. Dass wir vermeiden wollen, dass sich einige Leute als Mitwisser schuldig machen. Dass wir

verhindern wollen, dass jemand als Mitwisser zur Verantwortung gezogen wird. Nun, und das posaunen wir überall in Polzingen herum. Mal sehen, welche Beschleunigungen das nach sich zieht. Wer sich rührt. Was sich tut."

„Puh, ein gutes Gefühl habe ich aber nicht dabei", gestand Hannah Mellrich nach kurzem Überlegen. „Ich auch nicht, Hannah", gestand ihr Chef. „Aber eine bessere Idee habe ich nicht. Oder?" „Und wenn der Täter dann wieder zuschlägt, an einem ganz anderen Ort, als wir das vermuten?", warf Dominik Thiele ein, der sich innerlich beruhigt hatte. Es ging um den Fall. Darum, den Täter zu finden. Darum, ein mögliches weiteres Verbrechen zu verhindern. *Das* war ihre Aufgabe!

Kellert setzte sich auf, streckte den Rücken durch, stöhnte leicht auf, winkte ab und erwiderte dann: „Genau das bleibt das vermaledeite Risiko!" Die drei Kriminalbeamten sahen sich an. Wohl war keinem bei dem Plan. Aber sie nickten sich zu. Der Entschluss war gefasst. „Gut!", raunte Kellert. „Morgen früh. Hier in Friedensberg. Acht Uhr. Und Dominik: Nimm zwei Streifenpolizisten in Zivil mit. Sie sollen hier in Bereitschaft sein. Falls doch etwas passiert. Besser ist besser! Ich kläre das mit dem Präsidium. Dr. Jacobs wird keine Schwierigkeiten machen, da bin ich mir sicher. Okay? Also: morgen!"

## IV.

*Sie haben etwas vor. Ich spüre das. Und das ist ja auch nicht überraschend: Sie sind von der Polizei. Was sollten sie anderes tun? Von dem, was mich antreibt, haben sie keinen blassen Schimmer. Eben: Sie sind ja* nur *von der Polizei! Sie wissen nicht, was auf dem Spiel steht. Mein Gottesbeweis.* MEIN *Gottesbeweis. Endgültig. Unwiderlegbar. Einsichtig. Für alle und für ewig. Verbunden mit meinem Namen.*

*Was soll ich tun? St. Korbinian fällt aus. Das steht viel zu sehr im Zentrum der Aufmerksamkeit. Und der Vikar feiert ja keine richtigen Messen mehr. Eine andere Pfarrei? Da kenne ich mich nicht aus. Die Gefahr, aufzufallen, ist viel zu groß. Und es wäre nicht dasselbe. Außerdem darf kein weiterer Unbeteiligter zu Schaden kommen. Das hatte ich mir doch geschworen. Und es ist schon viel zu viel schiefgelaufen.*

*Ein Selbstversuch? Ja, das könnte gehen. Das müsste genau bedacht werden. Alles. Jedes Detail. Woher bekomme ich all das, was ich dazu benötige? Wann? Wo? Wie? Vor Zeugen? Wer könnte das sein? Und: Es muss wiederholbar sein. Wiedervorzeigbar. Beweisbar.*

*Viele Fragen. Ich muss sie umfassend beantworten. Viele Probleme. Ich muss sie geduldig lösen. Jetzt keine falsche Hast! Habe ich Angst? Scheue ich das Risiko? Nein, ich bin sicher, dass ich mich nicht irre. Absolut sicher. Es wird gelingen.* MEIN *Name wird sich einschreiben in die Geschichte der Theologie. In die Geschichte der Kirche. In die Weltgeschichte.*

# 30.

Freitagmorgen. Kommissar Bernd Kellert saß im Besprechungsraum des Gemeindezentrums von St. Korbinian. Er hatte auf die Zähne gebissen und es bis hierher geschafft. Doch, er konnte sich wieder bewegen. Mühsam. Verkrampft. Immer wieder schoss ihm ein heißer Schmerz in den Rücken, den er dann geduldig wegatmete. Er hatte sich einen zerschlissenen, mattgrün schimmernden Sessel herüberschaffen lassen, in dem er einigermaßen bequem sitzen konnte. Dass er sich hierherbemüht hatte, war natürlich nicht unbemerkt geblieben. Und sprach sich herum. Genauso sollte es sein.

„Wir stehen kurz vor der Lösung unseres Falles!", hatte er dem Kirchenpfleger Dr. Bregnitzer und Vikar Häferle mitgeteilt, als er sie noch am Vortag angerufen und um die Bereitstellung der Räumlichkeiten gebeten hatte. Da saß er nun und wartete, was sich ergeben würde. Dominik Thiele und Hannah Mellrich streiften über das Gelände, ließen sich sehen. Thiele hatte die alte Hierarchie zähneknirschend akzeptiert. Was blieb ihm schon übrig? Sollte er darauf bestehen, dass Kellert bis Montag krankgeschrieben und folglich er selbst der zuständige Leiter der Ermittlungen war? Zumindest bis zum Anfang der nächsten Woche? Das wäre albern gewesen. Den Plan, durch ihre bloße Gegenwart Druck zu erzeugen, fand er außerdem, je länger er darüber nachdachte, umso besser. Alternativlos.

Irgendjemand hatte eine Schale mit Adventsgebäck auf den Tisch gestellt und einen Kaffee gekocht. „Wahrscheinlich Barbara Winkler, bevor sie zur Schule musste", mutmaßte Kellert. Thiele hatte sich gleich eine Hand voll Kekse eingesteckt. Kellert begnügte sich mit dem Kaffee. Er hatte eines der Plätzchen probiert, es hatte ihm aber nicht ge-

schmeckt. ‚Viel zu trocken und bröselig', hatte er gedacht. ‚Kein Vergleich mit denen von Beate.' Den Adventskranz, der ebenfalls auf dem Tisch stand, ließ er unangezündet. Ein sanfter Tannenduft zog durch die Luft.

Es klopfte. Eine auffallend kleine, alte, unscheinbare und ein wenig vornübergebeugt gehende Frau in einem langen, dunkelblauen Kostüm trat ein. Kellert musste kurz überlegen. ‚Die Mesnerin!', schoss es ihm durch den Kopf. ‚Wie hieß die doch gleich wieder ...?' Diese Frage war schnell beantwortet. „Marie Walterscheid, die Mesnerin", stellte sich die Siebzigjährige mit leiser, zurückhaltender Stimme vor. „Sie werden sich kaum an mich erinnern." ‚Doch, doch!', dachte Kellert.

„Was gibt es denn?" fragte er in freundlichem Ton, aber mit offizieller Stimme. Auch das hatten sie im Team zuvor so abgesprochen. Nicht zu viel Empathie zeigen! Offiziell auftreten! „Ich ... es ist so", druckste die alte Frau herum. „Der Witold, also unser Hausmeister, der spricht nicht so gut Deutsch. Lebt ja schon seit fast dreißig Jahren hier, aber seine Aussprache ist eben noch sehr unbeholfen. Und dafür schämt er sich. Vermeidet es, öffentlich zu sprechen."

Kellert schaute sie fragend an. „Ja gut, aber warum erzählen Sie mir das?" Die Frau wand sich, ihr war die Situation unangenehm. „Jetzt wissen Sie doch, wer den Herrn Pfarrer umgebracht hat, so erzählt man sich. Und werden den Täter verhaften. Und da will der Witold nicht, dass man einen Fehler macht. Vielleicht. Weil ihm doch etwas aufgefallen ist. Was er noch nicht gesagt hat. Weil er sich auch nicht sicher ist. Und keinen Ärger mit der Polizei haben will."

Der Kommissar tat so, als werde er ungeduldig. „Nun, heraus damit! Was wollen Sie mir nun sagen? Von mir aus im Namen von diesem Hausmeister, dem Herrn ..."

„Koslowski, Witold. Ja, deswegen bin ich ja hier." Marie Walterscheid verkrampfte die Hände, schaute sich in dem kleinen Zimmer um, griff nach einem der Holzstühle, setzte sich ungefragt und stammelte dann weiter. „Das war so. Dem Witold ist aufgefallen ..."

Sie unterbrach sich, blickte den Kommissar unsicher an, redete dann weiter. „Aber vielleicht ist das völlig belanglos, wissen Sie? Man will doch niemanden in Verdacht bringen. Andererseits soll auch keiner verhaftet werden, der es gar nicht war." „Nun sprechen Sie schon", forderte Kellert die alte Frau auf, dieses Mal in freundlichem, sanftem Ton. Dazu legte er ihr die rechte Hand auf den Unterarm. Nur kurz. Beruhigend. Ein anderes Kapitel aus dem Psychologielehrbuch. Das war hier anscheinend gefragt. Dann eben so!

„Also der Dr. Bregnitzer. Der Kirchenpfleger. Der hat ja einen Generalschlüssel. Der kommt überall rein. In die Kirche, hier in das Gemeindezentrum, überall. Muss er ja. Aber der Witold hat ihn zweimal gesehen, wie er in die Sakristei schlich. Ich meine: Was will der da? Da hat er eigentlich nichts zu suchen. Wir, der Witold und ich, wir räumen da auf. Wir stellen alles bereit für die Gottesdienste. Er doch nicht."

Kellert zog die Stirn in Falten. ‚Oha!', dachte er. Die Frau sprach zögerlich weiter. „Ich meine: Wir wissen natürlich nicht, was er da gemacht hat. Vielleicht hat das überhaupt nichts mit dem Mord zu tun. Bestimmt nicht, sogar. Aber, aber ... wir wollten es Ihnen doch mitteilen. Komisch ist das schon, wenn Sie mich fragen." „Und sehr gut, dass Sie es mir erzählen. Das hätten Sie aber schon viel früher tun können, es hätte uns einige Arbeit erspart", tadelte Kellert. „Und der Herr Koslowski, der würde das so bestätigen?", fragte er

nach. „Ja, ganz sicher!“, erwiderte Frau Walterscheid kleinlaut. „Und: danke!“, mit diesen Worten verabschiedete sie sich und zog sich fast lautlos zurück.

„Hm“, brummend richtete sich Bernd Kellert auf. Er streckte sich vorsichtig durch. Das ging doch ganz gut! Sowohl das Durchstrecken als auch ihr Hier-vor-Ort-Sein. Der Plan schien zu funktionieren. Die Leute waren verunsichert. Hoffentlich der Täter auch! Und Bregnitzer? Da war ihnen der gute Doc aber noch eine Erklärung schuldig. Mindestens! Plötzlich öffnete sich die Tür, ohne dass jemand angeklopft hätte. Die Frau, die mit raschen Schritten eintrat, blickte nicht um sich. Plötzlich fuhr sie herum und zuckte zusammen. „Huch! Um Gottes Willen, haben Sie mich erschreckt.“

Tatsächlich, Judith Zoller, die Pastoralreferentin, war plötzlich wachsbleich geworden. Sie fasste sich ans Herz. Vergebens versuchte sie ihre Schnappatmung unter Kontrolle zu bringen. Sie tastete mit der rechten Hand nach dem Tisch und sank auf den dort bereitstehenden Stuhl. „Hier, hier ist doch nie jemand!“, stammelte sie, nachdem sie sich wieder etwas gefasst hatte. „Nie! Was machen Sie denn hier, Herr Kommissar?“

Kellert erklärte, weshalb er hier war. Irgendwie war die Information an ihr vorbeigelaufen, dass an diesem Morgen die Polizei ihre Zelte in St. Korbinian aufschlagen würde. Kaum, dass sie wieder bei Atem war, stand die Pastoralreferentin auf, holte eine Streichholzschachtel aus einer der frei zugänglichen Schubladen des abgenutzten Aktenschranks, zündete ein Hölzchen an und erleuchtete damit die zwei bereits benutzten der vier Kerzen des Adventskranzes. „Wenn Sie denn schon einmal da sind, dann machen wir es für Sie doch wenigstens gemütlich“, kommentierte sie ihr Tun. „So

gut es geht. Immerhin: einen Kaffee und etwas zu knabbern haben Sie ja wenigstens."

Sie ging wieder zu dem Schrank, öffnete eine der Flügeltüren, zog eine weitere Schublade heraus, kramte ein wenig darin herum, zog dann triumphierend einen Aktenordner heraus. „So, da haben wir dich! Dachte ich es mir doch!", sprach sie zu dem Papierhefter. „Deswegen bin ich hier", erläuterte sie nun in Richtung des Kommissars. „Unterlagen über die Sternsingeraktion. Wie immer am sechsten Januar. Die größte Hilfsorganisation von Kindern für Kinder weltweit. Überaus erfolgreich. Von Haus zu Haus ziehen, den Segen spenden, Geld für Bedürftige sammeln: Die Leute lieben es, und die Kinder machen tolle Erfahrungen. Da sind wir Katholiken wirklich ganz stark."

Mit diesen vor sich selbst hingesprochenen Anmerkungen verabschiedete sie sich von Kellert und eilte zu ihrem Auto. Er hielt ihr noch die Zimmertür auf. Offensichtlich hatte sie einen außerhäusigen Termin. Zu Kellerts Präsenz, zum Grund seines Hier-Seins hatte sie sich mit keinem Ton geäußert. Nun gut, das musste sie ja auch nicht. Plötzlich schnupperte er in der Luft. Was war das? Ganz leichte Spuren von Rauschgift? Hier, im Gemeindezentrum von St. Korbinian? Rauchte da jemand einen Joint? Ach was: Pfeifenduft! Wenn auch ein besonders süßlicher.

Kellert ahnte schon, wer wenig später seinem Vorausduft nachfolgen würde: Karsten Kaiser, der Organist. Seine Pfeife hatte er zwar gelöscht, aber der Duft haftete ihm an und waberte ihm voraus. Mit leicht schiefem Grinsen gab er Kellert die Hand. „So? Wieder selbst auf Verbrecherjagd, der Herr Kommissar? Kurz vor der Festnahme, wie man so hört?", näselte er. Auf die Buschtrommeln von Polzingen war Verlass. Darauf hatte Kellert gesetzt.

„Wollen Sie hereinkommen?“, fragte der Kommissar und wies mit der Hand durch die geöffnete Tür in das von den Kerzen tatsächlich einigermaßen gemütlich beleuchtete Besprechungszimmer. „Nein, nein“, antwortete Kaiser und hob die Hände. „Wollte nur mal vorbeischauen.“ Vertrauen heischend näherte er sich dem Kommissar auf eine kurze Entfernung, die niemand gern zulässt. Er blinzelte ihm zu: „Ich verstehe das schon richtig, oder? Dass Sie hier eine kleine Show abziehen? Dass Sie noch rein gar nichts in der Hand haben? Irgendwie kommt mir das Ganze inszeniert vor, habe ich Recht? Kommen Sie, mir können Sie es ja anvertrauen! Ich sage es niemandem weiter, versprochen.“

Solche Heimlichtuereien und Anbiederungen konnte Kellert nicht ausstehen. Er ließ den kumpelhaften Annäherungsversuch des Organisten an sich abprallen. Seine Stimme klag nun hart und kompromisslos: „Für Ihre Phantasien bin ich nicht verantwortlich, Herr Kaiser. Mischen Sie sich da nicht ein. Das sage ich ganz offiziell, nur damit wir uns richtig verstehen. Mit Spaß hat die Angelegenheit nichts, aber auch gar nichts zu tun. Und ich werde einen Teufel tun und Sie über den Stand unserer Ermittlungen ins Vertrauen zu ziehen. Muss ich deutlicher werden?“

Kaiser machte große Augen, zog die Stirn in Falten, hob die Hände abwehrend und zog dann den Kopf ein, „Schon gut, schon gut. Ich wollte ja eigentlich auch nur wissen, ob Ihnen meine Plätzchen schmecken. Die backe ich nämlich selbst. Und stelle hier immer ein paar hin, für hungrige Münder.“ ‚Dann kann ich für dich nur hoffen, dass du besser Orgel spielst als Plätzchen backst‘, dachte Kellert, verkniff sich aber alle Anmerkungen.

Nachdem Kaiser wieder verschwunden war, tat sich längere Zeit nichts. Ein sportlicher, fit wirkender, adrett ge-

kleideter Sechzigjähriger hatte kurz geklopft, Unterlagen gesucht, sich als Albert Kösters, Vorsitzender des Fördervereins vorgestellt. Er war aber offensichtlich rein zufällig vorbeigekommen. Und war nach einem höflichen Geplänkel wieder gegangen und – so konnte es Kellert durch das Fenster beobachten – in einen neuen, piekfeinen schwarzen Mercedes gestiegen und mit quietschenden Reifen davon gebraust. Das Nummernschild trug seine Initialen: AK.

Kellert hörte draußen vor der Tür ab und zu Geräusche, als würde jemand vorbeihuschen oder stehen bleiben und horchen, aber niemand klopfte. Niemand trat ein. Sollte er die Tür offenstehen lassen? Nein, diese Barriere hatte schon ihren Sinn. Falls ihn jemand sprechen wollte, sollte er schon selbst die Initiative ergreifen. Er verständigte sich per Handy mit Thiele und Mellrich. Auch bei ihnen: nichts!

Erst gegen halb zwölf öffnete sich die Tür und Dr. Bregnitzer schaute herein. „So! Ich wollte doch mal sehen, wie es so vorwärts geht", erklärte er und setzte sich auf den nun schon seit über einer Stunde verwaisten Stuhl. „Ach ja: der Herr Vikar lässt sich entschuldigen. ‚Ist verschnupft', sagte er am Telefon."

‚Den brauchen wir hier auch nicht', dachte Kellert. Am Vorabend hatten sie noch telefoniert und alle Vorbereitungen getroffen. Ohne dass Kellert dem Kirchenpfleger oder dem Vikar die Information gesteckt hätte, dass sie eigentlich noch nichts Konkretes in der Hand hatten. Wie es Karsten Kaiser ärgerlicherweise erraten hatte. Hoffentlich würde er seine Vermutungen nicht in der Welt herumposaunen. ‚Oder von mir aus in der Welt. Hauptsache, nicht in Polzingen!', dachte Kellert.

„Gut, gut läuft alles!", antwortete der Kommissar mit professionell undurchschaubarem Gesichtsausdruck. „Ge-

nau, wie wir es vermutet haben." Dr. Bregnitzer schaute zufrieden. „Der Albert Kösters hat kurz vorbeigeschaut, habe ich das richtig gesehen? Guter Mann. Arbeitet viel für die Gemeinde. Ohne den lief hier nicht viel." Kellert nahm diese Einschätzungen ungerührt hin. Mit seinem Fall hatte das nichts zu tun. Er war sich unsicher: Konnte man dem alten Arzt trauen? ‚Häuptling Silberlocke', wie er ihn in Gedanken nannte. Spielte der Mediziner mit offenen Karten? Nach den Aussagen der Mesnerin stellte sich diese Frage noch einmal neu. Aber er vertraute seinem jahrzehntelang geschulten Instinkt.

‚Komm, frag ihn!', gab er sich selbst die Anweisung. „Herr Dr. Bregnitzer", begann er. „Sie haben hier doch einen Generalschlüssel, oder?" Der alte Kirchenpfleger schaute den Kommissar verwundert an. Er wühlte in seiner rechten Hosentasche, zog einen Bund mit fünf oder sechs Schlüsseln heraus, wählte einen, nahm ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt ihn wortlos dem Polizisten hin.

Kellert schaute unsicher, nickte und sagte „Danke!" „Und, was sollte das jetzt?", fragte der Arzt nach. „Nur so!", murmelte der Kommissar, merkte aber sofort, dass sein Gegenüber dieses Ausweichmanöver durchschaute. „Also gut", gab er sich einen Schub. „Man hat Sie in der Sakristei gesehen, mehrfach!" „Hui", grinste der normalerweise kaum als besonders humorvoll geltende Kirchenpfleger sarkastisch. „Ja so etwas! ‚Man' hat mich ‚in der Sakristei gesehen'! Na, wer dieser ‚man' wohl gewesen sein mag? Und was er oder sie daraus wohl geschlossen haben muss?" Er schnaubte in sich hinein, es war wohl ein Laut des Sich-Amüsierens.

„Guter Mann", wandte er sich an den Kommissar und wählte dabei unwissentlich ausgerechnet jene Anrede, die dieser am wenigsten ausstehen konnte. „Das ist meine Auf-

gabe! Nach dem Rechten zu sehen. Überall hier: bei den Finanzen, beim Personal, im Kirchenraum, im Gemeindezentrum, überall. Ich bin der Kirchenpfleger! Natürlich, auch in der Sakristei, wenn es sein muss. Obwohl ich da natürlich eher selten bin. Das gebe ich gern zu." „Aha, das geben Sie also zu!", hielt Kellert sehr kühl und förmlich fest.

„Da ist doch nichts dabei!", erwiderte Dr. Bregnitzer, der angesichts des ihm entgegenschlagenden Tons durchaus verwundert war. Immerhin hatte er den vor ihm sitzenden Kommissar einige Tage lang unentgeltlich medizinisch behandelt und beraten. „Aber gut, wenn Sie es denn wissen wollen: Mir war etwas aufgefallen. Das wollte ich überprüfen." „Guter Mann!", fiel ihm Kellert nun seinerseits ins Wort und benutzte dazu nun mit Absicht die ihm selbst verhasste Anrede, „nun lassen Sie sich doch nicht alle einzelnen Punkte aus der Nase ziehen. Was, bitte, war Ihnen aufgefallen?"

„Das ist ein bisschen heikel, Herr Kommissar", ruderte der Arzt mit zögerlicher Stimme zurück. „Man will doch niemanden anschwärzen. Oder ein Gerücht in die Welt setzen. Das ist mir verhasst, wenn andere das tun. Da werde ich selbst wohl umso vorsichtiger sein, das kann man doch verstehen, oder?" Kellert schaute ihm mit eiserner Miene in die Augen. Ohne Worte. Der Arzt knickte ein, wandte seinen Blick ab.

„Mit den Oblaten, die wir für die Hostien verwenden. Da stimmte etwas nicht", erläuterte er kleinlaut. „Irgendwie stimmte die Menge nicht. Da fehlte etwas. Immer mal wieder. Oblaten verschwinden doch nicht einfach so. Stahl da jemand Hostien aus unserer Sakristei? Für irgendwelche okkulten Praktiken oder Rituale? Das konnte und wollte ich mir einfach nicht vorstellen. Hätte ich ahnen können,

dass der gute Tino seinem Bruder immer mal wieder ein paar Oblaten mitgebracht hat? Zum ‚Messe-Spielen'? Na ja, und dann traf ich ja dort auch den Diakon, den Reinhard Severin. Der hat mir dann versichert, dass alles in Ordnung ist. Das hat mir gereicht."

„Wie? Sie haben in der Sakristei den Diakon getroffen?", wunderte sich der Kommissar. „Was machte der denn da? Und wann war das?" Dr. Bregnitzer reckte sich, überlegte, verzog die Miene. „Tja, wann wird das gewesen sein? Vor zehn Tagen vielleicht, elf, neun? So genau weiß ich das nicht mehr." „Und was hatte der Diakon dort zu suchen?", hakte Kellert nach. „Was weiß ich? Ist das nicht ganz normal? Wobei ..." Er überlegte. „Es war auf jeden Fall ein Wochentag. Abends. Da war sonst niemand in der Kirche, soweit ich das weiß. Der Hausmeister vielleicht. Und da war auch kein Gottesdienst."

Dr. Bregnitzer rieb sich das Gesicht mit beiden Händen. „Warten Sie ... Der Reinhard hat da einige Flaschen Messwein eingeräumt. Oder umgeräumt. Mehr weiß ich nicht. Es lag ja auch alles im Halbdunkel. Das Licht in der Sakristei müsste einfach dringend mal wieder erneuert werden. Wir sind dabei, wir von der Kirchenverwaltung. Aber das Geld fehlt. Andere Projekte sind einfach dringender."

„Nun gut, da fragen wir den guten Herrn Severin am besten einfach direkt, oder?", schlug Kellert nun wieder in versöhnlicherem Ton vor. Er wollte den alten Arzt gerade verabschieden, da näherte sich draußen ein Gepolter, hastige, hektische Schritte, die Tür wurde aufgerissen, mit hochrotem Kopf schaute Dominik Thiele herein. „Ah, Sie sind auch da, Herr Doktor! Das trifft sich gut! Kommen Sie beide. Schnell! Los, kommen Sie!"

## 31.

„Schnell", hatte Thiele gerufen. Als ob das so einfach wäre! Dass es dringlich war, daran ließen sein Gesichtsausdruck und seine heftige und hektische Atmung keinen Zweifel. Aber selbst der alte Arzt war schneller als Bernd Kellert. Es ging einfach nicht. Der Rücken! Die zu lange untätig ruhenden Beine! Er stolperte hinter Thiele her, der sie zu mehr Tempo drängte. Wohin? „In die Kirche!" Mehr war aus dem Polizisten nicht herauszubekommen.

Auch wenn der Weg nicht weit war: Kellert wäre auf halber Strecke fast zusammengebrochen. „Moment!", rief er schwer atmend, griff sich in den Rücken und stützte sich keuchend an einem Abfallkorb ab. Der Atem pfiff, die Waden brannten, der Rücken fühlte sich verdreht an. ‚Verdammt! Verdammt!', presste der Kommissar unter seinem Atem heraus. Niemand hörte ihn.

Thiele war schon vorausgeeilt, überließ nun dem Arzt die inoffizielle Führung im Rennen. Er selbst kehrte um und hastete zu seinem Chef zurück. Keiner von ihnen hatte einen Mantel oder eine Jacke übergestreift. Dazu war keine Zeit geblieben. Aber sie spürten den Wind und die Kälte nicht. ‚Die Kerzen! Am Adventskranz!', fiel es Kellert ein. ‚Die musst du noch löschen lassen!' Dass ihm ausgerechnet das jetzt einfiel! „Du wolltest die Dinge beschleunigen, Chef!?", rief Thiele. „Das ist dir ja bestens gelungen." Er blickte düster. Böse. Verwirrt. „Das ist dir gelungen!", wiederholte er.

Bernd Kellert schluckte. Was war geschehen? Er schleppte sich die Steinstufen empor. Hannah Mellrich hielt die Außentür der Kirche auf. Auch ihr Blick war seltsam leer, hohl, verloren. Was Kellert im Halbdunkel der nur winterdunklen,

nicht künstlich erleuchteten Kirche sah, war ein Déjà-vu. Ein Bild wie aus einem immer wiederkehrenden Alptraum. Vor dem Altar lag ein zusammengekrümmter Körper. Dr. Bregnitzer hatte ihn soeben erreicht, kniete nieder, prüfte Atem, Puls, Gesichtsfarbe, schnupperte am Mund, richtete sich mühsam wieder auf und schüttelte den Kopf.

Als Bernd Kellert mit letzten Anstrengungen näherkam, erkannte er den – wenn er die Gesten des Arztes richtig gedeutet hatte – Toten. Reinhard Severin, der Diakon. In langen, weißen, liturgischen Gewändern. Mit rotverfärbtem Gesicht und verdrehten Augen. Neben sich einen umgekippten Kelch, aus dem eine rote Flüssigkeit tropfte. In der Hand zwei Briefumschläge. Im Gesicht ein Ausdruck, der nicht von Schmerz und Todesqual, sondern von Triumph geprägt war. Ja, Triumph.

„Wieder ein Anschlag?", fragte Hannah Mellrich, die inzwischen zu ihnen geeilt war. Dr. Bregnitzer schüttelte den Kopf. „Nein, das glaube ich nicht. Gift, wie zuletzt. Das ja. Blausäure wahrscheinlich. Und echter Wein, dieses Mal. Aber schauen Sie, wie der Kelch liegt. Blicken Sie ihm ins Gesicht. Das ist kein Schock, keine Überraschung, kein Krampf, kein letztes Verzweifeln. Das sieht aus wie ..." – er suchte nach Worten – „wie Erlösung. Wenn Sie mich fragen." Er schüttelte noch einmal den Kopf. Blickte zur Decke des Kirchenschiffs, wieder zurück auf den Toten. „Das sieht eher aus wie eine Selbstinszenierung. Wie ein bewusstes Setzen des eigenen Endes."

„Selbstmord?", rief Thiele dazwischen. „Ja, das nehme ich an, Suizid", stimmte der alte Arzt mit ruhiger Stimme zu. „Aber das werden Ihre Kollegen von der Gerichtsmedizin klären müssen. Er ist jedenfalls noch nicht länger als eine, höchstens zwei Stunden tot. Das kann ich sicher sagen."

Wenig später hatten die beiden Schutzpolizisten, die Kellert angefordert hatte, die Kirche gesichert. Und er selbst hatte die notwendigen Telefonate mit dem Präsidium geführt. Die direkte Information an den Präsidenten hatte er an Thiele delegiert. „Dr. Jacobs: Das machst du!", hatte er bestimmt. Thiele hatte genickt, ein bisschen beschämt. Er war in den letzten Tagen ziemlich wütend auf seinen Chef gewesen. Und jetzt überließ er ihm den wichtigsten Anruf!

Hannah Mellrich hatte sich die Diensthandschuhe übergestreift, vorsichtig dem Toten genähert und die beiden Briefe, die er vor der Brust umklammert hielt, aus seinen Händen gelöst. „Für die Polizei", las sie die Adresse des einen laut vor. „Für den Bischof", die andere. Neugierig sah sie Kellert an. Er zögerte. Sollte er den ersten Brief jetzt lesen? Er war doch an sie adressiert. Auch Thiele konnte seine Ungeduld kaum bändigen. War das nun die Lösung ihres Falles? Seines Falles? Aber er verstand noch nicht, was hier passiert war.

Kellert fasste einen Entschluss. Das war eine seiner Stärken. Nicht zu lange zaudern! Entscheidungen treffen! Aktionen durchziehen! „Dr. Bregnitzer. Bitte bleiben Sie hier. Sichern Sie den Ort hier vor dem Altar. Nichts anrühren, das wissen Sie ja. Und ihr, Hannah und Dominik, kommt mit." Er humpelte in die Sakristei, schaltete das trübe Funzellicht an und zog drei Hocker herbei. „Hannah, lies du!", bestimmte er. „Laut. Zu dritt können wir da eh nicht hineinschauen."

Er ließ sich mit schwerem Seufzer auf den mittleren Hocker sinken, überreichte Hannah Mellrich das an die Polizei adressierte Schreiben, wies sie auf den Hocker rechts von sich, Thiele auf den links. Sie bildeten eine Art Dreieck. In der Mitte leuchtete das bedruckte Blatt Papier fahl und zog die Blicke der Anwesenden auf sich. Man sah den drei Kri-

minalbeamten die Spannung an. Welche Aufklärung würde sie erwarten? Dominik Thiele nahm den Brief an sich und öffnete ihn vorsichtig mit dem Taschenmesser, das er immer bei sich trug. Dann gab er Hannah Mellrich den dicht und doppelseitig mit Maschinenschrift bedruckten Bogen zurück.

*An die Herren der Polizei,*

‚Typisch', dachte Hannah Mellrich, während sie langsam und betont vorlas. ‚Ich als Frau komme mal wieder nicht vor.'

*wenn Sie dieses Schreiben lesen, ist etwas furchtbar schief gegangen. Jetzt, da ich diese Zeilen in meinen Computer tippe, bin ich mir sicher, dass diese Worte niemals gelesen werden. Von niemandem als von mir selbst. Seltsame Situation. Aber als Rückversicherung schreibe ich weiter. Es muss sein. Damit Sie mich verstehen. Und niemand anderes mit hineingezogen wird.*

*Ja, ich – Reinhard Severin – bin verantwortlich für den Tod von Pfarrer Mooslechner. Und für die Vergiftung von Leon, dem kleinen Bruder vom Tino. Schlimm und unverzeihlich. Beides wollte ich nicht. Aber es geht um etwas, das wichtiger ist als jedes einzelne menschliche Leben.*

„Offensichtlich auch als dein eigenes!", kommentierte Dominik Thiele. Bernd Kellert lauschte gespannt und konzentriert. Aber nach wie vor stand er vor einem Rätsel. Er hatte einen Verdacht, worum es ging. Mehr nicht. Zuhören!

*Halten Sie mich bitte nicht für verrückt, denn ich weiß, wie verrückt es sich anhört. Ich kann beweisen, dass es*

*Gott gibt. ICH, Reinhard Severin, werde der Menschheit ein für alle Mal beweisen, dass die Bibel Recht hat. Dass Christus der Erlöser ist. Dass Gott den Tod zum Leben verwandelt hat. Dass wir zu Recht singen: „Preis dem Todesüberwinder!" Nicht, weil ich besonders klug wäre. Das bin ich nicht. Sondern weil Gott mir diese Idee, diesen Wink geschenkt hat. Ich bin SEIN Werkzeug. Aber das bin ich gern und bereitwillig. Und stolz.*

„Kapiert ihr ein Wort von dem, was ich da vorlese?", unterbrach Hannah Mellrich ihre Lektüre mit völlig anderer Stimme. „Nein, lies einfach weiter", antwortete ihr Chef. Dominik Thiele nickte wortlos.

*Ich kann und will es Ihnen nicht erklären. Sind Sie gläubige Menschen? Ich glaube kaum. Dann werden Sie mich nicht verstehen. Ich versuche es gar nicht erst. Ersparen Sie sich den Versuch. Ich werde es meinem Bischof erklären. Er wird es verstehen. Alles. Die Reichweite. Die Bedeutung. Warum ich so weit gegangen bin, gehen musste. Und* er *wird es so erklären, dass alle es verstehen werden. Auch Sie!*

*Ihnen möchte ich Folgendes sagen (und weiß doch, dass Sie das nie lesen werden. Absurd!): Niemand war in mein Vorgehen eingeweiht. Keiner wusste, dass oder wie ich an das Gift kam. Nicht schlecht, junge Frau Polizistin, an die ich mich nun erinnere: Ja, ich habe alte berufliche Verbindungen genutzt. Aber nie, nie werde ich sagen, welche. Vor allem Ursel, meine Frau, wusste von nichts. Halten Sie sie da raus. Sie hat mit der ganzen Sache nichts zu tun. Sie würde mich nicht verstehen.*

„Welche Sache, verflucht noch mal", entfuhr es Dominik Thiele. „Was bitte soll das Gefasel von Beweisen, dass es

Gott gibt?" „Nur Geduld, Dominik. Wir werden es schon noch erfahren!", beruhigte Bernd Kellert. „Da kommt aber nicht mehr sehr viel", warnte Hannah Mellrich, die das Blatt ja überblicken konnte, es umdrehte und den restlichen Text abschätzte.

*Reicht Ihnen das, verehrte Herren von der Polizei? Noch einmal im Klartext: Ich lege mein Geständnis ab. Voll und ganz. Sie haben Ihren Täter. Ich, Reinhard Severin, Diakon, bin ganz allein und im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte dafür verantwortlich,*

- *dass Pfarrer Vitus Mooslechner zu Tode kam. Konnte ich denn ahnen, dass er Traubensaft statt Wein verwendete? Damit war ja alles sinnlos. Saft bleibt Saft. Und Gift bleibt Gift. Nichts mischt sich, zumindest nicht vollkommen. Nichts wird verwandelt. Das ist logisch.*
- *dass Leon Gassner durch ein Versehen von den mit Gift versetzten Oblaten gegessen hat. Gott sei Dank nicht viel. Auch hier blieb Gift Gift. Natürlich. Wie auch anders?*
- *dass Vikar Martin Häferle fast ein anderes Gemisch zu sich genommen hätte. Das, was ich von Anfang an im Blick hatte: geweihten Wein und Gift! Fast. Warum hat er nichts davon getrunken? Alles, alles wäre anders geworden.*

*Am Ende bleibt mir nur ein Selbstversuch. Vor dem ich keine Angst habe. Ich weiß, dass ich Recht habe. Und vertraue auf die Macht Gottes. Ich beweise* IHN, ER *wird mich leiten und beschützen.*

*Ich muss das tun: dazu bin ich berufen. Und unsere Zeit braucht mein Werk, mehr denn je. Der Glaube schwindet,*

*wohin man auch schaut. Egal, wie wir uns um die Weitergabe bemühen. Mein eigener Sohn, Emanuel, will nicht mehr in die Kirche gehen! Sagt, dass er nicht mehr an Gott und Jesus Christus glaubt. Mit zwölf Jahren! Allen muss und werde ich Gottes Wirkkraft beweisen. Aber gerade ihm, Emanuel, in besonderer Weise.*

*Zum Schluss dies: Ich habe auch den Selbstversuch vollständig allein durchgeführt. Schneller, als ich es vorhatte. Aber Sie, meine Herren, ließen mir keine Wahl. Den Zeitpunkt haben Sie bestimmt. Aber keine Sorge: nur den Zeitpunkt. Sollte dieser Versuch schief gehen – aber warum sollte er das? –, bin ich auch ganz allein dafür verantwortlich. Den konsekrierten Wein habe ich von einem Freund abgezweigt. Dessen Namen ich ebenfalls niemals nennen werde. Er hatte keine Ahnung davon, wofür ich ihn benötigen und verwenden würde. Aber es ist – endlich! – ordnungsgemäß gewandelter Messwein. Nein: Es ist das Blut Christi. Das ist der Glaube der Kirche. Und der ist wahr!*

*Für all das bin ich verantwortlich. Niemand sonst. Ich.*
*Reinhard Severin*

Hannah Mellrich ließ das Blatt sinken. Die drei Kriminalbeamten schauten sich mit großen Augen an. War es das? „Moment", fügte die Vorleserin an. „Da gibt es noch ein P.S."

*P.S. Ist Ihre Neugier befriedigt, Herren von der Polizei? Wenn nicht (nur dann!): Öffnen Sie den Brief an den Bischof. Mein Memorandum. Das er lesen wird, so oder so. So ist es bestimmt! Lesen Sie ihn, wenn Sie wollen, aber führen Sie ihn dem Bischof zu! Darauf muss ich bestehen. Darum bitte ich mit Nachdruck. Alles, alles hängt davon ab.*

## 32.

„Also, ich verstehe nur Bahnhof!“, gab Dominik Thiele zu. Hannah Mellrich räusperte sich, hustete, verzog das Gesicht zu einer fragenden Grimasse. „Was machen wir denn jetzt, Chef?“, fragte sie. „Ich glaube schon, dass ich ahne, worum es geht“, entgegnete Kellert nachdenklich. Er streckte sich, stöhnte. Auf einem Hocker zu sitzen, ohne Lehne, das war für seinen Rücken Gift. Aber darum ging es jetzt nicht. Seine Mitarbeiter warteten auf seine Entscheidung. Die stand fest: „Hier steht es doch: Wir dürfen auch den zweiten Brief öffnen. Dann sollten wir das jetzt auch tun, denke ich.“

„Und ihn später an den Bischof weiterleiten?“, fragte Hannah Mellrich mit belegter Stimme nach. „Natürlich. Dazu sind wir verpflichtet. Und daran werden wir uns auch halten!“, gab ihr Chef zurück. Dominik Thiele hatte das zweite Kuvert bereits geöffnet, zog den in gleicher Weise beschriebenen Bogen heraus und gab ihn Hannah. Dass sie weiter vorlesen sollte, war klar.

*Memorandum des Reinhard Severin, Diakon*

*Höchstehrwürdiger Herr Bischof, Eminenz:*

las Hannah Mellrich und musste gegen ihre Absicht schmunzeln. Dass man heute noch so schreiben konnte! Aber sie fing sich sofort wieder und las weiter.

*Ich bin nur ein kleiner Diakon Ihres Bistums. Sie haben mich selbst geweiht damals, aber das ist schon lange her. Sechs Jahre. Mein Name, Reinhard Severin, wird Ihnen nichts sagen. Warum auch? Wir Diakone bleiben ja doch*

*stets im Schatten. Sind ‚*Aber-*Wesen‘, so nenne ich das. Kleriker,* aber *keine Priester. Haben in der Liturgie unseren Platz, dürfen* aber *nicht die Wandlung vollziehen. Arbeiten in den Gemeinden, dürfen sie* aber *nicht leiten. Aber und wieder Aber. Und das lassen uns die Herren Priester spüren. Nein, wir gehören nicht ganz dazu. Sind eher geduldet als erwünscht. Werden argwöhnisch beäugt im Blick auf das Leben mit unseren Frauen. Und Kindern. Und klein gehalten, gerade deswegen. Ein Leben in der zweiten Klasse. Ich habe es selbst gewählt. Und lebe es gern. Aber.*

*Aber der Herrgott hat mir einen Gedanken geschenkt. Eine Idee. Eine Einsicht. Mir. Einen Beweis in die Hände gelegt, wie noch niemandem zuvor. Nicht einmal dem klugen Anselm von Canterbury oder dem hochheiligen Thomas von Aquin, dem größten Theologen aller Zeiten. Das waren geniale Denker. Das bin ich nicht. Ich bin nur ein kleines Licht. Aber mit einer Gabe, die zur Aufgabe wurde.*

*Eminenz. Ich kenne den endgültigen, den eindeutigen Beweis, dass die Kirche die Wahrheit verkündet. Immer schon verkündet hat. Und* ICH *muss ihn überprüfen, ausprobieren, verfeinern. Bis ihn alle verstehen und überzeugt sind: Katholiken, Evangelische, Juden, Muslime, Ungläubige – alle! Und in Eure hochehrwürdigen Hände, Eminenz, lege ich die Verantwortung, diesen Gottesbeweis der Welt zugänglich zu machen. Ihn zu erklären. Ihn zu verbreiten. Das ist Eure Aufgabe.*

*Eine Bitte habe ich: Ich will, dass dieser Beweis mit mir, mit meinem Namen verbunden wird. Der ‚Severin-Beweis‘, so soll man ihn nennen. Denn Gott selbst hat es so entschieden. Mir ist es aufgetragen, diese so einfache Idee in die Welt zu tragen. Von Friedensberg aus.*

Die beiden männlichen Kollegen hatten Hannah Mellrich gebannt zugehört. Und sie nicht mehr unterbrochen. „Nun komm, werd' konkret!", entfuhr es Bernd Kellert, der normalerweise für seine Selbstbeherrschung bekannt war.

*Eminenz, ich muss Euch nicht fragen, Ihr wisst es nur zu gut: Was ist das Geheimnis unseres Glaubens? Wir wissen, dass Jesus Christus Brot und Wein verwandelt hat. In seinen Leib und sein Blut. Damit wir Leben haben. Frieden. Vergebung. Ewiges Leben. Er verwandelt Brot und Wein. Er verwandelt Tod zu Leben. Im übertragenen Sinne, gewiss. ‚Symbolisch', wenn man das so will. Jedoch auch ganz real. Verwandelt. Ganz real. Aber warum glauben das so viele Menschen nicht? Weil man es nicht beweisen kann. Konnte.* ICH *kann es. Es ist doch ganz leicht.*

*Wenn Wein zu Blut wird, dann kann das ja nicht an irgendwelchen Reinheitsgeboten liegen. Die Wandlung vollzieht sich, egal, ob der konkret dazu verwendete Wein ökologisch einwandfrei produziert wurde. Ob das beigemischte Quellwasser chemisch einwandfrei ist. Ob Wein oder Wasser mit Pflanzenschutzmitteln oder anderen Umweltgiften versetzt ist. Wein bleibt Wein als irdische Grundlage der Verwandlung.*

*So: Wenn ich diesem Wein nun eine giftige Dosis zusetze, die einen Menschen töten könnte, was dann? Dann würde auch sie mitverwandelt, das liegt doch auf der Hand! Wein wird Blut Christi, unabhängig von der Qualität. Die Wandlung ist allumfassend, absolut.*

*Wenn nun also ein Mensch den in einer Messe konsekrierten Wein trinkt, der mit Gift versetzt ist, und* all *das wird verwandelt und er spürt nichts, keine Wirkungen des Giftes, dann ist es erwiesen: Gott wandelt Wein in Blut!*

*Ohne jeden Zweifel. Die Substanz hat sich verändert! Es stimmt! Es ist real! Schon ein einziger Überlebender wäre der Beweis. Das wäre der Anfang. Denn ein Beweis lässt sich wiederholen. Hundertfach, tausendfach, millionenfach. Die Welt wird sehen!*

*Verehrter Herr Bischof, Eminenz.* ICH *werde diesen Beweis erbringen. Ihr müsst dafür sorgen, dass die Welt davon erfährt. Versprecht es mir. Versprecht es* DEM HERRN.

*Diakon des einzigen Gottes, euer treuer Diener, in Demut*
*Reinhard Severin*

Hannah Mellrich hatte mit immer größerer Befremdung gelesen. Ihre Stimme hatte immer mehr Distanz, ja: Abscheu gegen das selbst Vorgelesene ausgedrückt. Nun legte sie das Schreiben auf den Tisch, auf dem klassisch die Gaben für die Gottesdienste bereitgestellt wurden. Aber das wusste sie nicht. „Das ... das ist doch krank, oder?", stotterte sie. Dominik Thiele verdrehte die Augen: „Hat der wirklich geglaubt, dass sich das Gift ... wie hat er das geschrieben? ... verwandelt? Und dann einfach nicht mehr wirkt? Das wäre ja mehr als krank, das nenne ich verrückt!"

Bernd Kellert saß mit schmerzendem Rücken auf dem Hocker. Er blickte auf die beiden Briefe, er schaute zu seinen Mitarbeitern. Schließlich rieb er sich die Augen, bis sie rot wurden. Nachdenklich sprach er vor sich hin: „Ich weiß nicht ... krank? Verrückt? Das stimmt schon irgendwie. Aber ich würde eher sagen: tragisch. Was für ein Missverständnis! Wie verbohrt in ein Denken, das ihn völlig in die Isolation getrieben hat. Wofür zwei Menschen sterben mussten. Und andere mit viel Glück einer großen Katastrophe noch einmal entkommen sind. Wofür er sich letztlich selbst geopfert hat, ohne es zu wollen."

Er stand mühsam auf. „Kommt, die Kollegen von der kriminaltechnischen Untersuchung sind bald da. Und das Team von der Gerichtsmedizin." Thiele zog seinen Chef hoch. Dann verließen sie die Sakristei. Kellert blickte noch einmal zurück. Einige Weinflaschen schimmerten mattgrün. Kellert lachte kurz auf. Verwundert schauten ihn seine beiden Begleiter an. „Transsubstantiation!", murmelte er. Hannah Mellrichs und Dominik Thieles Erstaunen steigerte sich. Er sah ihre Gesichter, schmunzelte müde, schnaufte durch und meinte nur lapidar: „Das erkläre ich euch ein anderes Mal!"

## 33.

Sechster Januar. ‚Heilige Drei Könige' nennt man diesen Tag im Volksmund. ‚Erscheinung des Herrn' sagt man offiziell. Das ist der alte, der ursprüngliche Weihnachtstermin, den manche christliche Traditionen auch bis heute so feiern. Die zwölf ‚rauen Nächte' liegen zurück. Noch einmal ein Feiertag. Der Abschluss der Weihnachtszeit. Das Ende für die Weihnachtsbäume in den Wohnhäusern. Nur besonders hartgesottene Fans dieses Festkreises lassen die geschmückten Bäume bis Anfang Februar stehen, bis zu ‚Mariä Lichtmess'.

Bernd Kellert gehörte dazu. Er fand es furchtbar, wenn die abgewrackten Bäume schon Anfang Januar an die Straßen gestellt und dann auch abgeholt wurden. Lieber ließ er den geschmückten Baum bis zuletzt stehen, sehr zum Unmut seiner Frau. Die war gerade von dem klassischen ‚Dreikönigskonzert' heimgekehrt, einer alten Tradition in Polzingen. „Wunderbar hat er gespielt, der Kaiser", lobte Beate Kellert den Organisten. „Nächstes Jahr kommst du aber mit!"

Der Kommissar schüttelte mehrdeutig den Kopf und lächelte höflich. Orgelmusik war nicht unbedingt sein Fall. Andererseits war ein solches Konzert ein ganz guter Anlass, sich in der Kirchengemeinde sehen zu lassen, ohne zu einem Gottesdienst gehen zu müssen. ‚Wer weiß schon, was nächstes Jahr sein wird?', ging es ihm durch den Kopf. Er hatte seine beiden Mitarbeiter zu einer kleinen Feier eingeladen. Längst war er wieder völlig beschwerdefrei, längst wieder im Dienst. Aber für diesen Tag hatte er sich eine besondere Geste ausgedacht.

Sie saßen wieder einmal in seinem – nun weihnachtlich geschmückten – Wohnzimmer. Elf Uhr vormittags an diesem dienstfreien Tag. Es gab Tee und Weihnachtsgebäck, das aber dieses Mal nicht einmal von Dominik Thiele angerührt wurde. Es schmeckte nicht mehr. Man hatte einfach zu viel davon gegessen. Aber Thiele sah auch nicht gut aus. Übernächtigt. Weiß im Gesicht. „Na, immer noch Probleme mit Klein-Julian?", fragte Hannah Mellrich mitfühlend nach.

„Nein, mit dem Julian ist alles in Ordnung", gab er müde zurück. „Erstaunlich, wie aus dem Lehrbuch: Er wurde drei Monate und mit einem Schlag hörten die Koliken für das arme Kerlchen auf. Gott sei Dank! Gut für ihn", er überlegte kurz und fügte dann hinzu: „und für uns!" Pucki hatte sich unter seine Hand geschlichen. Ihm blieb gar nichts anderes übrig, als die Katze zu kraulen. Aber er war nicht so recht bei der Sache.

„Dominik, Hannah! Ich habe euch eingeladen, weil ich euch danken will. Ihr habt euch großartig geschlagen im ‚Fall Mooslechner', wenn ich den mal so nennen darf. Er ist restlos aufgeklärt. Dr. Jacobs ist überaus zufrieden damit, dass wir den Fall noch vor Weihnachten abschließen konnten. Dass Polzingen rechtzeitig aus den Schlagzeilen der

Presse verschwunden ist. Dass seine Abteilung in Friedensberg wieder einmal für eine ausgezeichnete Erfolgsquote deutscher Polizeiarbeit belobigt wurde. Dafür soll ich euch explizit seinen Dank ausrichten."

„Nun, zur ganzen Wahrheit gehört allerdings auch das Eingeständnis, dass wir den Fall anders abgeschlossen haben, als wir das gedacht und auch erhofft hatten." Er blickte kurz zu Thiele, der wich seinem Blick aber aus. „Nein, ich bin mit mir nicht zufrieden", führte Kellert seine Gedankengänge weiter. „Ich – für mich ganz persönlich – werde ihn als Fehlschlag verbuchen. Ein Täter, der sich selbst gerichtet hat? Das ist für mich kein ‚Erfolg'. Zumal er ja aufgrund eines tragischen, eigenen Irrtums aus dem Leben schied!"

Kellert blickte zu den elektrischen Kerzen an seinem Weihnachtsbaum, blinzelte mit den Augen, sodass sich der Lichtschein für ihn in ein fein schillerndes Funkennetz verwandelte, schnaufte durch und wandte sich dann wieder an seine Mitarbeiter: „Ich danke euch vor allem aber auch ganz persönlich. Ihr habt mich ertragen, als ich mit meiner Rückengeschichte ausfiel. Und mich einbezogen. Das war nicht selbstverständlich. Und nicht leicht. Danke dafür!" Er blickte sie an. „Und Dominik, ich weiß: Das war dann dein Fall. Und ich habe mich trotzdem eingemischt. Tut mir leid. Ehrlich. Ich konnte nicht anders. Und du hast letztlich schon Recht behalten. Vielleicht hätte ich am Ende nicht so einen Stress machen sollen. Vielleicht würde Reinhard Severin noch leben, wenn wir, wenn ich ihm mehr Zeit gelassen hätte."

Thiele schüttelte den Kopf: „Nein Chef, das ... das glaube ich nicht. Ich will jetzt nicht allzu fromm oder schicksalsgläubig klingen, aber: Das musste so kommen. So zu Ende gehen, früher oder später." Er druckste herum, fasste sich

dann aber ein Herz: „Und das, was ich gesagt habe, als wir den Severin gefunden haben, das tut mir leid. Da war ich nicht ganz bei mir."

„Schon gut, schon gut", beschwichtigte Kellert. „Und trotzdem hast du vielleicht Recht gehabt. Ich bin jedenfalls froh, dass wir den Fall gelöst haben. Wenn auch so. Mit einem Suizid des Täters. Etwas auch nur annähernd Vergleichbares habe ich in all meinen Jahren bei der Polizei auch noch nicht erlebt. Hannah: keine Sorge. Das war einmalig." Die Polizistin grinste schief. „Gut, dass Sie das sagen. Ich verstehe aber immer noch nicht so ganz genau, was da letztlich passiert ist."

„Chef, wolltest du uns da nicht noch etwas erklären, irgendetwas mit Trans...?", erinnerte sich Thiele. Kellert versuchte sich an das Telefongespräch mit Professor Brandtstätter zu erinnern. „Wirklich?", vergewisserte er sich. Da seine beiden Mitarbeiter nickten, wenn auch etwas pflichtschuldig, wie ihm schien, versuchte er es. „Also ganz kurz, und nur mit meinem Laienverstand: Die katholische Kirche nennt das, was bei der Wandlung passiert, ‚Transsubstantiation'." Hannah Mellrich pfiff unwillkürlich durch die Zähne.

Kellert lächelte matt: „Ihr habt mich gefragt, oder? Na, das klingt doch wirklich so, als ob da die Substanz, also die chemische Zusammensetzung verändert würde. Das war aber nie so gemeint. Sondern der Sinn, die Bedeutung. Deswegen nennt man das heute – Achtung – ‚Transsignifikation'. Ja, danke, Applaus später!" fügte er an, als er die amüsiert bis bewundernden Blicke seiner Mitarbeiter sah.

„Alles von Professor Brandtstätter geklaut", gab er zu. „Jedenfalls: Genau das hat der gute Reinhard Severin nicht verstanden. Wie so viele andere. Er dachte, die Moleküle

ändern sich. Die naturwissenschaftliche Basis, oder wie man das nennt. Aber nur er hat diese fatale Schlussfolgerung daraus gezogen: seinen ‚Gottesbeweis'. Ein tragisches Missverständnis. So hat das auch der Bischof genannt. Dem ich den Brief, dieses ‚Memorandum', natürlich habe zukommen lassen. Persönlich. Wir hatten ein gutes Gespräch. Ich habe ihn ja vor Jahren schon einmal persönlich kennen gelernt." Er nickte Thiele zu, der sich an einen ihrer früheren Fälle erinnerte. „‚Wir müssen unsere Theologie einfach noch besser erklären!', hat er gemeint. Und er war ehrlich erschüttert."

Hannah Mellrich dachte über das Gehörte nach. Überlegte. Dann schaute sie unsicher, warf aber ein: „Obwohl ... Wenn das nun funktionieren würde!" „Ich sage ja nur, *wenn*!", schob sie gleich nach, als sie die kritischen Mienen ihrer beiden männlichen Kollegen sah. „Wenn das Gift dann tatsächlich nicht mehr wirken würde. Wenn das eine echte, also ganz echte Wandlung wäre ... Dann käme vielleicht selbst ich ewig Ungläubige noch einmal ins Grübeln. Oder?" Meinte sie das ernst? Das wusste sie wohl selbst nicht so ganz genau.

Kellert verzog das Gesicht und beschloss instinktiv, auf diese Gedankenspielerei nicht einzugehen. „So?", meinte er mit zweifelndem Ausdruck. „Jedenfalls: Was er noch gesagt hat, der Herr Bischof: Was der Severin über das Leben als Diakon geschrieben hat, in seinem Memorandum, also das Dasein als ‚Aber-Leben', oder wie er das genannt hat: das teilen die meisten Diakone überhaupt nicht. Sagt der Bischof. Sie fühlen sich keineswegs ‚im Schatten' oder als ‚Kleriker zweiter Klasse'. ‚Die meisten leisten hervorragende Arbeit und sind damit sehr zufrieden!', behauptete er. Das war ihm wichtig."

Sie schwiegen. Pucki hatte unterdes die Bezugsperson gewechselt. Nach einem vergeblichen Annäherungsversuch an

Hannah Mellrich hatte die Katze wieder auf Kellerts Schoß Platz genommen, ihrem Lieblingsort. Dominik Thiele ruckte angespannt vor und zurück. Etwas stimmte nicht mit ihm. „Was ist los, Dominik?", fragte Bernd Keller schließlich. „Noch Fragen oder Ergänzungen zum Fall?"

„Nein. Nein. Etwas ganz Anderes." Er schluckte. „Bernd. Hannah. Es muss ja doch heraus: Ich habe mich beworben. Auf eine erste Kommissariatsstelle, in Würzburg. Und vorgestern habe ich Bescheid bekommen. Sie nehmen mich. Zum ersten März." „Na toll, Glückwunsch!", rief Hannah Mellrich spontan, sprang auf und umarmte ihren Kollegen. Eine körperliche Annäherung, die sie bislang immer vermieden hatte.

Bernd Kellert saß da wie versteinert. Er blickte verwirrt. Vergaß selbst, die Katze zu kraulen, die sich maunzend beschwerte. „Und? Nimmst du an?", fragte er dann. „Ja, Bernd, das werde ich. Es ist Zeit für einen Neuanfang. Einen neuen Schritt. Hier bleibe ich ja doch immer in deinem Schatten. Ich will aber in die Hauptverantwortung. So gut, so sehr gut es mir hier gefallen hat, gefällt." Er schluckte. Es war offensichtlich, dass ihn diese Ankündigung Überwindung kostete. Die jahrelange Zusammenarbeit aufzukündigen, an die er und – das wusste er – auch sein Chef sich so gut gewöhnt hatten.

Bernd Kellert musste einmal tief durchatmen, nickte dann, verzog die Miene und sagte dann tapfer: „Gut! Gut so. Ich wusste ja, dass das einmal so kommen würde. Ich dachte nur, das hätte noch ein bisschen Zeit. Denn, da bin ich ehrlich, das fällt mir nicht leicht. Wir sind ein gutes Team, wir drei. Dominik: Natürlich kannst du das. Du wirst es sehr gut machen. Da kann man Würzburg nur beglückwünschen. Aber ..." – er dachte nach – „wie macht ihr das dann, du

und Verena? Mit ihrer Planstelle hier am Gymnasium in Friedensberg?"

„Alles schon eingefädelt, Bernd. Würzburg ist ja eine Schulstadt mit vielen Gymnasien. Sie wird dort eine Planstelle erhalten und dahin wechseln. Das war meine Bedingung. Sonst hätte ich nicht zugesagt. Und wir werden dann auch dorthin ziehen. Alles andere wäre Unsinn. So sieht es aus. An den Main!"

Kellert nahm einen inzwischen lauwarmen Schluck aus seiner Teetasse. Er verzog das Gesicht. „Nun ja", überlegte er. „Dann könnten Sie, Hannah, ja Thieles Stelle hier bei uns übernehmen, wenn Sie im Sommer mit Ihrer Ausbildung fertig werden? Ich würde Ihnen die Stelle so lange freihalten. Wenn Sie das denn wollen." Unsicher blickte er auf seine Mitarbeiterin. Würde auch sie ihre eigenen Wege gehen? „Stand heute würde ich nichts lieber tun als das", erwiderte sie. Immerhin!

Es klingelte an der Tür. Beate öffnete, sprach kurz mit den Besuchern, eilte dann ins Wohnzimmer zu ihrem Mann und den beiden Gästen. „Die Sternsinger", erklärte sie. „Kommt!" Zögerlich erhob sich Bernd Kellert, gefolgt von Thiele und Hannah Mellrich, die gar nicht wusste, was sie erwartete, und Pucki, die ihre Neugier kaum in Zaum halten konnte. Drei als orientalische Könige verkleidete Kinder, eines davon, das Mädchen, mit dunkelbraun bemaltem Gesicht. Sie hatten einen großen, an einem langen Holzstab befestigten, goldpapierumwickelten Stern bei sich, eines der Kinder hielt eine Sammelbüchse in der Hand. Im Vordergrund stand eine ältere, normal gekleidete Frau, offensichtlich die erwachsene Begleiterin der Kinder.

‚Die kennst du doch!', schoss es Hannah Mellrich durch den Kopf, während diese ihr verschwörerisch zuzwinkerte.

‚Natürlich, Hilde Bregnitzer!' „Jetzt, wo der Diakon ausfällt, muss man sich ja einbringen", raunte ihr die alte Frau zu, zog sich dann sofort in den Hintergrund zurück. Die Kinder sagten einen Spruch auf. ‚Das klingt ein bisschen heruntergeleiert', dachte Dominik Thiele. ‚Nun ja: wahrscheinlich geben sie den Spruch heute hundert Mal von sich.'

Dann trat der größte der drei nach vorn, in der Hand ein Stück Schulkreide. „Tino!", rief Bernd Kellert überrascht, als er den Jungen erkannte. Der aber hielt ganz an seiner Rolle als Sternsinger fest, gab sich nicht zu erkennen und grüßte nicht zurück. Aber tatsächlich: die drei Kinder waren Tino, sein Bruder Leon, dem es offensichtlich wieder besser ging, und ein Mädchen, das weder die Polizisten noch Beate Kellert kannten. Frau Bregnitzer hatte sich wieder nach vorn geschlichen und flüsterte kaum hörbar. „Seraphina!"

Bernd Kellert zuckte kaum merklich die Schultern. Das sagte ihm nichts. Hannah überlegte kurz. Dann fiel es ihr ein: die Tochter des Diakons! ‚Wie schön, dass sie dabei ist!', dachte sie. Sie blickte auf die inzwischen mit der Kreide bezeichnete Haustür der Kellerts: „C+M+B" las sie. Das wiederum sagte *ihr* nichts. Tino lachte, als er ihren Blick sah, und fiel nun doch aus der Rolle als Sternsinger heraus. Mit pubertierender Stimme führte er aus: „Früher dachte man, dass das die Namen der heiligen drei Könige sein sollen: Caspar, Melchior und Balthasar. Stimmt aber nicht."

Er blickte Hilfe suchend zu Hilde Bregnitzer. Die ermunterte ihn: „Das kannst du auch selber erklären, Tino. Nur zu!" „Okay! Also, heute weiß man, dass das lateinisch ist. ‚Christus mansionem benedicat'." Immer noch schaute Hannah Mellrich so, als verstünde sie kaum, was hier vor sich ging. Tino hatte sie beobachtet, grinste, blickte zu den

beiden Kindern an seiner Seite und hob die Hand. Wie auf Befehl antworteten diese im eingeübten Chor: „Der Herr segne dieses Haus, und alle, die da gehen ein und aus." Das war wohl kaum eine wörtliche Übersetzung. Aber Hannah Mellrich lief trotzdem ein warmer Schauer über den Rücken.